

**Werner Otto von Hentig**

**Das nie geschaute Land (AT)**

**Asiatische Reisen 1912 - 1917**

**herausgegeben von Hans Wolfram von Hentig**

<b>Vorwort: N.N.</b>	
<b>Einleitung des Herausgebers</b>	<b>3</b>
<b>Ritt von Peking nach Tientsin (1912), ein Brief an die Eltern</b>	<b>7</b>
<b>Reise nach Schansi (1912)</b>	<b>11</b>
<b>Die Mission des Verfassers an den Hof des Emirs Habibullah und die Reise von Berlin bis Kabul</b>	<b>28</b>
<b>Zu meinem chinesischen Tagebuch.</b>	<b>50</b>
<b>Diarii Personae</b>	<b>54</b>
<b>Tagebuch vom 21. 5. 1916 - 20. 12. 1916</b>	<b>56</b>
<b>Dokumentarischer Anhang</b>	<b>167</b>

## Einleitung des Herausgebers

Wer ist der Verfasser dieses Buches, wer war Werner Otto von Hentig? In den neueren Ausgaben des Brockhaus suchen wir seinen Namen inzwischen vergebens. Denn wie ein kluger Mann einmal bemerkt hat, besteht die Schwierigkeit weniger darin, hineinzugelangen, als vielmehr darin, dort einen bleibenden Platz zu erhalten.

Bei dem Verfasser handelt es sich um einen Diplomaten, der im Ersten Weltkrieg, im Jahre 1915, von der Reichsregierung mit einer Aufgabe betraut wurde, von deren Erfüllung diese sich eine Wende im Kriegsgeschehen versprach, nachdem die Offensive an der Westfront steckengeblieben war.

In den Darstellungen des Ersten Weltkrieges kommt allerdings diese Episode, auf die ich weiter unten näher eingehen werde, wenn überhaupt, dann nur noch als Fußnote vor. Das hat seinen Grund. Der Verfasser gelangte zwar, wie geplant, nach Kabul und kam auch auf Umwegen wieder zurück, obwohl die Aussichten, überhaupt durchzukommen, denkbar gering waren und niemand ernsthaft damit gerechnet hatte. Afghanistan indessen hat sich nicht am Kriege beteiligt und hat sich abseits gehalten und auch Indien hat seine Unabhängigkeit erst später erlangt. Von der Unternehmung übriggeblieben sind jedoch die Texte, die der Leser hier in der Hand hält.

In seinem langen Leben hat der Verfasser viel geschrieben und auch einiges veröffentlicht, aber es lag in der Natur der Sache, daß das meiste von ihm geschriebene nicht unmittelbar zur Veröffentlichung bestimmt war. Der Verfasser der in diesem Bande versammelten Texte gehörte indessen noch einer Briefe schreibenden Generation an. Er besaß ein elementares Bedürfnis, sich mitzuteilen, sich selbst und anderen Rechenschaft zu geben, diesen oder jenen flüchtigen Eindruck aufs Papier zu bannen und Stimmungen wiederzugeben. Zudem war er ein neugieriger Mensch, sich geistvoll auszudrücken bereitete ihm Vergnügen und schließlich war Schreiben in extremen Situationen für ihn auch ein Vehikel des Überlebens.

Die in diesem Band enthaltenen Texte sind in einem Zeitraum von fünf Jahren entstanden, nämlich zwischen 1912 und dem Epochenjahr 1917. ~~Lediglich den Bericht über seinen Heimritt durch Kurdistan hat der Verfasser selbst, und zwar im Jahre 1944, veröffentlicht. Die anderen Stücke befanden sich unveröffentlicht in seinem Nachlaß und werden hiermit zum ersten Male vorgelegt.~~

Zwei Berichte - es sind Briefe an die Eltern leiten diesen Band ein. Es handelt sich dabei um die Beschreibung zweier kurzer Reisen, die erste davon fast ein Ausflug, Reisen, die gleichwohl ein Schlüssel zu den folgenden sind.

Im Jahre 1911 kam der damals 26 Jahre alte Verfasser als Attaché an die Gesandtschaft in Peking. Hören wir, was er später selbst zu dieser Zeit gesagt hat: >Ich bin nach meiner 43jährigen Laufbahn - Karriere kann man es wohl kaum nennen - nicht selten gefragt worden, welcher meiner fünfzehn Posten der schönste gewesen sei. Ohne große Bedenken kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß es das kaiserliche Peking zur Zeit der >most rotten Manchu Dynasty< war. Man lebte in einem großen Land höchster künstlerischer Kultur, unübersehbarer Weite und von einer gewissen Ursprünglichkeit der Verhältnisse, als Europäer schon und noch mehr als Mitglied einer auserlesenen Gesellschaft ein von unseren heutigen Gesichtspunkten gesehen völlig sorgenloses Leben, hatte das Gefühl und die Überzeugung, einem hochanständigen Volk und ebensolchen Staat anzugehören, vom Reich und von seiner

Regierung nicht im Stich gelassen zu werden und unverhältnismäßig frei zu sein.< Dies mag als Einleitung zu den ersten beiden Berichten genügen, immerhin weist der letzte hier zitierte Halbsatz bereits auf Ereignisse und Umstände hin, die später eine Rolle spielen sollten.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges befand sich der Verfasser in Persien. Von Isfahan aus erreichte er in einem zweiwöchigen Ritt Aleppo und gelangte von dort aus über Istanbul nach Berlin. Den Bericht dieser Reise hat er im Jahre 1944 veröffentlicht.

Anschließend nahm der Verfasser mit seinem Regiment, den Wrangel-Kürassieren am Winterfeldzug in Masuren teil und wurde dann im Frühjahr des Jahres 1915 vom stellvertretenden Großen Generalstab und vom Auswärtigen Amt mit jener Mission beauftragt, von der oben bereits kurz die Rede war und die den Verfasser einmal um den Erdball führen sollte.

Es ging darum, daß das indische Reich und damit England, von der indischen Nordwestflanke, also von Afghanistan her verwundbar waren. Man wußte, daß die Afghanen in zwei Auseinandersetzungen mit England im 19. Jahrhundert, nämlich 1839-42 und 1878-80 englischen Expeditionscorps empfindliche Niederlagen bereitet hatten. Nun hatte ein indischer Prinz, der Kumar Mahendra Pratap von Mursan und Hathras, sich gegenüber der Reichsregierung erboten, seine Standesgenossen, die indischen Fürsten, dazu zu bewegen, sich gegen den britischen Raj zu erheben. Die ziemlich knapp gehaltene Instruktion vom 17. April 1915 beauftragt den Verfasser, Pratap nach Kabul zu bringen, ihn bei dem regierenden Emir Habibullah einzuführen, sowie Pratap bei seinen Bemühungen zu unterstützen.

Die mit dieser Aufgabe verbundenen Schwierigkeiten waren vielfältiger Art. Zum einen hatte sich Afghanistan in einem Abkommen im Jahre 1907, in dem auch die Grenzen festgelegt worden waren, gegenüber England dazu verpflichtet, diplomatische Beziehungen nur zu England über dessen Vizekönig in Indien zu unterhalten, zum anderen war Afghanistan im Kriege nur von Persien aus zugänglich und Persien konnte nur durch die Mitte durchquert werden, da Nordpersien von den Russen und Südpersien von den Engländern besetzt war. Dem Verfasser blieb demnach die einzige gangbare Route durch die Salzwüste Kewir. Zwar war Afghanistan ein weitgehend unbekanntes Land und der Verfasser wußte über Afghanistan und die Verhältnisse dortselbst nicht wesentlich mehr als die Reichsregierung, aber er kannte immerhin Persien und somit die Bedingungen einer solchen Reise gut genug, um zu wissen, was er tat.

Als persönliche Begleiter nahm der Verfasser lediglich den Stabsarzt Dr. Karl Becker sowie den Kaufmann Walter Röhr als Sprachkundigen und Organisator mit. Zum Schutz gegen räuberische Überfälle suchte er sich ferner sechs Afghanen aus, die im Kriegsgefangenenlager Zossen einsaßen, darunter jenen Seyed Ahmed, der ihn schließlich bis nach Sian in China begleiten sollte. In Istanbul gab der osmanische Vizegeneralissimus Enver Pascha dem Verfasser einen Adjutanten, den Oberleutnant Kasim Bey mit. In der Oase Tebbes in der persischen Salzwüste stieß dann noch der bayerische Artilleriehauptmann Oskar Niedermayer mit mehreren eigenen Leuten, von Teheran kommend, zum Verfasser. An Geldmitteln führte der Verfasser 100.000 Mark in gemünztem Gold mit sich. Andere Zahlungsmittel wären in irgendwelchen Städtchen am Ende der Welt unbrauchbar gewesen.

Der Hauptteil dieses Buches beginnt zu dem Zeitpunkt, an dem der Verfasser seine Mission beendet hatte und sich anschickte, Afghanistan den Rücken zu kehren. Der Verfasser begründet in seiner Einleitung zu seinem Tagebuch, warum es untunlich gewesen war, auf der Hinreise eines zu führen. So erfahren wir vom ersten Teil der Reise aus anderen Quellen,

was sich zugetragen hat. Der im Juni 1917 nach seiner Rückkehr geschriebene Abschlußbericht des Verfassers bot sich demnach an, das Tagebuch einzuleiten und ist diesem vorangestellt. Zwei Briefe aus der Wüste Kewir ergänzen diesen Bericht.

Obwohl das Tagebuch genau genommen ein Fragment ist, so ist es dennoch eine in sich geschlossene Einheit, nicht zuletzt deshalb, weil der Verfasser nach dem Abschluß der Mission, mit der er beauftragt worden war, im eigenen Auftrag handelte, ja, handeln mußte. Hinzu kam, daß der Verfasser sich zu Beginn seines Rückmarsches von der Mehrzahl seiner Gefährten trennte: Oskar Niedermayer und seine Leute zogen über den Anjuman-Paß in Richtung Mazar-e Scharif weiter, der Verfasser, nur noch von Walter Röhr begleitet, in Richtung Faizabad und über den Pamir. Über sieben Monate später erreichte der Verfasser den Endpunkt der Bahn in Mienche in der chinesischen Provinz Honan. Die Frage der Periodisierung ist für Historiker Gegenstand von Kontroversen, hier aber läßt sich konstatieren, daß das Zeitalter Karls des Großen, als der Verfasser am Heiligen Abend des Jahres 1916 von seinem aus Persien mitgenommenen Maultier absaß, zu Ende war. Das Tagebuch der Reise, das wir hier vor uns haben, ist ein letzter Abgesang auf dieses Zeitalter.

Über 75 Jahre sind seit der Entstehung des Tagebuchs verflossen, davon über 45 Jahre, seitdem der Verfasser seine Kurzschrift in Maschinenschrift übertragen hat. Kurz nachdem er seine Übertragung im Juli 1945 beendet und die Einleitung dazu verfaßt hatte, wurde der Verfasser von den Amerikanern verhaftet, ihm das Originalmanuskript des Tagebuchs fortgenommen und trotz aller Bitten nicht wieder zurückgegeben. Der amerikanische CIC-Mann, der dies tat, vermutete dahinter offenbar subversive oder geheime Aufzeichnungen. Das Original ist also bis zum heutigen Tage verschollen und lediglich ein auf schlechtem Papier geschriebener Text voller Schreibfehler ist erhalten geblieben. Alle Skizzen des Verfassers, die in dem Original enthalten waren, sind demnach ebenfalls für die Nachwelt verloren. So ließen sich auch einige Orts- und Eigennamen nicht mehr entziffern. Herrn Paul Bucherer-Dietschi, Liestal, sei an dieser Stelle für die Durchsicht des Tagebuchs und für die Rekonstruktion von Personennamen und für die Korrektur von Ortsnamen gedankt. Ferner weist der Verfasser darauf hin, daß in seinen Tagebucheinträgen eine Lücke hinsichtlich der teilweise dramatischen Ereignisse in Jarkent und Kaschgar klafft. Die nachträglich angefertigte Aufzeichnung ist 1943 den Bomben zum Opfer gefallen. Als der Verfasser, vom Pamir kommend, in Jarkent erschien, hatte er dies, wie er oben erwähnt, den chinesischen Behörden gemeldet. Sowohl der britische Generalkonsul Sir George Macartney als auch dessen russischer Kollege Fürst Mestschersky waren demnach durch ihre Agenten von der Stunde an genau über jegliches Tun und Lassen des Verfassers unterrichtet, in der sie gewissermaßen das Weiße im Auge des Gegners sehen konnten. Von nun an fließen die Quellen reichlich und der Bericht des Sir George Macartney über die Ereignisse bot sich an, die besagte Lücke zu füllen. Von Jarkent an gab es auch wieder eine Postverbindung und die privaten Briefe des Verfassers an seine Eltern sind zum guten Teil erhalten, so daß auch sie sich zur Ergänzung anboten. Ferner gibt es Erinnerungen des schwedischen Missionars John Törnquist. Das Kapitel, in dem er die Ereignisse in Kaschgar beschreibt, findet sich ebenfalls an dieser Stelle. Schließlich faßt der Verfasser die durchlebten Widerfahrnisse in einem Bericht an den Reichskanzler Bethmann Hollweg vom 21. Juli 1917 zusammen, der im dokumentarischen Anhang wiedergegeben ist.

Meinem Bestreben, das Tagebuch durch weiteres unveröffentlichtes Quellenmaterial zu ergänzen, waren indessen dadurch Grenzen gesetzt, da sich offenbar keiner der in Afghanistan selbst verfaßten Berichte erhalten hat. Auch die unterwegs auf dem Marsch abgesandten Briefe und Berichte sind weder im Archiv des Auswärtigen Amtes noch im Public Record Office in London auffindbar. Ein etwas enttäuschender Befund angesichts der Tatsache, daß der Verfasser in seiner Einleitung davon spricht, daß die Akten zu seiner afghanischen Mission ziemlich vollständig seien. Einer der wichtigen Akteure in diesem Drama, der Gesandte von Hintze, hat sich über sein Verhalten ausgeschwiegen. Der Nachlaß von Sir Miles Lampson, des nachmaligen Lord Killearn, setzt erst mit dem Jahr 1926 ein, wie mir Lord Killearn, der Sohn, freundlicherweise mitgeteilt hat. Was blieb, ist ein in Hankau verfaßter Bericht, der Aufschluß über die Teilnehmer an der Mission des Verfassers gibt, ebenso, wie es den Verfasser selbst charakterisiert. Schließlich ist im Anhang ein Bericht über den Zustand der afghanischen Armee im Jahre 1915 wiedergegeben.

In der Tat dürfte das Tagebuch in mancher Hinsicht karger ausfallen als die nachträglich niedergeschriebenen Erinnerungen. Auch über diese verfügen wir. So heißt es beispielsweise im Tagebuch unter dem 28. Juni 1916 >...einen Spion hochgenommen<. Die mit diesem Hinweis angedeutete Begebenheit liest sich in dem erwähnten Erinnerungsbuch folgendermaßen: >...Die vom Durchdringen der Nacht und dem Kampf mit dem Winde schmerzenden Augen sehen einen Reiter. Er hält auf zwei Kilometer gleichen Kurs mit uns. Was will der Mann des Morgens um vier Uhr, warum reitet er außerhalb der Straße ins Unbewohnte? Als er sich uns genähert hat, werfe ich meinen Fuchshengst herum und lasse ihn zeigen, wie er nach zwölf Stunden Marsch noch galoppieren kann. Der unheimliche Reiter will wenden, gibt aber seine Flucht bald als aussichtslos auf. Er ist ein Tadjik... Die Widersprüche über Woher und Wohin, in die er sich verwickelt, bestätigen meinen Argwohn. Willig folgt er mir zur Karawane, sichtlich froh, daß die entscherte Pistole nicht losgeht...< Gealtert ist indessen das Erinnerungsbuch, das Tagebuch hingegen nicht, es hat seine Frische und Unmittelbarkeit bewahrt.

Es wird schließlich dem Leser nicht entgehen, daß einige *diarii personae* als Handelnde nicht vorkommen, obwohl gelegentlich erwähnt, wie beispielsweise der Emir. An Sir George Macartney hat der Verfasser immerhin geschrieben. Der britische Gesandte Sir John Jordan und sein erster Sekretär Miles Lampson hingegen waren weit fort, in Peking. Wir müssen uns die Sache wohl so vorzustellen haben, daß auch die abwesenden Personen dem Verfasser stets gegenwärtig gewesen sind, und zwar der Emir, von dem wir bis zum heutigen Tage nicht wissen, ob er ein doppeltes Spiel getrieben hat und die beiden besagten britischen Diplomaten, die durch ihren zu vermutenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse ständig präsent waren.

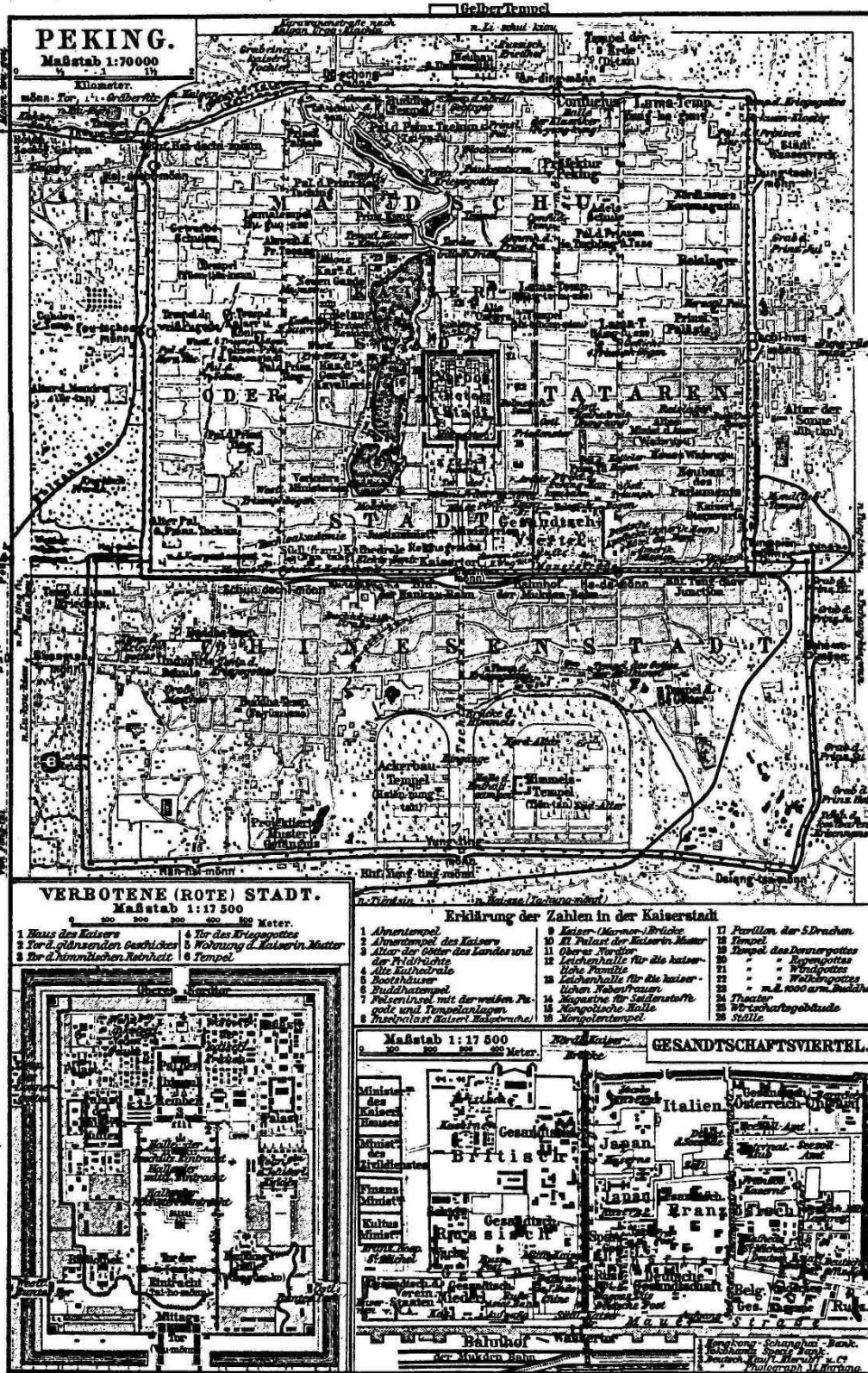
Die vom Verfasser eingefügten Sacherklärungen finden sich in (...), die Erläuterungen und Ergänzungen des Herausgebers, sowie Stellen, die nicht mehr rekonstruiert werden konnten, sind in [...] gesetzt. Im Anmerkungsteil findet der Leser alles, was sich nicht im laufenden Text unterbringen ließ, ohne daß es den Lesefluß beeinträchtigt hätte.

Die Textstellen, die ich zur Ergänzung des Abschlußberichts verwendet habe, sind dem ersten Erinnerungsbuch des Verfassers entnommen, das 1917 unter dem Titel >Meine Diplomatenfahrt ins verschlossene Land<, sowie seinen Lebenserinnerungen >Mein Leben - eine Dienstreise< (1963).

Lerschienen war

Hans Wolfram von Hentig

Zu S. 87f.



zu S. 5ff.





**Ritt von Peking nach Tientsin (1912), ein Brief an die Eltern**

Peking am 23. Juni 1912

Liebe Eltern,

Hier mein Bericht über den Ritt nach Tientsin:

Schon längst war er geplant, schon lange hatte ich die Karte studiert, gemessen und gemessen, die Kilometer von Tientsin nach Peking und von Peking nach Tientsin gezählt und mit Mr. Chi alle nötigen Reisevokabeln gelernt. Aber zunächst hatte ich kein ordentliches Pferd, das die Strapaze überstanden hätte, dann kam Regen und einige kleinere persönliche Unfälle, so daß ich erst in vorvergangener Woche meinem alten Gedanken wieder näher trat. Ich trat ihm sofort sehr nahe, denn der Himmel war gerade bedeckt, einen geeigneten Pony hatte ich in meinem Schimmel Brio inzwischen erstanden und als besonders ausdauernd erprobt; es fehlte demnach nur der Entschluß. Auch der war recht plötzlich gefaßt, als ich hörte, daß der Gesandte am folgenden Tag zu den Minggräbern zu fahren gedenke. Zuweisungen an den Mafu (Pferdeknecht), Urlaub und ein Torpaß waren alles, wofür zu sorgen war, und der Ritt konnte beginnen.

Donnerstag, den 18. um 23 Uhr 30 kam ich von einer Gesellschaft nach Haus. Der Gesandte<sup>1</sup> sah und rief mich zu sich. So saß ich mit ihm, der wohl von meinem Urlaub nach Tientsin, nicht aber von meiner Absicht, dorthin zu reiten, wußte, noch lange auf der Terrasse vor der Gesandtschaft. Um 3 Uhr wollte ich aufbrechen und hatte deshalb meinen Wecker auf halb drei gestellt. Aber Wang, mein Boy, hielt sich an meine ursprüngliche Anordnung. Er weckte mich erbarmungslos nach 1 1/2 Stunden Schlaf um 2 Uhr. Schnell hatte ich gebadet, gefrühstückt, das schon bereit stehende Pferd geprüft, meine Rocktaschen gepackt, das hintere Gesandtschaftstor öffnen und den Pony zum Wassertor führen lassen. Die verschlafenen japanischen Posten rissen die Augen weit auf und machten instinktiv eine kleine Verbeugung. Aus der Beleuchtung des Bahnübergangs heraus stolperte der Pony vorwärts in die dunkelste Dunkelheit einer wolkenverhangenen, schwülen Sommernacht.

Am Hatamên brannte eine Laterne, unter deren geselliger Flamme sich einige Polizisten versammelt hatten. Dann tauchte ich wieder in die Dunkelheit. Noch wurde mir der wohlbekannte Weg durch die Häuserreihen gewiesen. Hier und da zeigte ein Licht, daß ein fleißiger Handwerker schon bei der Arbeit war. Aber dann war es so pechrabenschwarze Nacht, daß ich mich nur gerade auf dem Weg entlangfühlte, ohne zu wissen, wohin ich ritt. Allzu überrascht war ich deshalb nicht, von einem feinen Regen besprüht, vor einem anderen Tor anzulangen, als ich gewollt hatte. Statt vor dem Dsiangsamên stand ich vor dem Schomên und alarmierte dort die Gendarmerie durch mein Erscheinen. Mein Begehren, herausgelassen zu werden, wurde dem Kommandanten der Wache mitgeteilt. Ich überreichte meinen Torpaß und während er sich mit dessen Studium abmühte, erhob sich gähnend einer nach dem anderen von den 'geehrten bings', den Soldaten. Nach einigem Warten wurde ich gebeten, in die Wachstube einzutreten, um meinen Namen, den sie vergeblich in dem für die ganze Gesandtschaft ausgestellten Paß gesucht hatten, anzugeben. Vorsichtigerweise hatte ich mir meine chinesische Visitenkarte eingesteckt, so daß ich dem Torschreiber die Mühe abnahm, ein Zeichen für meinen Namen zu suchen. Schließlich war alles zur gegenseitigen Zufriedenheit geordnet. Die vier stärksten Männer hoben die schweren Querbalken ab, trugen sie auf ihr

<sup>1</sup> Elmershaus Freiherr von Haxthausen (1858 - 1914)

Postament im Torinnern und begannen dann gemeinschaftlich, die schweren Torflügel wippend auseinanderzuziehen. Ein Trinkgeld an den stärksten von ihnen, und ich war draußen. Auf einem guten Weg trabte der Pony in Frische federnd an der Mauer entlang, um an deren Ende Richtung Tientsin nach Südosten aufzunehmen. Wenn er doch den ganzen Tag so frisch bleiben möchte, war mein Wunschgedanke. Ich hatte mir die ganze Strecke in Abschnitte eingeteilt. Ich wollte mich von einem zum anderen durchfragen. Dies versuchte ich denn auch, als ich den ersten Kulis begegnete, die zum Markt karrten. Mein frühes Erscheinen gab ihnen aber, wie mir deuchte, so viele Rätsel auf, daß sie zu einer Antwort gar nicht kamen. Dies brauchte mich auch nicht lange zu bedrücken, denn bald sah ich in der Dunkelheit eine Linie, die teils als Mauer, teils als bloßer Lehmwall erhaltene Einfriedung des kaiserlichen Wildparkes, die meine 'Richtlinie' für die ersten 30 km sein sollte. Eine Riesenanlage muß dieser 'Hai dsi' gewesen sein vom Ausmaß Berlins, einst hoch ummauert, heute eine wohlangebaute Fläche, die zerstörtes Mauerwerk, wohlgesicherte Wasserdurchlässe und einsam ragende Tore, wie nach ihrem Zweck fragend, traurig umranden. Inzwischen war es hell geworden. Im Dörfchen Madsutsian herrschte schon ein reger Marktbetrieb, der sich ganz börsenmäßig vollzog. Proben wurden geprüft und je nach Ausfall des allgemeinen Urteils die Preise festgesetzt und Bestellungen gemacht. Allzu lange durfte ich mich aber nicht aufhalten, denn ich hatte die mir vorgenommene Zeit bereits überschritten. Um 7 statt 6 erreichte ich dann das auf dem ersten Viertel Wegs gelegene Dorf Tsaiyu. Durch einen Bissen Brot und einige sorgsam geschälte Radieschen gestärkt, trabte ich durch eine bisher in China nicht erlebte lichte Waldlandschaft. Das Einhalten des richtigen Weges oder besser der rechten Richtung war hier recht schwer, denn häufig verschwand der Hauptpfad ganz, weil ihn die Bauern einfach umgepflügt hatten; da hieß es, sich denn häufig nach dem Kompaß richten und sich vom Weg ungebunden durch die weit auseinander stehenden Aprikosen- und Pappelbäume durchwinden. Unterwegs unterhielt ich mich damit, jeden mir Begegnenden sowohl nach dem nächsten Dorf wie nach der Entfernung dorthin zu fragen. Im allgemeinen gaben die Leute ganz verständliche und meist zutreffende Antworten; selbst die Li-Angaben zeugten von gutem Raumsinn; nur einmal bin ich, augenscheinlich absichtlich, falsch gewiesen worden. Mit Freuden hatte ich bemerkt, daß die Entfernung nach dem Städtchen Wutsing hsien, die sich während der ersten 20 Minuten Weiterreitens hartnäckig auf 25 Li [ein Li = 576m] gehalten, einmal sogar auf 30 gestiegen war, sich merklich verringerte. 20 Li, 18 Li, 12 Li, jetzt war ich nur noch fünf, also höchstens eine Viertelstunde entfernt. >12 Li< lautete die Antwort; ich überlegte mir noch, ob ich mich über meine oder des Mannes Dummheit ärgern sollte, als ich bereits die hohen Mauern des Städtchens vor mir auftauchen sah. Der Mann hatte mich für meine, ihm töricht erscheinende Frage foppen wollen.

Wutsing hsien war ein richtiges Städtchen, ein in gewaltigem Viereck ummauerter Platz, der aber eigentlich nur eine Straße besaß. Der übrige Stadtgrund lag öde und unbebaut. Die Häuser an der schmalen Zeile trugen innen städtischen Charakter, einige Läden und herumlungernde Soldaten vervollständigten diesen Eindruck. Vor dem Tore feierte die gesamte Bürgerschaft in Sonntagskleidern bei Schmalzkuchen und Theaterspiel ein Tempelfest. Der Anblick hätte nicht friedlicher sein können. Hiernach kam die Strecke, auf der ich mich am schwersten zurechtfinden konnte. Die vierteljährlichen Veränderungen des Flußlaufs hatte die ruhigere Karte nicht mitgemacht. Und wie selbst ein Regen hier in wenigen Stunden am Landschaftsbild ändert, verzeichnet sie schon gar nicht. Nach übereinstimmendem Urteil der

Landeseinwohner war der schöne, gerade Weg, den ich als Flieger eingeschlagen hätte, für den Reiter gänzlich ungangbar. Sehr mißtrauisch machte ich mich denn daran, wie mir geraten, nach Norden abzubiegen. Ehe ich mich dessen versah, war ich mitten in einem Sumpf und wurde noch dazu von einem durchdringenden Sprühregen überrascht. Nur zwei lange Deichlinien und ein Mann mit einem gefirnißten Leintuch über dem Kopf boten Richtpunkte. Ich verwünschte mein Vertrauen zu den Landeseinwohnern, ließ mir aber dann von dem Mann mit dem wasserdichten Tuch immer und immer wieder versichern, daß ich auf der rechten Straße sei. Erst als ich den bis dahin verdeckten Fluß plötzlich vor mir hatte und mein Kompaß mir die Richtung zur gesuchten Brücke wies, durfte ich mich beruhigen. Eine ganze Zeit ging ich noch neben meinem Mitwanderer. Um 12 Uhr hatte ich mir vorgenommen, eine längere Rast einzulegen. Ich langte auch gerade in einem großen Dorfe an. Seine hohen, kastellartig gebauten Häuser besaßen nach der Straße nur eine Tür in mehr als Manneshöhe. Es schien ausgestorben. Am Dorfbrunnen entdeckte ich die ersten Menschen. Ich entschloß mich, nicht noch bis Yengtsun, dem vorgeplanten Rastort, zu reiten und bat um Hirse, Mais und Bohnen für das Pferd. Verständnislos schaute man mich an, bis ein gewandter Dörfler meine Wünsche richtig ausgesprochen wiederholte. Selbstverständlich gab es hier Kaoliang (Hirse, gebräuchlichstes Pferdefutter in China). Wie eine Fahne, oder vielleicht besser wie ein Verbrecher wurde ich zum Kaufmann geleitet. Der Kaufmann war augenscheinlich der Odysseus des Ortes; er war schon in Tientsin gewesen und besaß einen wertvollen Schatz fremder Vokabeln. Er konnte deutsch >eins<, >zwei<, >drei< sagen und französisch das wichtige Wort >manger<. Mein Kompliment, er spräche Chinesisch, Deutsch und Französisch gleich gut, steckte er denn auch stolz ein. In wenigen Minuten hatten sich mittlerweile etwa 200 Menschen versammelt; die Kinder nach der Größe vorn aufgebaut, dann die Männer und im Hintergrund die Frauen. In meinem ganzen Leben hatte ich mich noch nie einer so ungeteilten freundlichen Beachtung zu erfreuen gehabt.

Nachdem ich meinem Pferd in einem Riesenkorb Hirse und Mais vorgesetzt hatte, zog ich mein Stück Weißbrot aus der Tasche und bat um eine wohlausgespülte Tasse Tee. Man reichte mir auch eine Tasse, und zwar mit Wasser, wie ich staunend vermutete, einen Beweis von Reinlichkeit zu geben. Erst als ich die Flüssigkeit ausschüttete, merkte ich am Geruch, daß es Wein gewesen war. Beim Tee erregte mein >weißer< Zucker allgemeines Aufsehen; ich verteilte einige Stücke und sah zu meiner Freude, daß jedes durch etwa 50 Münder ging. Der Schokolade jedoch gegenüber, die ich herauszog, legte man das größte Mißtrauen an den Tag, sie wurde nur berochen und etwas beleckt und mein eigener mutiger Angriff auf sie hoch bewertet. Aller Anteil an meinen chinesischen Mitmenschen vermochte aber nicht das Schlafbedürfnis zu befriedigen, das sich in der Mittagsschwüle und nach der Nahrungsaufnahme einstellte. Ich bat um eine Ruhestatt und legte mich auch ohne Zaudern auf den mir angebotenen Kang. Drei alte Chinesen bewachten schweigend meine Schlafversuche, bis einer meinen erfolglosen Kampf mit den erbarmungslosen Fliegen nicht mehr ansehen konnte und mich in sein fliegensicheres Gemach überführte. Dreiviertel Stunden Schlaf taten Wunder. Brio hatte inzwischen auch fast ganz ausgefressen. Ich konnte also wieder aufzäumen und meine liebenswürdigen Wirte - die sich den allerdings unbezahlbaren Schlaf mit 5 Dollars vergüten lassen wollten - wie vorher die Fliegen abwehrend, guter Dinge weiterreiten. Nach einer halben Stunde hatte ich plötzlich das Gefühl, jetzt bist Du sicher und kannst Dich nicht mehr verirren, obwohl ich kurz vorher von meiner Karte herunter für

einige Kilometer auf den weißen Rand gekommen war. Wie war das zu erklären? Ganz fern und ganz flüchtig hatte ich, ohne es mir ganz zum Bewußtsein kommen zu lassen, eine Stange gesehen, hiermit assoziierte ich eine Telegraphenleitung - gerader Weg Großstadtnähe. Bei näherer Betrachtung entpuppte sich die eine Stange, denn es war nur eine, als Mast einer schmutzigen Dschunke, die sich von der gelben Lehmlösung des Paiho nach Tientsin tragen ließ. Dreiviertel Stunden hielt ich mich dann auf dem Flußdeich in einer Höhe mit einem vergnügten Eselsreiter, der mich in lustigem Galopp sogar häufig überholte; dann zeigten sich Mauern und Häuser von Yentsun, die noch weithin sichtbare Spuren deutschen Kultureinflusses von 1900 trugen. Um Verwechslungen vorzubeugen, trugen die Häuser Bezeichnungen wie >Chinesenhaus<, 'Theatertempel Rev. d. III. Komp. SB. III'. Kann das Wort >anheimeln< auch unangenehme Gefühle umschließen? In Yengtsun brachte mich eine Fähre über den Fluß. In stolzer Ortskenntnis bezahlte ich ohne zu fragen 2 cents Kleingeld; hätte ich drei gegeben, so wäre mir als Fremden sicher noch mehr abverlangt worden. Hinter Yengtsun und nach annähernd 100 Kilometer Wegs war von dem vorwärtsstürmenden Ungestüm des Ponys nicht mehr viel zu spüren. Nur zu gerne ließ er mich absitzen, und noch lieber rupfte er Gras und Kräuter, wo er sie finden konnte. Ich konnte ihm aber die Zeiteinteilung doch nicht ganz überlassen. So legte ich immer zwischen eine halbstündige Trabreprise, während der ich ihn durch Pfeifen sichtlich ermunterte, stets zwanzig Minuten Fußmarsch ein. Inzwischen war ich wieder auf die Karte gekommen, hatte die Bahn unterschritten und konnte mich, von Bahn und Fluß geschient, nicht mehr verreiten. Die Gefahr war ohnedies nach den ersten vier bis fünf Stunden immer geringer geworden. Es entwickelte sich ein Gefühl für den richtigen Weg, dessen ich mir in meinem Drang nach Tientsin immer bewußter wurde. Jeder Einschnitt, jede Wasserfurche ließ durch ihr heutiges Gesicht ihr ursprüngliches Aussehen durchscheinen. Mit Sonnenuntergang etwa kam ich durch furchtbar schmutzige, stinkende Dörfer. Schornsteine und ein europäisches Wohnhaus mit Uhrturm zeigten Tientsins unmittelbare, noch nebelhafte Nähe an. Um 19 Uhr 30 erreichte ich das Weichbild der Stadt. Mein dorthin beorderter Mafu war nicht zur Stelle; so mußte ich denn durch die ganze Chinesenstadt und sämtliche Konzessionen, deren letzte nach zehn Kilometern die deutsche ist, unser Konsulat suchen. Nach 21 Uhr traf ich dort ein. Das Haus war dunkel, der Stall mit Kisten vollgestellt und der Herr Legationsrat, bei dem ich mich melden ließ, im Pyjama. Ich brachte also meinen Pony - nein ich ritt ihn in flottem Trab - zur deutschen Schutzwache. Offiziere waren nicht dort. Während sich die Unteroffiziere über ihre Zuständigkeit stritten, rieb ich das brave Tier ab. Gegen 22 Uhr stand es vor der Krippe im Stroh. Das gastliche Konsulat hatte derweil alles für meinen Empfang gerichtet: Bett und leichtes Essen. Ich war dafür mehr als empfänglich. Um Mitternacht wachte ich auf, nicht ganz sicher, ob ich den Ritt schon hinter mir hätte, trank dann eine ganze Flasche Iltisbrunnen und schlief beruhigt weiter. Die 140 Kilometer lagen hinter mir und Brio. Von Tientsin selbst, das eine kurze Charakteristik verdient, ein andermal. Ich besuchte nach einem Gang durch die Stadt die *most prominent Germans*, zeigte mich an der Klubbar, nahm einen Drink im Astor House und war am Abend beim Offiziercorps des Detachements des Seebataillons. Am Sonntagmittag fuhr ich dann, und zwar ohne Rücksicht auf *losing face* im Viehwagen mit Brio nach Peking.

Euer Otto.



**Reise nach Schansi (1912)**

Kalgan, den 11. Oktober 1912

Liebe Eltern,

Gewitzigt durch frühere Erfahrungen möchte ich diesmal Euch die kleine Reise, zu der wir gestern aufgebrochen sind, aus meinen täglichen Aufzeichnungen miterleben lassen. Konsul Knipping<sup>2</sup> aus Tientsin plante schon seit längerer Zeit eine Inspektionsreise durch die nördlichen Teile seines Konsularbezirkes. Sie war ursprünglich auf Mitte September angesetzt, dann auf Anfang Oktober verschoben und ist gestern nun wirklich angetreten worden. Ich entschloß mich am Nachmittag vorher teilzunehmen, nicht ganz leichten Herzens, denn ich werde nicht vor dem 25. wieder in Peking sein und muß am 26. bereits von Tientsin abdampfen. Am 30. bin ich dann in Japan. Ich entschied mich schnell, weil sich wahrscheinlich nie wieder in meinem Leben eine Gelegenheit bieten wird, Nordchili und die Südmongolei unter sprach- und sachkundiger Führung zu sehen. Mitreisen außer Konsul Knipping noch Dolmetscher Kleinschmidt und Rechtsanwalt Will aus Tientsin. Ich stieß am Bahnhof Hsi-chihmifen zu den Tientsiner Herren, nachdem ich fast die ganze Nacht durchgearbeitet hatte, um von der laufenden Arbeit frei zu werden. Erst als ich in der ratternden, federlosen Rikscha saß, lockerten sich die Nervenstränge. In der Bahn schlief ich dann auch bald über der in roten Lettern gedruckten Festnummer der Peking Daily News ein. Als in Nankou (Station für die Minggräber) eine große Schubmaschine in Tätigkeit trat, gingen wir auf die Plattform des vordersten Wagens, um von dort die unvergleichliche Aussicht über Paß und Große Mauer zu genießen. Die Fahrt habe ich schon einmal beschrieben. Sie wäre einer nochmaligen Beschreibung wert, wenn ich mich bei der Fülle neuer Eindrücke darauf einlassen dürfte. Unser durch die nördliche Kühle durchfrorenes Gebein wärmten wir durch ein im Gepäckwagen vom Koch auf einem kleinen Kohlenöfchen bereitetes Mittagessen wieder auf und dämmerten dann durch einen Blick aus dem Fenster hier und da zu Betrachtungen angeregt dahin. Die große, hinter der Mauer sich auftuende Ebene brachte wohlangebaute Schläge. Auf den Stationen herrschte überall ein Riesenverkehr kommender und gehender Pelzmäntel. Häuser allerdings waren weit und breit nicht zu sehen. Außer den Bahnhofsgebäuden selbst, entsinne ich mich nur eines großen umwehrten Gehöfts der Eastern Asiatic Petroleum Company, die auch hier der Standard Oil erfolgreich begegnet. Einen kleinen Ort passierten wir immerhin; hier mündet eine Kohlenbahn, überragt von einem klosterbesetzten quadratischen Bergmassiv. Abends um 20 Uhr wurden ganz in der Ferne die beiden Petroleumglühlichtlampen Kalgans sichtbar. Fünfzehn Minuten später fuhren wir pünktlich auf der Station ein. Vor ihr hielten hunderte und aberhunderte von chinesischen Karren, gewiß mehr als Droschken vor dem Anhalter Bahnhof. Konsul Knippings Ankunft war dem Militärgouverneur vom Fremdenkommissar angezeigt worden. So war denn ein offizieller Empfang nicht zu umgehen. Wir wurden ins Fürstenzimmer complimentiert, mußten an den Wänden Platz nehmen und unter endlosen Gesprächen eine Tasse Tee kalt werden lassen. Der Militärgouverneur ließ um die Erlaubnis bitten, einen Doppelposten stellen zu dürfen. Die Wache trat auch sofort ihren Dienst an und geleitete uns mit Laternen durch die schon recht toten Straßen der noch toteren Stadt. Als Engel vom Himmel kam uns ein deutscher Kaufmann entgegen, der von unserem Kommen gehört hatte. Da das einzige einigermaßen annehmbare

<sup>2</sup> Hubert Knipping (1868 - 1955), seit 1906 Konsul in Tientsin; 1913 - 1917 Generalkonsul in Schanghai

chinesische Hotel in den Besitz der British-American Tobacco Co. übergegangen war, so mußten wir über diesen Glücksfall besonders froh sein. Wir stellten also in einem leeren Zimmer seines Hauses drei Betten auf. Konsul Knipping wurde auf dem des Gastgebers untergebracht und bald hörten wir, während wir noch gemütlich im warmen Zimmer saßen, die regelmäßigen Schnarchtöne unseres Reisechefs.

Ein früher Besuch brachte uns die Bekanntschaft der Kalganer Sackindustrie, eine der vielen Reiseindustrien der Stadt. Die Werkstatt mit den in zwei Stockwerken übereinandersitzenden Spinnern und Webern war so romantisch, daß ein ostasiatischer Menzel sich daran hätte erproben können. Nach dem Frühstück machten wir einen Gang durch die Stadt, ihre Gerbereien und Verkehrsstraßen, in denen die Zahl der Gefährte gewiß nicht hinter der Potsdamer- und Friedrichstraße zurückstanden, ja in der ununterbrochenen unendlichen Reihe der Ochsen- und Maultierkarren, ihren hunderten und aberhunderten von Kamelen sie an Verkehrsfülle, Buntheit, Lärm übertrafen. Um 11 Uhr standen vier Karren für uns bereit, die uns zum Gouverneurs-Yamen bringen sollten. Mit wunden Schultern und wehem Rücken langten wir dort an. Die Wache trat ins Gewehr. Seine Exzellenz Herr Chang kam uns auf dem zweiten Hof in einem prächtigen grauen Burenhut entgegen. Im Yamen selbst nahmen wir steif um einen Tisch Platz, in dessen Mitte verlockend eine Reihe lecker aussehender Kuchenschüsseln prangte. Der servierte Tee blieb unangerührt und erst als Whisky in Biergläsern, und zwar wie Bier gegossen wurde, war man unzart genug zu trinken und auch nach den mehrfach angebotenen >groben< Speisen zu langen. Während das Gespräch über den Zustand der Saaten, Unruhen in der Provinz, Verhalten der Mongolen, auf die an der Wand hängenden Missionskarten übersprang (Seine Exzellenz bemerkte bissig, daß nur in der Nähe der Missionen die Karten schön seien), wurden zunächst Büchsen-Sardinen und Zunge zu französischem Sekt gereicht. Eine Aufnahme im Hof beschloß den Besuch. Von dem Rückweg legten wir nur ein Stückchen anstandshalber im Wagen zurück. Den längeren Teil des Weges bummelten wir handelnd und mustern durch die vielen Stände, in denen Pelze, Decken, Sättel, Tee, Töpfereien und was dergleichen ein Mongolenherz begehrt, feilgehalten wurden. Am Nachmittag führte uns zunächst ein Gang, dann ein Ritt durch Kalgan und durch das Tor der >Verbannung< hinaus nach dem Paß, wo in einem Flußbett die große Straße nach Urga [Ulan Bator] ihren Anfang nimmt. Leider war es zu Aufnahmen zu spät. Die auf die Stadtmauer geklebten Teehandelshäuser hätten ein reizendes Bild gegeben. Abends gingen wir nochmals aus, um mit den Leuten in den Läden zu schwatzen, Art und Herkunft ihrer Waren festzustellen und nach den Geschäften zu fragen. Morgen wird um 5 Uhr aufgebrochen. -11. Oktober 11 Uhr abends.

**Am 12. Oktober.** Vor 4 Uhr 30 bereits ging ein durch eine Waschschüssel wirkungsvoll unterstützter Wecker los. Im Nu waren mein Feldbett zusammengepackt, meine wenigen Toilettegegenstände in meinem 2. Gepäckstück, dem kleinen Tropenkoffer verstaubt. Um 5 Uhr tranken wir eine Tasse Tee und durften die Danksagungen der 4 Posten entgegennehmen, denen der Tingschai (Amtdiener) in wohlgesetzter Rede weise Lehren auf den Weg gab und sie ersuchte, den Vorgesetzten unseren Dank zu übermitteln. Mit einer halben Stunde Verspätung ging unser Zug von Tscheng tje Tao ab. Unser lebenswürdiger Gastgeber begleitete uns. Er, oder besser seine Firma baut am Kopfende der Bahn ein Lagerhaus, um dort ihre Leinsaateinkäufe einzulagern. Das Studium der Leinsaat, die ganz plötzlich vor Jahresfrist

auf dem Weltmarkte aufgetaucht war, und alsbald eine Rolle zu spielen begann, war auch in erster Linie der Zweck von Konsul Knippings Reise. So kam ihm der Leinsamexperte gerade recht. Die Fahrt in dem ungeheizten Wagen war recht ungemütlich. Ich bereue es, nicht in Kalgan von unserem Hausnachbarn einen Schafpelz gekauft zu haben, zumal er nur 6 Dollars kosten sollte. Aber nach einem kräftigen Frühstück pulste das Blut wieder frischer. Die Sonne kam heraus und teilte sich gerecht zwischen Landschaft und Eisenbahnabteil. Draußen erschien stets die gleiche bläulichbraune Landschaft, selten unterbrochen von kleinen Flecken, die gänzlich hinter ihren viel zu umfangreichen und hohen, für andere Verhältnisse zugeschnittenen Mauern verschwanden. Wenn sich nicht ab und zu auf der Mauer dunkle Schatten vom Himmel abgehoben hätten, würde man sie für ausgestorben gehalten haben. Der einzige Baum der Landschaft waren in kleinen Hainen zusammenstehende Pappeln, die sich in den bizarrsten Formen durcheinanderneigten. Mit einer Stunde Verspätung trafen wir in Yen Kai Hsien, dem Endpunkt der Bahn ein. Auf dem Bahnsteig stand staumend eine vielhundertköpfige Menge, um sich vor allem den Feuerwagen anzuschauen. An der Bahn wurde zunächst der *Compound* - wie der Deutsche hier in Ostasien sagt - unseres Gastfreundes besichtigt. Tientsiner Handwerker waren eifrigst bei der Arbeit; mit Gesang wurden die Lehm-mauern gestampft. Doppelt eifrig setzten unter den Augen des Bauherrn die Maurer ihre Steine, nur die sägenden Zimmerleute beschleunigten nicht den langsamen Rhythmus ihrer Zugbewegungen. Eine ganze Weile fesselte mich noch das Muskelspiel des vom Boden sägenden Mannes, dessen gesamte Rückenmuskulatur sich wie ein Bogen spannte und entspannte. Nachdem wir uns in einem noch neuen Wirtshaus, das wie eine ganze Reihe Häuser an der Bahn aus den Bedürfnissen des Verkehrs heraus entstanden war, eingerichtet hatten, wanderten wir in die Stadt, um nach einem Pelz zu suchen. Doch es waren nur ungewaschene Schafjacken auf Lager, an denen noch der Kot klebte. Der chinesische Kuli schätzt eben die Reinlichkeit nicht. Das Städtchen selbst war etwas öde, der Staub in den Straßen fußtief. Das Zentrum der Stadt, das - wie meist - ein Durchgangstempel bildete, war wie jetzt ebenso häufig - zerstört. Der Tempelturm und die anliegenden Häuser und Banken waren verbrannt. Am Abend wurden dann die Verhandlungen mit den Karrentreibern abgeschlossen. Es wurden geheuert: zwei dreispännige Gepäckkarren zu 13 1/2 und vier zweispännige Reisekarren zu 11 Taels<sup>3</sup> (Tael = etwa einem am. \$) für eine sechstägige Reise. Bei Tagesanbruch sollte losmarschiert werden. Vor Morgengrauen vereinte uns ein schnelles Frühstück. Während noch Kuli, Koch, Tingschai und Fuhrleute sich über die sehr wichtige Gepäckverteilung stritten, machten wir uns auf den Weg. Er führte durch merkwürdige Gräberfelder mit kreuzförmigen Pfosten in ein steiniges Gebirgstal. Hier erwarteten wir unsere Karawane und zogen dann gemeinschaftlich mit ihr bergan. Ab und zu, wenn die hin- und herlaufenden Bäche nicht zu überspringen waren, saßen wir auf und blieben auch einmal eine Zeit lang liegen, um den Leib ordentlich durchrütteln zu lassen und uns nachher umsomehr der Vorzüge der eigenen Spannkraft zu erfreuen. Auf der Talhöhe setzte eine merkwürdige Lößformation ein. Die Behausungen waren zumeist in den weichen Stein gegraben und gaben der trostlos braunen Gegend einen vorsintflutlichen Charakter. Unbelebt war die Straße nicht, im Gegenteil, wir begegneten einer großen Anzahl Karren, die meist mit

<sup>3</sup> Zum etwas unübersichtlichen Währungs- und Münzsystem nur noch so viel: Auf einen Tael kamen im Jahre 1912 1000 Kaesch im Wert von 0,323 Mark; in den chinesischen Küstenregionen waren überdies Mexikanische Dollar im Umlauf, die ungefähr den Wert eines Gold-Yen hatten (0,48 Mark). Zur Bezahlung größerer Summen wurden auch als Schuhe bezeichnete Silberbarren verwendet (engl.: sycee).



Leinsaat beladen waren. Wahrscheinlich erwarteten die chinesischen Broker einen neuen Boom in diesem Artikel. Als vor zwei Jahren chinesische Leinsaat zum ersten Male in Europa erschien, ergaben Ölgehaltsuntersuchungen überraschend, daß nordchinesische Saat der höchstwertigen indischen sehr nahe kam. Die großen Handelshäuser schickten darauf ihre Einkäufer in die Anbaugelände und brachten erstaunliche Mengen gutgehender Ware auf den Weltmarkt. Unvorsichtigerweise legte sich dann eine Reihe von ihnen mit Lieferverträgen fest. Den Chinesen blieb das nicht verborgen; sie setzten die Preise herauf. Die Firmen, die gezwungen waren zu liefern oder zu zahlen, mußten nunmehr wohl oder übel sich zu den geforderten hohen Preisen eindecken. So stieg Leinsaat auf über 500% des ursprünglichen örtlichen Preises. Die europäischen Firmen sind heute natürlich schon längst nicht mehr in der Lage, die weit über dem Londoner Marktpreis liegenden Ortsforderungen zu bewilligen. Infolgedessen stockt das Geschäft. Die Chinesen läßt der vorjährige Gewinn nicht mehr schlafen. Hung-ma = Leinsaat ist bei ihm das einzige Gespräch, der einzige Gedanke. In einem der für Fuhrleute auf der vielbefahrenen Verkehrsstraße eröffneten Wirtshaus machten wir Mittagsrast. Bei der Erbsensuppe brachte ein reitender Bote eine Mitteilung unseres Kalganer Freundes: Eine Kiste war im Wirtshaus zurückgeblieben, er schickte sie uns mit einem besonders schnellen Maultiergespann, der Mann habe fünf Dollars (mexican. = 2 Mark, also 10 Mark) verlangt. Tatsächlich erschien der Karren auch nach kurzer Zeit. Die hinterlassene Kiste war unsere Kriegskasse mit mehreren hundert Dollars und Taels in Silberschuhen. Nachmittags hellte der Himmel auf, wir kamen auf besseren Wegen verhältnismäßig schnell vorwärts, immer im Angesicht der großen Mauer, die hier ganz aus Lehm erbaut und stellenweise stark zerfallen ist. Das tut ihrer künstlerischen Wirkung keinen Eintrag. Mit der einförmig öden, allerdings angebauten Gegend, den tief eingerissenen Lößtälern, den großartigen, verlassenem Sperrkastellen, den hohen, bis auf einen kleinen Pinsel entästeten Pappeln und den Troglodytendörfern, wird mir der Weg auch ohne Hilfe der kleinen Aufnahmen in Erinnerung bleiben. Heute abend rückten wir am Fuß der Berge in ein Dörfchen ein, das ebenfalls tief in den Löß eingegraben ist. Wie eine Batterie Geschütze fuhr unsere sechs Karren in dem Hof des Wirtshauses auf und protzten allsogleich ab, d.h. die Deichseln wurden gestützt, die Maultiere aus dem Kummel gelassen und die Karren abgeladen. Mit einem der Ponies, der, statt sich wie die anderen munter zu wälzen, niedergelegt hatte, sah ich seinen besorgten Pfleger eine merkwürdige Manipulation vornehmen. Er hielt ihm einen angebrannten, schwelenden Schwamm vor die Nüstern. Der Pony machte zwar verzweifelte Bewegungen mit den Lippen, doch schien ihm die Medizin im allgemeinen nicht unangenehm zu riechen. Unterdessen fuhr ein Karren nach dem anderen unter wüstem Geschrei in den Hof ein. Ich zählte ihrer schließlich 30. Stets wiederholte sich augenblicklich der gleiche Vorgang, den ich bei unseren Tieren gesehen. Das Geschirr fiel und die Tiere rollten sich im Sande. Meine Schriftstellerei, zu der ich in der Dämmerung einen beladenen Karren als Stehpult und jetzt eine schaukelnde Kiste als Schreibtisch benutzte, erregte allgemeines Interesse. Einer meiner Bewunderer fragte, ob ich all die kleinen fremden Wörter lesen könne; ich bejahte es für mich; ob es ein Anderer kann, möchte ich bezweifeln. Die Wirtshausküche, in der sich das ganze Abendtreiben abspielte, wäre einer eigenen Beschreibung wert. Die fixen, blankarmigen Köche an den drei Feuerstellen, der große Raum, in dem 36 Kulis in den merkwürdigsten Stellungen zwischen langdochtigen Lampen auf einem Riesenkang (heizbare Ruhebänk aus Backsteinen) hockten und schließlich unser Symposium im Kontor

des Wirts, wo die Weine aufbewahrt wurden und er in Person von fünf zu fünf Minuten erschien, um ernsten Gesichtes Eintragungen in seine Bücher zu machen. Das Kuligeschwätz hatte sich mittlerweile gelegt. Nichts hörte man als ab und zu noch einen menschlichen Laut, ein Hundewinseln und das träumerische Läuten der Maultierglöckchen. Konsul Knipping schnarcht schon. Darum schnell und herzliche Gute Nacht. Könntet Ihr doch all die Bilder sehen, unter die ich hier so unvollkommene Erklärungen schreibe. Sie müssen für den, der diese Bilder nicht gesehen hat, wertlose Versuche bleiben!

**14. Oktober.** Schon vor 4 Uhr mußte eine unsichtbare Hand den Wespenschwarm aufgestört haben. Zunächst hörte man - noch halb im Schlaf - geschäftiges Getümmel, immer weniger schlaftrunken hallende Gespräche und schließlich einen solchen Lärm, daß ich aufstand, um in den Gasträum zu schauen. Die meisten Wagen waren bereits eine Stunde vor Dämmerung aufgebrochen, nur wenige Papierlaternen irrlichterten noch im Hofe umher. Und als die sonore Stimme des Tingschais fünf Uhr rief, da standen im Hof nur noch unsere 6 Wagen. Wir brachen nach dem Kontorfrühstück wieder vor den Wagen auf. Eine trübe Landschaft schien im Morgengrauen der fünften Stunde beharren zu wollen. Beim Überschreiten einiger flacher Paßhöhen glänzte ganz in der Ferne eine weiße Wasserfläche. Unsere Jäger konnten an ihr nicht vorüber, zumal man durchs Glas Schwäne sehen konnte. Ein glücklich angebrachter Schuß verletzte zwei von ihnen, einen sogar schwer, wohl tödlich, nur konnte die Beute nicht aus dem moorigen Wasser geborgen werden. Es war auch dem in der Nähe arbeitenden chinesischen Bauern zu kalt, sich den von ihm geschätzten Schwanenbraten zu holen. Kaum hatten wir uns aufgemacht, schnellen Schrittes die vorangefahrenen Wagen einzuholen, als wir ein Riesenvolk Wildgänse vor uns sahen. Uns Unbewaffnete ließen sie auch ruhig auf 60 Schritt herankommen, strichen dann aber in der den Schützen entgegengesetzten Richtung ab. Mit diesem und anderen jagdunglücklichen Aufhalten, langten wir nach sehr strammem Marsch durch eine immer reicher werdende Gegend 3/4 Stunde nach den Wagen an unserem Mittagsziel, dem Städtchen Fengtschön an. Schon gegen 10 Uhr 30 hatte sich unterwegs ein übler Wind aufgemacht. Immer stärker werdend, wehte er mir in Fengtschön so viel Sand in die Augen, daß ich nicht unterscheiden konnte, ob das Städtchen höchst pittoresk oder nur unangenehm schmutzig war. Etwas Denkwürdiges aber begab sich dort; ich bezahlte für zwei Trauben den zu - Peking-Kupferkurs umgerechneten Betrag von 9 Tungsens; man gab mir zu meinem größten Erstaunen 2 zurück, wie ich später erfuhr, weil 10 Kupfertungse (Tungse = 1) am Ort auf 81 Kaesch stehen. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt waren, nach dem Frühstück, das ich noch durch einen photographischen Ausflug unterbrochen hatte, schnell erledigt. Außer einer Anzahl Läden mit den alten Gildenschildern, besitzt das Städtchen nur eine auffällige Menge Schmieden und Stellmachereien sowie größere Wirtshäuser, in deren Höfen sich gleichzeitig der Getreide- und Produktenhandel abspielt. Die Bevölkerung jedenfalls schien nur wenige Europäer gesehen zu haben, denn wir wurden getreulich begleitet und als wir vor dem Westtor unsere Wagen erwarteten, ebenso andauernd umhockt. Spät kamen die Karren. Ich marschierte ihnen flott voran, um dem schneidenden Westwind zu begegnen. Der Anblick der kahlen Hochebene, auf der die Wege wie Rauchstreifen kreuz und quer liefen, wird mir unvergeßlich bleiben. Die den Staub aufrührenden Karren waren gewissermaßen die Feuer, die sich über den ganzen Sandpfad fortpflanzten. Der Wind mochte selbst den dicken Schafspelzen der Fuhrleute etwas zu heftig gewesen sein.

Um 16 Uhr 45 jedenfalls machte das erste Maultier des ersten Karrens eine exakte Rechtswendung und der erste Fuhrmann des ersten Karrens bedeutete mit - soweit es die hemmende Dicke seiner Jacke zuließ - ungestümen Armbewegungen, daß wir am Tagesziel angelangt seien. Protest von unserer Seite, weil wir in der Kürzung der Tagesleistung eine Verlängerung der bis Kuei-hua Chang (Kukuhoto) auf sechs Tage festgesetzten Reisezeit sahen. Die Kutscher ratschlagten und wir machten uns auf einen Achsen-, Speichen-, Rad- oder sonstigen Bruch gefaßt. Schließlich aber setzte sich die Kolonne doch in Bewegung. Wir fuhren 10 Li, 20; es war bereits stockfinster, der Zug ging aber weiter, selbst um 19 Uhr noch an einem Dorf vorbei; dessen Hundegebell mir traulich ans Ohr geklungen war. Langen, tastenden Schrittes stolperte ich voran. Schließlich aber kamen wir kurz vor 20 Uhr an das *Da-dien*, das große Wirtshaus, von dem die Fuhrleute uns gesprochen hatten. Der Hof war von einer Wagenburg eingenommen. Als ich den klappenden Vorhang von der Gaststube oder besser dem Gasthause, denn dieses hatte nur einen einzigen, allerdings gewaltigen Raum, zurückschlug, war außer einigen graunebelhaften Gestalten nichts zu sehen. Dann blies der Blasebalg in die hochaufblodernden Feuerstellen und schließlich stahl sich auch das verstohlene Strahlchen der Öllampe durch den von Feuerrauch und Menschendunst gefüllten Raum. Tief in der Mitte, in gleicher Höhe mit der Türschwelle lagen vier große Herde. Vor dreien saßen Küchenjungen auf dem Boden. Mit einer Hand führten sie den Holzblasebalg wie eine Säge, mit der anderen warfen sie trockenen Dung ins fauchende Feuer. Der vierte Herd wurde bereits von unserem Koch besetzt. Zu beiden Seiten konnte man über einen großen Feldstein einen gewaltigen, die ganze Hausbreite einnehmenden Kang erklettern. Hier lagen und hockten, schiefen und rauchten, schwatzten und schmatzten gegen 100 Fuhrleute. Andere Räume gab es nicht, bessere Herbergen auch nicht, so hatten Kleinschmidt und Will ihre Bettsachen schon auf den Kang bringen und aufstellen lassen, als der Tingschai für den etwas ungehaltenen Konsul eine Kornkammer entdeckte. Nachdem wir uns, d.h. Konsul Knipping und ich, trotz der mörderischen Kälte eingerichtet hatten, entdeckten wir, daß die Kornkammer eigentlich eine Dungkammer war. Bestaunt von den braven Kärrnern, nahmen wir mitten auf dem Kang eine gründliche Besäuberung vom Straßenstaub vor und aßen dann unter großem >Umstand<. Gleiche *levée* wie am Vortag; noch viel schlimmerer Wind. Ich mußte daran denken, daß Sven Hedin auch in Tibet nicht so gefroren hatte wie auf der Reise durch Nord-Schansi. Nur ein festumschlungenes Kohlenöfchen bewahrte ihn auf seinem Kamel vor dem Erfrieren. Um 10 Uhr halten wir in einer gedeckten Schlucht, die Wagen wollen aber nicht kommen. Endlich erzählt mir unangeredet ein liebenswürdiger Passant, sie seien schon auf dem *Da hai* (hier Dach-the ausgesprochen) abgebogen. Auch den wilden Nimrod Kleinschmidt hatten wir hinter Gänsen in der von dem freundlichen Mann angegebenen Richtung verschwinden sehen. Nach zweistündigem Spurenlesen erscheint der See, zuerst blauschwarz, dann in der Nähe immer schwärzer werdend, am Ufer von einem weißen Salzstreifen umrandet. Ich mache noch einen vier Li langen Umweg, um ihn in der Nähe zu fassen. So muß das Tote Meer aussehen, wie dieser *Da hai*. In einem Wirtshaus, zu dem wir durch eine Kette winkender Fuhrleute geleitet wurden, machen wir Rast und ratschlagen, wie wir den von den Karrenführern gespielten Streich, die auf die große Straße nach Kuei hua tschang abgebogen waren, statt uns zu folgen, parieren können. Wir beschlossen den See zu umwandern, dort die Wagen abzufassen und am nächsten Tag in der nordwestlich gelegenen Missionsstation zu halten. Wie schon gewohnt, marschierten wir beim ersten Hahnenschrei

los. Wir am Seeufer, die Wagen auf dem etwas entfernten Wege. Der Morgen war herrlich wie der vorangegangene Abend. Die beiden Jäger waren wieder ihre eigenen Wege gezogen. So wanderten Dr. Will und ich selbender und unterhielten uns von dem, was den Dreißigern sich Nähernde am meisten angeht: Beruf und Ehe. Dr. Will ist nämlich, obwohl nur eineinhalb Jahre älter als ich, bereits ebenso lange verheiratet. Jedenfalls war es für mich höchst aufschlußreich, die Gesichtspunkte dieses aus einer hanseatischen, augenscheinlich recht wohlhabenden Familie stammenden jungen Mannes zu hören. Er sprach für eine frühe Ehe. Gegen 11 Uhr fand sich zum Frühstück die ganze Kolonne, Wanderer, Jäger und Fuhrleute zusammen. Bei einem kleinen Dörfchen, unfern eines Felsenhangs wurde Halt gemacht. Es lag ganz in seinen Erntevorräten eingegraben und wies nur ganz wenige verlassene Hofstellen, die sonst häufig in der Gegend anzutreffen waren, auf. Unsere Karren fuhren zusammen, einige Kisten stellten Tisch und Stühle und in wenigen Minuten hatte - von Dorfjugend und -alter umstaunt - der Koch ein kaltes Frühstück gezaubert. Die Bevölkerung machte einen besonders zutraulichen Eindruck, wick auch nicht vor dem Apparat, sondern erkannte ihn gleich als den >kleinen Maler<. So ließ ich es mir nicht nehmen, einen Kleinschmidt seiner Zahnschmerzen wegen konsultierenden Mann mit einem ganz prächtigen Gebiß in dem Augenblick zu fassen, wo er seinen Rachen zu einer Inspektion öffnete. Schon nach einer Stunde erschien - beinahe Heimatsgefühle weckend - der Kirchturm der Missionsstation Sian hodie. Eine weitere Stunde und wir zogen bereits ins Missionsdörfchen ein, das merkwürdigerweise baumlos war. An einer gewaltigen Tenne mit recht erheblichen Erntevorräten vorbei, bogen wir in die Hauptstraße ein. Unserem Versuch, am Missionstor zu klingeln, bemühten sich einige Christen mit eifrigen Gesten vorzubeugen. Die Missionare seien nicht zu Hause. Sie äßen auswärts und würden erst gegen Abend, so um 18 Uhr wiederkommen. Inzwischen wurde aber ein alter Chinesenpater herausgeholt. Er gehörte zu den Menschen, von denen man nicht zu sagen wußte, ob er ein chinesisierter Europäer oder ein europäisierter Chinese war. In seiner Haltung, selbst seinem unvollkommenen Französisch hatte er etwas so würdevoll, ja salbungsvoll, daß kein Bischof ihn hätte übertreffen können. Andererseits war er in zuvorkommender Höflichkeit und dem, was wir Mangel an Manieren nennen, was aber nur ein Fehlen der uns geläufigen Umgangsformen ist, ganz Chinese. Während er uns in dem recht kahlen und ungeheizten Eßraum eigengebrautes, noch zu frisches Bier vorsetzte und einen vorzüglichen aber recht schweren Weißwein der algerischen *pères blancs* einschenkte, erschien, gerade als Dr. Will eine Zimmerorgel in Bewegung setzte, eine Schar wilder, stahlroßberittener Männer; sie füllten plötzlich den Raum in ihren chinesischen Soutanen mit lauten, lebhaften Stimmen. Eine Begrüßung hin und her, bis die Langbärtigen ihre Jockeimützen ablegten und um den Tisch zusammenrückten. Mit dem Essen erwarteten wir den noch sich ausführlich säubernden Konsul. Als er vor wieder aufgewärmten Speisen erschien, war schon die angeregteste Unterhaltung im Gange: über unser Heut und Morgen, über Jagd und Waffen. Bald aber waren die Patres am Geschichtenerzählen. Der eine berichtete immer die Heldentaten des anderen, aber alle hatten sie auf diese oder jene Weise ihre Überlegenheit über die >Heiden< ringsumher gezeigt. Einige von ihnen waren lustig genug, sie Euch nicht vorzuenthalten. So die von père Hustin, der 1900 mit einer Leibwache von 20 bewaffneten Christen durchs Land ritt und dem der Ort Kuei hua tschang, wo 4000 Mann Reguläre und noch mehr Irreguläre lagen, sich, ohne daß er es wollte, ergab. Bezeichnend war auch, was von einem Mongolenfürsten der Umgegend erzählt

wurde. Als kürzlich Unruhen ausbrachen, brachte er seine Wertsachen in die Mission, nach einigen Tagen schließlich auch seinen Revolver, damit er ihm nicht weggenommen werden könnte. Am witzigsten fand ich persönlich die des chinesischen Mandarin aus dem Nachbarstädtchen Ning yüan. Räuberbanden nahmen sein Städtchen und forderten Geld und Patronen. Das Geld gab er, wegen der Patronen bat er sie bis zum nächsten Tage zu warten. Während er die Patronen eine Stunde tüchtig kochen ließ, schickte er Boten zu den Mongolen, sie möchten über die Räuber herfallen, er habe dafür gesorgt, daß ihre Gewehre nicht los gingen. Die Räuber wurden geschlagen, eine ganze Anzahl getötet und ihnen fast sämtlich die Waffen, schöne Mauserkarabiner, abgenommen. Einer von ihnen hing in Pater Hustins Dunkelkammer. So - nun wäre ich im Dunkeln angelangt, mein Licht ist auch herabgebrannt und bevor es nicht aus ist, gehen auch die neugierigen Buben nicht vom Fenster, in das sie sich mit den Fingern Löcher gebohrt haben und vor dem sie sich ihre Beobachtungen zuflüstern. 20. Oktober. Ich muß schon in Kapiteln schreiben, um selbst nicht vor der Länge eines ununterbrochenen Textes mit all ihren verderblichen Folgen zu erschrecken. Auch in diesem Abschnitt muß ich noch von den belgischen Missionaren reden. Am Morgen des ersten Gast- und Rasttages, ließ der mächtigste der Brüder, ein wohl 250 Pfund wiegender Flame, der aus einem rauhen Französisch immer wieder in Platt verfiel, satteln. Zehn Minuten Trab brachten uns zur nahen Dorfschule. Auf niedrigem Kinderkang saßen an die 30 größere und kleinere Buben, die bei unserem Kommen neugierig, in ihrem lauten, blechtönigen Lernen anhielten und schließlich auch mit der wiegenden Bewegung des Oberkörpers langsamer wurden. Etwas Drucksen hilft augenscheinlich auch beim Chinesisch lernen. Ihre Schuhchen, ganz witzig anzuschauen, hatten die Buben draußen in der Sonne aufgereiht, während ich die der kleinen Mädchen auf einen Haufen übereinandergeschichtet und später in Tatungfu in besonderen Löchern des Kang warmgehalten sah. Auf dem Rückritt stellte der Pater meiner Reiterei ein schmeichelhaftes Zeugnis aus. Es war mir nämlich gelungen, meinen Pony, der angeblich sehr schwierig war, in kleinen und in großen Paß zu bringen. - Wir mußten nach Haus eilen, denn auf 11 Uhr hatten wir unseren Besuch in der Sainte Enfance angesagt. Pünktlich empfing uns nach kleiner Wartepause die sehr einfach wirkende, wohlgenährte Oberin, stellte feierlich die Schwestern - drei Deutsche - vor. Zunächst besichtigten wir die Arbeitsräume der älteren Mädchen. Schon hier fiel mir die große Anzahl blinder und augenkranker Mädchen auf - noch schlimmer war es bei den Kleinen und am schlimmsten bei den Kleinsten. Die Kinder knieten alle in Parade mit gefalteten Händen und boten uns ein >Grüß Gott< - auf Chinesisch natürlich -. In ihrer sauberen, recht adretten Anstaltskleidung machten sie einen einigermaßen geborgenen Eindruck. Für den, der es nicht wissen sollte, möchte ich kurz bemerken, daß die Sainte Enfance ausgesetzte Kinder aufzieht. Da kleine Mädchen bekanntlich vielfach, wenn nicht bald nach der Geburt getötet, so doch irgendwo ihrem Schicksal überlassen werden, nimmt sich die Sainte Enfance derartiger Kinder an, gibt sie zunächst an Nährmütter außerhalb der Anstalt und erzieht sie dann bis zum 14. oder 16. Jahre. Die bei uns so schwierige Frage, was dann weiter zu geschehen hat, wird hier sehr einfach dadurch gelöst, daß die Mädchen an einen Christen verheiratet werden. Die Schule der übrigen Dorfkinder legte den Gedanken nahe, wie im Grunde eugenisch die uns barbarisch erscheinende chinesische Sitte ist. Dort, d. h. in der Sainte Enfance triefäugige, trotz aller Pflege in der Entwicklung rückständige, arme Würmchen, hier strahlende, blühende, gesunde Kinder, von denen einzelne in ihren

verschiedenen Filzkäppchen geradezu reizend aussahen. Mit einem Christen zieht sich die Kirche gewiß drei Blinde hoch. Mittags blieben wir lange bei Tisch. Dr. Will spielte auf dem Harmonium und die Patres, die länger noch als wir, keine Musik mehr gehört hatten, lauschten andächtig. Dann zog ich mich mit père Hustin in seine Dunkelkammer zurück, um mich dort schwarz zu ärgern; ich verweise hierzu auf die Sonderepistel (Die Platten waren verdorben). Den Tag beschloß ein Spaziergang durch das Dorf mit seinen geraden Zeilen. Die Patres verrietten auch, wie sie die Fluchtlinie zustande gebracht hätten, nämlich vor- oder zurückliegende Mauern hatten sie einfach niederreißen lassen. Unterwegs erfuhren wir auch allerlei Bemerkenswertes über Gründung und Betrieb der Mission. Das Land war als Wergeld für zwei erschlagene Missionare von der Regierung geschenkt worden. Die Mission bezahlt die Steuern ihrer Pächter, nimmt aber drei Zehntel der Ernte in Naturalien. Bei dem Reichtum der Gegend, deren Erträge deutschen ähneln, gewiß kein schlechtes Geschäft. Waffenhandel, Geldwechsel und andere kleine Geschäfte sichern den Patres recht nette Einkünfte, zumal sie nichts auszugeben in der Lage sind. Sie kleiden sich chinesisch, brennen ihren Schnaps selbst, außer für Patronen und (photographische) Platten wie im Falle von père Hustin, könnten sie beim besten Willen nichts ausgeben. Wer mag die solcher Art gesammelten Vermögen wohl erben? Der Orden? Denn weitaus die meisten sterben hier draußen, ohne auch nur den Wunsch zu haben, nach Hause zu gehen, so sehr sind sie Chinesen geworden und so lieb ist ihnen verständlicherweise ihr freies Leben hier draußen. Dann kam der letzte Abend in Gesellschaft, denn tags darauf mußte ich der Japan-Reise wegen allein zurückkehren. Die anderen zogen nach Kuei hua chan, >der blauen Stadt< weiter und hatten damit den interessanteren Teil der Reise vor sich. Ich hatte gerade noch den Anmarsch aufs Ziel mitgemacht, fand aber auch dies schon recht lohnend. Blieb mir doch noch ein Rückmarsch, wo ich - fünf Tage gänzlich auf mich selbst gestellt - zeigen konnte, ob man mich wohl in China allein aus dem Hause gehen lassen durfte. Vor allem war ein Rückbeförderungsmittel zu finden; schließlich blieb ich mangels eines Tragtieres, für das ich mein Gepäck als eine Maultierlast abgewogen hatte, auf den landesüblichen Karren angewiesen. Mit dem christlichen Besitzer wurde um den Preis gefeilscht, wobei ich leider bei den Missionaren dem Christen gegenüber keine Unterstützung fand. Für 12 Taels oder 18 \$ wollte er mich mit seinen besten Tieren in viereinhalb Tagen über Tatungfu zur Bahn bringen lassen. Mit dem Kutscher wurde des längeren die Route durchgesprochen und dann zog ich mich zu einem schnellen Schlaf in die sichere Waffenkammer der Mission zurück.

Um 5 Uhr am 18. früh war meinerseits alles bereit und fertig. Ich frühstückte immer weiter und weiter, ausführlicher sogar als ich mir zunächst vorgenommen, aber meinen Karren konnte ich nicht erfrühstücken. Die anderen zogen mit herzlichem Abschied nach Norden, ich wartete mit den Patres. Endlich erschien mein Freund. Die Maultiere, ein Falbe und ein Dunkelbrauner schienen in der Tat gut, waren aber so mutig, daß sie bei Beladen des Wagens gefesselt werden mußten. Nach beinahe mille remerciements an die Väter zog ich leichten Schrittes von dannen. 3, 4, 5 Stunden am Toten Meer wieder vorbei, auf schon begangenen Weg bis um 13 Uhr in einem kleinen Städtchen Halt gemacht wurde. Der Wirt, auf dessen Kang ich mit meinem Kutscher zusammen hockte, war ein liebenswürdiger Mann. Für einen kleinen Bäckerjungen, von dem ich ein paar recht gute Kuchen kaufte, zählte er mir selbst dienstbeflissen die Kaesch von der Schnur (in der Gegend wurden nicht einmal Kupfercents genommen) und mir dankte er für die Zahlung so herzlich wie selten ein Chinese. Drollig

war es zu beobachten, wie mein Kutscher wartete, bis ich gezahlt hatte, um zu sehen, ob das von mir Gegebene seine eigene Zeche mitdeckte. Als ich das merkte, spannte ich seine ungeduldige Erwartung bis zum allerletzten Augenblick hin. Mehrmals fragte er, wann ich bezahlen würde. Ich forderte ihn auf, zunächst einmal selbst mit seinem Gelde herauszurücken. Für ein Nachtquartier mit Abendessen sowie Häcksel für seine Tiere zahlte er 10 Kaesch = 1 cent = 2 Pfennig. Aus dieser mir durchaus verständlichen Sparsamkeit, brachte er mich auch die erste Nacht zu einem Freunde ins Quartier. Auf dem Kang der Großmutter, deren Lumpen schnell weggeräumt wurden, schlug ich mein Feldbett auf. Den Umstand muß man erlebt haben! In dem kleinen Raum, wo ich mich zur Nacht einrichtete, standen gewiß 20 Menschen Kopf an Kopf, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit jeder Bewegung folgten, jede Sache betasteten und zu jeder sich in den gewagtesten Vermutungen ergingen. In der Tür stand der Wagenführer als mein Impresario, soweit eine große Unterstützung, als er alle die Fragen beantwortete, denen ich doch nicht entronnen wäre: Alter, Name, Stand, Nationalität, wohin und woher und was sonst ein tüchtiger Gendarm fragt. Er platzte beinahe vor Stolz, mein guter Mann, besonders als er zum 100. Male erklärte: >Budung hua< - >Er ist der Sprache unkundig<. Worauf ich ihm stets auch zum 100. Male in bestem Pekinesisch entgegenhielt: er sei ja meiner Sprache auch unkundig. Gutmütig lächelnd gab er das zu. Um eine Abwechslung in dieses bei fast jedem Vorüberziehenden wiederholte Spiel zu bringen, sagte ich heute, der Unterschied zwischen uns sei, daß ich seine Sprache doch ein wenig verstünde. Schlau meinte er, auch er ein wenig die meine (nämlich wenn ich chinesisch sprach). So lang es noch dämmerte, schrieb ich draußen, dann wusch ich mich ohne Scheu vor der still wieder zurückgekehrten Großmutter und nahm darauf mit einem Gefolge, das sich bis auf den Hof hinaus fortsetzte, meine >Zweiminuten-Wassereier< ein. Damit war mein Geselligkeitsbedürfnis gedeckt. Ich erklärte schlafen zu müssen (17 Uhr 30) und dremmelte die Leute hinaus. Während ich mich noch wusch, rüttelte jemand legitim und heftig an der Tür. Vor mir stand ein alter Herr, der sich schon auf eine längere Betrachtung einrichtete. Da er außer mir nichts im Zimmer suchte, komplimentierte ich ihn zu seinem sichtlichen Erstaunen eins, zwei, drei hinaus und löschte nunmehr flugs das Licht. Kaum lag ich im Bett, kam eilends noch ein Alter, der meine Ankunft etwas spät erfahren haben mochte. Die verriegelte Tür schlug ihn zurück. Tief enttäuscht, versuchte er noch ohne Rücksicht auf seine Nase einen Blick ins Innere zu erhaschen. Als ich, um den hartnäckigen Besucher los zu werden, mich noch einmal aus meinem Schlafsack herauswickelte und die Tür öffnete, um ihn fortzujagen, meinte er bieder, er sei doch zehn Li gelaufen, um den hohen Herrn Da en zu sehen. Als ich später wirklich einzuschlafen begann, standen noch immer zwei Buben, deren Silhouette mich an die gebackenen Brüder Max und Moritz erinnerte, bewegungslos und starrten durch der Großmutter wertvolle Papierscheiben ins Dunkel.

Der 19. war für mich und meinen Impresario ein schwarzer Tag. Ich merkte nämlich, daß er, um mich vorzustellen, einen tüchtigen Umweg zu seinem Freund gemacht hatte und nun auch nicht mehr seines Wegs auf die Hauptstraße sicher war. Meine heftigen Vorwürfe machten auf sein nervenfestes Gemüt wenig Eindruck. Zu meiner Entlastung verfiel ich auf ein anderes Mittel, ihn zu strafen. Ich stieg zum ersten Male, was ich bis dahin - für ihn unbegreiflicherweise - nicht getan hatte, in den Karren. Die Maultiere, das wußte ich, konnten mich nicht riechen, so brauchte ich denn nur den Fuß zu heben, um sie in Galopp zu setzen. Holterdipolter ging es so von Stein zu Stein, ja die Karre wäre bergab bestimmt

umgeschlagen, hätte das die weite Spur der Schansiräder überhaupt zugelassen. Zur Strafe wurde auch keine Mittagsrast gemacht, sondern weitergezogen, bis wir nach neun Stunden an einem Wallfahrtsort auf die große richtige Straße kamen. Hier wollte mein braver Kärner halten. Um mich zum Bleiben zu verlocken, zeigte er mir bei einem Yamen ein Kämmerlein neben der Küche, wo ich mein Bett hätte aufschlagen können. Aber ich widerstand der Versuchung, wiewohl sie bei annähernd 100 Li in den Beinen und 12 Stunden ohne Essen recht stark war. Ich hieß ihn schnell abfüttern und ging selbst einige Aufnahmen zu machen ins Dorf. Was ich sah, ließ mich allen Hunger vergessen. Der Sandsteinhang, an den es lehnte, war völlig ausgehöhlt, allenthalben waren große Buddha - und Kwan Yün-Gestalten ausgespart. Die Höhlenwände ihrerseits waren mit Tausenden und aber Tausenden von kleinen Buddhafiguren dicht bestellt. Einst haben wohl in den einzelnen Räumen, wie man aus rauchgeschwärzten Herdstellen schließen konnte, Einsiedler gewohnt, jetzt fand man sie allerorten als Aufbewahrungsräume für die eben eingebrachte Ernte mit Steinen und Holzverschlagen abgesperrt. Wütend kläffend stürzten aus all den kleinen Lehmhüttchen die Hunde hervor. Schritt vor Schritt, den Gegner fest ins Auge gefaßt und mit einem tüchtigen Stein bewaffnet zog ich mich zurück. Hätte ich mich weggewandt, so hätten sie sicher zum mindesten mit ihren blanken Zähnen meine Mantelschöße zerrissen. Im Wirtshaus ließ ich mir schnell etwas Teewasser geben, teilte mit meinem Kutscher zwei chinesische Plätzchen und machte mich dann um einige Kaesch erleichtert auf den Weg, dem voranläutenden Gefährt nach. Es wurde mir doch ganz schwer, mich von dem romantischen Tempelörtchen zu trennen; als mir zum Abschied und einem einreitenden Offizier zum Gruß zwei Soldaten von der Zinne des höchsten der Tempel in ihre Trompeten stießen. Zu den Gründen für ein Bleiben, die ich weiterwandernd unnützerweise erwog, wäre nur noch die gastliche Aufnahme durch einen visitierenden General gekommen. Aber der warme Tee hatte mich wenigstens wieder belebt. Ich zog auf einem felsigen Saumpfad einige 20 m über dem Flußbett meinem Karren voran, dessen Schelle ich mittlerweile von anderen recht gut zu unterscheiden gelernt hatte. An einigen architektonisch ganz reizenden Tempelchen ging es dann schon bei Nacht vorbei. Ein durch den Türspalt fallendes Licht zog mich an. Ich öffnete und sah ganz im Hintergrunde vor einem uralten Götterbild ruhig einen winzigen Docht brennen. Gegen 20 Uhr traten wir auf die offene Ebene hinaus, die ganz gespenstisch im Mondschein vor uns lag. Alles Leben schien sich längst zur Ruhe begeben zu haben. Der tiefe graue Staub und der bleiche Mond gaben der ganzen Szenerie etwas totentanzhaftes. Erst Hundegebell scheuchte die Geister hinweg und kurz vor 21 Uhr standen wir vor den plötzlich in der hellen Nachtgräue aufgetauchten Torbauten Tatungfus. Ein Schutzmann, der frierend in seinen Schafspelz gemummelt von einem Bein auf's andere trat, teilte mir mit, daß der Missionar, nach dem ich gefragt hatte, in der Stadt wohne, ich aber nicht mehr zu ihm hineinkommen könne. Mit einer Bewegung, die auf chinesisches wie auf Deutsch hieß: >Na, das hast Du nun von Deiner Hetzjagd, wußte ich es nicht besser ?<, nahm mein guter Kutscher in Ergebenheit diese Mitteilung auf. Um so mehr erstaunte er, als ich mich meinem Schicksal nicht ergab, sondern ihn vorwärts fahren hieß und laut am Tor Einlaß forderte. Laufen, Lichterschein, Hin- und Hergerede hinter den Toren - leider fehlten mir die Worte, um hier, wie es bei früheren Gelegenheiten ein Mafu (Pferdebursche) von mir getan hatte, meine bedeutende Persönlichkeit ins rechte Licht zu setzen und mit allen Strafen hoher Amtsgewalt zu drohen, falls nicht sofort geöffnet würde. So bekannte ich mich bescheiden zu meiner Nationalität



und Stellung und reichte zum Beweise dessen meinen Paß durch den Türspalt, wo ihn eine unsichtbare Hand in Empfang nahm. Ich hoffte, er würde alsbald wirken, aber eine Vierteltunde nach der anderen verfloß. Immer ungeduldiger verbot ich schließlich meinem Kutscher zu seinem großen Leidwesen, die mir zur Genüge bekannte Konversation durch die hohe Torhalle hindurch fortzusetzen. Ich würde ihn erst shuo hua machen lassen (was man am besten in Englisch mit talky talk verdolmetscht), wenn das Tor geöffnet sei. - Ja, der Pfortner habe erst zum Yamen laufen müssen dann solle er sich gefälligst beeilen zurückzukommen. Darauf fragte ich nach dem Missionar und reichte ein Brieflein durch, das mich anmelden sollte. Endlich kam der Befehl zu öffnen. Die schwarzen Riesenflügel des Tores taten sich auf und ehe noch die Maultiere aufwachen und anziehen konnten, war ich schon von liebenswürdigen Neugierigen umringt, die mir auf Atemhauch ins Gesicht guckten. Langsam ging es dann mit Aufhalten bei den einzelnen noch erleuchteten Polizeistationen durch die gänzlich tote, in ihrer bizarren Architektur vielversprechende Stadt. Mein guter Fuhrmann holte hier das Versäumte nach. Soweit kannte ich die Chinesen, um zu wissen, daß es seiner Gesundheit geschadet hätte, wenn ich ihm zu reden verboten hätte.

Fast am anderen Ende der Stadt lag die italienische Mission, in der mich die beiden Patres, ein Europäer und ein Chinese, jedoch kaum voneinander zu unterscheiden, begrüßten. Ohne von meinen Sachen, meiner Unterkunft, oder was mir nach 17-stündigem Fasten nicht unangenehm gewesen wäre, von einer Mahlzeit zu sprechen, wurde ich ganz chinesisch von dem Pater in einen langen Schwatz verwickelt, dem sämtliche chinesische Hausgenossen und christlichen Brüder von der Straße, soweit ihnen die Neuigkeit rechtzeitig bekannt geworden war, lauschend und fragend, stets mit sichtlich gespanntem Anteil beiwohnten. Bei meinem unzulänglichen Italienisch dienten Chinesisch, Lateinisch und einige Brocken Französisch in idealem Zusammenwirken der allseitigen Verständigung. Diese Sprachmischung erlaubte uns sogar hochpolitische Gesprächsgegenstände zu behandeln, auf die der tripolisbegeisterte Chinese immer wieder zurückkam. Ob ich vom Erscheinen der italienischen Flotte vor Constantinopel gehört habe. Ja, sie sei trotz einer furchtbaren Kanonade des Nachts unbeschädigt durch die Dardanellen gekommen, nur ein zum Schornstein herausschlagender Funke habe sie verraten, sonst hätten die Türken sie überhaupt nicht bemerkt. Er war also doch noch Italiener, der gute Padre, obwohl er in Haltung, Sprache, Kleidung und Lebensgewohnheiten ganz Chinese schien. Und das hatten sechs Jahre gemacht, die der junge bildsame Mensch allerdings unter Ausschluß alles Europäischen im Innern Chinas verbracht hatte!? Das Chinesentum war ihm völlig innerviirt. Auch wenn ich ihn bat, sich bei schwierigeren Gegenständen lateinisch oder italienisch auszudrücken, fiel er immer wieder ins Chinesische, aus dem er auch sein ganzes Denken und Fühlen übertrug, zurück. Schließlich konnten mir aber auch die fesselndsten Beobachtungen an diesem ehemaligen Europäer nicht über meinen Hunger hinweghelfen. Ich bat um etwas zu essen, was, da es gegen 23 Uhr war, meinen Gastfreund ins höchste Erstaunen versetzte. Dann schenkte er mir eine braune Flüssigkeit in ein Bierglas, das einzige fremde Ausstattungsstück des Hauses. Ich trank es aus, dann noch ein zweites von dem süßlichen Getränk, ehe ich erfuhr, da es *Vermouth di Torino* war. Durch ein starkes chinesisches Nudelgericht gelang es mir aber bald, etwaige schädliche Wirkungen auszugleichen. Lange vor Morgengrauen weckten mich dünne Kirchenglocken, lautblechernes Meßgeplärr und durch mein Papierfenster stechende Christenfinger. Um 1/2 7 stand ich dann nach einem umfangreichen Waschrutus, bei dem ich gegen 10 staunend stehende

Christen mit Wassertragen und Ausschütten beschäftigte, frühstückshungrig in des Paters kahler Stube und wartete. Erst am nächsten Morgen hörte ich den Grund seiner scheinbaren Ungastlichkeit. Des Morgens zu essen verursachte ihm Kopfweh. Als ich ihn aber immer entschüchterter aufforderte, mitzuessen, tat er das auch mit gutem Appetit und ohne die gefürchtete Nachwirkung, denn der wahre, ihm unbewußte Grund war die chinesische Gewohnheit, die erste Mahlzeit zwischen 10 und 11 Uhr (vormittags) einzunehmen. Bis dahin ritten wir mit großem Gefolge - von den zwei Boys abgesehen, in der Stadt umher, besahen Yamen und Tempel und handelten einige Kleinigkeiten auf der Straße ein. Mit Ehrfurcht wurde allerseits das Arbeiten meines kleinen Apparates beobachtet. So brachte er mir doch nach den vorangegangenen Enttäuschungen staunende Aufmerksamkeit ein. Des Mittags aßen wir ganz chinesisch, - mir zu Ehren mit bisher unbenutzten Messern und Gabeln immerhin unter Spucken und Unterdentischwerfen der Speisereste. Für den Nachmittag hatte ich einen Ritt in ein 25 Li entferntes Kohlenbergwerk angeregt. Bereitwilligst hatte mir der Pater ein Pferd satteln lassen und einen Mafu zur Verfügung gestellt; so trabten wir durch das Tor, das uns so lange aufgehalten hatte, und das ich über die Ponyohren hinweg aufnahm, auf einem durch lange Esel- und Maultierkarawanen gekennzeichneten Weg den Kohlenbergen zu. Es war unangenehm kalt und trübe. Nur ein ordentlicher Trab in dem unbequemen chinesischen Sattel, der eigentlich nur auf einem Paßgänger zu gebrauchen ist, konnte über die 25 Li und das ungemütliche Frostgefühl hinweghelfen. Je höher wir dann in einer trostlos öden Schlucht die schwarzkahlen Berge hinaufkamen, desto kälter wurde es. Endlich rauchte es ringsumher aus den Felsen, aus dunklen Löchern und kleinen vom Berg kaum zu unterscheidenden Lehmhütten. An der ersten gleich stiegen wir ab. Ich erklärte so gut ich konnte den bald begriffenen Zweck unseres Kommens. Ein altes Bergmännchen, das schnell nach einer zweidochtigen Öllampe lief, wurde als Führer bestellt und hinauf ging es nach dem Schacht, aus dem uns ein langer Zug rabenschwarzer, gänzlich nackter, unter mächtigen Kohlenstücken ächzender Kulis entgegenkam. Großen, fragenden Blickes starrten uns die völlig ausgemergelten Unglücksmenschen an. Was konnte jemand, der dort nichts zu schaffen hat, in der Hölle da unten wollen?. Mir taten die armen Kerls so leid, daß ich es nicht übers Herz brachte, einen aufzufordern in seiner Blöße meinem Apparat zu stehen. Im Vorbeigehen machte ich ganz verstohlen eine wahrscheinlich mißlungene Aufnahme. Bei dem Vordermann einer neuen Kolonne entzündeten wir dann unsere zwei offenen Öllämpchen und begannen den schwierigen Abstieg in die Unterwelt. Seiner Beschwerlichkeit nach zu urteilen hätte der Weg sicher nicht zur Hölle geführt. Der Schacht ging fast senkrecht auf fingerbreiten, gänzlich ausgetretenen, ab und zu durch eine schmale Holzlatte ergänzten Stufen in die Tiefe. Schon nach wenigen Minuten begannen in der wachsenden feuchten Wärme die Knie zu zittern und die Lungen schwer zu pumpen. Da kam ein langer Zug von Kohlenklaven von unten heraufgekrochen. Mein Führer bedeutete mir, sie in einer Nische hockend an uns vorbeiziehen zu lassen, weil für zwei Personen im Schacht kein Raum sei. Immer größer und heller wurde das schwankend ansteigende Licht, bis man den ersten Mann im Schein der in den umgelegten Zopf gehakten Lampe erkennen konnte. Zwischendurch trug ab und zu ein Vorarbeiter sein Lämpchen in der gleichen Weise, die meisten der Leute aber arbeiteten sich in absoluter Finsternis wie Spinnen kletternd nach oben. Diese Aufenthalte wiederholten sich unterwegs ein halb Dutzend mal. Bei ungefähr 400 - 500 m Tiefe erreichten wir die untere Schachtsohle, in der ein beinahe körperlich festes, brühwarmes Gemisch menschlicher

Ausdünstung stand. Hätte man sie erkalten lassen können, so hätten sich sicher Menschengerippe daraus geformt. Zwanzig Minuten kriechenden Marschierens, unterbrochen durch vielfaches Niederhocken zum Aufzupfen der Dochte, brachten uns durch den bald sich weitenden Stollen vor Ort. Dort bot sich ein Anblick, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Hundert trübe Lichtchen mühten sich, wo man hinsah, den Kohlenstaub zu durchdringen. Suchte man ihnen näher zu kommen, so schienen sie ins Gebirge zurückzuweichen, bis man entdeckte, daß zwischen zwei Kohlenflözen, die nicht mehr als zwei Hände Zwischenraum ließen, tief drin ein Mensch eingeklemmt lag, der sich in dieser, schon beim Zusehen zu Erstickungsanfällen führenden Lage, vorwärts arbeitete. Solcher Arbeit schämt man sich neugierig zuzuschauen. Nur verstohlen wagte ich die Leute zu beobachten, die, kaum hatten sie mich wahrgenommen, freundlich baten, mich in ihren Kreis zu hocken. Eines der Schwätzchen begann, die in China so hervorragend soziale Gegensätze mildern. Neben dem Üblichen wünschten die armen Bergknappen sehr mein Urteil über ihre Kohle zu erfahren. Meinem Laienauge schien sie in der Tat vorzüglich. Malt Euch einmal die Lage aus! Euer Sohn in Inner-Schansi, 500 m unter der Erde von 100 schwarzen Teufeln auf dem Boden umhockt. Einzelne von den Leuten hatte der Schweiß trotz des dauernd fallenden Kohlenstaubes wieder halbwegs gewaschen, nur die Falten des Körpers schienen schwarz unterstrichen. Sie benutzten, ganz wie der griechische Apoxyomenos ein beinernes Schabmesser, das mir der eine in seiner unendlichen Gutmütigkeit zum Gebrauch hinhielt. Trotz der erbärmlichen Bedingungen, unter denen die Leute arbeiteten, herrschte im allgemeinen eine unserer verwöhnten Unzufriedenheit schwer verständliche Munterkeit. So ging ich schließlich mit dem Gefühl, den Leuten eine Freude bereitet und nicht in meiner wohlgenährten Müßigkeit Rassen- oder Klassenneid erweckt zu haben. Der Aufstieg, der den gekommenen Weg wieder zurückführte, wurde uns mit jeder Stufe leichter. Da, wo uns beim Heruntersteigen die Luft schon unerträglich vorgekommen war, erschien sie frisch und kühl. Endlich wurde auch die gerade über unseren Häuptern stehende Schachtöffnung sichtbar. Und kurz darauf atmeten wir im rosigen Licht eines trüben Oktobernachmittags. Dem freundlichen Minenbesitzer, der mich vom Schacht zu seiner kleinen Hütte geleitete, konnte ich es nicht antun, ohne eine Tasse Tee zu scheiden. Ich nahm mit untergeschlagenen Beinen seinem alten Vater gegenüber auf dem Kang Platz und unterhielt mich nach Sprachfähigkeit. Da er ein gebildeter Mann zu sein schien, der nicht allzusehr im Schansidialekt steckte und mein Pekinesisch ohne Schwierigkeit verstand, so ging es ganz gut. Er erzählte mir, daß die Grube schon lang im Familienbesitz sei und er sich augenblicklich mit seinem Vater, dem Laoye, in Leitung und Einnahme teile. Über die Lohnverhältnisse befragt, teilte er mit, daß seine Leute auf Akkord zusammenarbeiteten und für den Kubikfuß 100 Käs, etwas über 10 cents = 22 Pfennig nach Tatum-Währung erhielten. Er fördere täglich für 2 Taels = etwa 60 Kubikfuß. Das schien mir so wenig, daß ich, um nicht tiefer in Mißverständnisse hineinzukommen, meine Fragen einstellte. Wahrscheinlich hatte ich falsch verstanden. Von einer sozialen Fürsorge irgendwelcher Art war nichts zu bemerken. Ein früher Tod machte sie wahrscheinlich überflüssig. Ebenso wenig gab es Sicherheitsvorrichtungen. Überall wurde in den schlechtesten Wettern mit offener Lampe gearbeitet. Für Deine Jugendfürsorge [Der Vater des Verfassers, Otto von Hentig (1842 - 1934) war Vorsitzter der Zentrale für Jugendfürsorge] hätte sich ein besonderes Feld geboten, denn ich sah kleine Jungen bis herab zu 6 Jahren bei der Arbeit. Sie gingen schon viermal täglich herunter, ihre Kinderlast zu

fördern, erzählte man mir. Alles zu allem genommen, konnte ich von meiner unterirdischen Unternehmung sehr befriedigt sein. Mit diesem Gefühl jagte ich denn auch mit meinem Mafu um die Wette nach Hause. Er wollte nämlich durchaus vor mir reiten und ich seinen Staub nicht schlucken. So langten wir recht schnell vor Tatumfu an und ritten in einem geradezu gefährlichen, aber einem hohen Herrn gut anstehenden Tempo durch die Stadt.

Am Morgen des 21. tat ich meinem freundlichen Gastgeber noch den Gefallen, der Messe beizuwohnen, dann zog ich von ihm zum Tor geleitet, wieder in die Weite. Gleich vor der Stadt stellte sich unserer letzten Reiseetappe das erste Hindernis entgegen: ein ziemlich breiter und reißender Fluß, der an den Ufern gefroren war und in der Strömung ganz beträchtliche Eisschollen führte. Über ihn ging eine Brücke in Gestalt eines einzelnen, auf festen Pflöcken ruhenden Baumstammes. Wer sich nicht ganz schwindelfrei fühlte, um sicher hinüber zu balancieren, der mußte sich einem der am Ufer stehenden jungen Burschen anvertrauen, der bis über den Bauch im Eiswasser watend, die Reisenden auf seinen Schultern hinüberbrachte. Auch ein Beruf, dem nicht jeder gewachsen wäre. Wir kamen gut vorwärts an jenem Vormittag, führte doch auch der Weg durch eine recht öde, von Hohlwegen durchschnittene Gegend. Ihre Einförmigkeit wurde nur ab und zu durch einen Postenturm mit Schilderhaus, in weiteren Abständen durch eine kastellartige Stadt unterbrochen. Die gute Witterung meines Weggefährten fand des Mittags ein kleines Wirtshaus, wo er sich ausgezeichnet versorgte, aber auch ich meine Eier bekam und von zwei kleinen Mongolen aufgefordert wurde, ihre Mahlzeit zu teilen. Ich aß auch tatsächlich von den in einer großen Trommel servierten gedämpften Haferwaffeln, die einen kräftigen, urgesunden Geschmack hatten. Bis zum Abend kamen wir noch an einer ganzen Reihe äußerlich - durch die alles Leben verbergende Mauer - toter Städte und an einigen je über hundert Ochsen und Ponies zählenden Karrenzügen vorbei. Zumeist führten sie Ziegeltee, augenscheinlich über Kuei hua chang für die Mongolei bestimmt. Nachtquartier - mein letztes chinesisches der Reise - bezog ich diesmal in Privaträumen eines Wirtshausbesitzers, dessen ganzes Lokal von Eisenbahnkulis besetzt war. Ich wurde in der Speisekammer einlogiert, wo aus den großen irdenen Kohltöpfen die Gärungsgase so stark aufstiegen, da ich alsbald Kopfschmerzen bekam. Was war vorzuziehen: die Ausdünstungen des Kohls oder von 60 Menschen? Ich entschied mich für den Kohl und richtete ob den Kruken mein Feldbett. Hier wurde mir ein Zutrauensbeweis, den ich noch nicht erlebt hatte, zuteil. Es kam ein alter Herr und zeigte mir seine ganz äußerlichen, gar nicht gefährlichen Wunden. Ich wusch sie zu seinem Erstaunen aus, und zwar mit Sublimatseife und bestrich sie dann mit Vaseline. Auf diesen Beweis meines Könnens schleppte man einen Hund herbei, dem ein Rad über eine Hinter- und eine Vorderpfote gegangen war. Unter Beihilfe der ganzen Familie wurde er von mir in derselben probaten Weise behandelt. Auf Grund dieser schätzbaren Fähigkeiten ließ man mich auch ruhig und ungestört am Abend auf einem Sack sitzend meine Notizen machen. Die dem letzten Vormittag zugedachten 30 Li waren, wie sich beim Marsch herausstellte, nur wenige über 20. Von Bedeutung war eigentlich nur der in einiger Entfernung verlaufende Körper der neuen Bahn, die bis auf die Eisenteile, Brücken und Schienen fertiggestellt schien. Hunderte von Arbeitern machten sich mit ihren kleinen Erdkörben gemächlich zur Arbeitsstätte auf. Um 8 Uhr bereits erschienen in der Ferne die Mauern und Türme Yankans, um 9 stand ich bereits auf dem Bahnsteig unter hunderten von Chinesen, die gleich mir den um 13 Uhr 30 abgehenden Zug erwarteten. Nachdem ich mein Gepäck im Fürstenzimmer verstaut und dem in China sehr

sicheren Schutz der Öffentlichkeit anvertraut hatte, wanderte ich in die Stadt, die an Staub nur noch von Tatumfu übertroffen wurde. Es machte mir wie immer bisher ein unerschöpfliches Vergnügen, mich in der Nähe der einzelnen Stände aufzuhalten und die Leute, meist chinesische Bauern aus der Umgegend, aber auch eine ganze Anzahl Mongolen aus fremden Breiten, zu beobachten. Besonders witzig war ein Kammacher, der mit beredten Worten den Umstehenden die befreienden Wirkungen seiner Staubkämme anpries und zum Beweise dessen einigen der Nahestehenden die Mützen vom Kopf nahm und nicht gerade rücksichtsvoll durch die untere Haarpartie des Zopfes fuhr. Wenn dann die Bäuerlein, unter langem Hin- und Herreden ihre 25 Käsch = 2 1/2 Kupfercent erlegt hatten, und diese von ihm mit gewandtem Daumen nachgezählt worden waren, steckte er ihnen den verkauften Kamm in den Schopf und schob sie weg. Ich erstand übrigens auch einen dieser recht gut gearbeiteten Kämme. Man weiß nie, wozu er dienen kann, hatten wir doch die Zähne eines solchen aufgebundenen und in Wasser gekochten Kammes als Ersatz für vergessene Zahnstocher ausgezeichnet benutzen können.

Die Eisenbahnfahrt vermittelte mir die Bekanntschaft eines schwedischen Missionars, des berühmten Larsen, mit dem ich mich, als dem einzigen Europäer weit und breit, schnell zusammenfand. Gesellschafts- und studienhalber siedelte ich zu ihm in die 3. Klasse über. Ein kleines Opfer mußte ich damit allerdings meinem Wissensdrang bringen, denn ein Wagen der 3. Klasse in China läßt sich auch nicht im entferntesten mit unserer luxuriösen 4. Klasse vergleichen: Es ist ein Viehwagen ohne Fensterscheiben, in dem 100 und mehr Menschen schwatzend, rauchend, spuckend durch- und aufeinander hocken. Dazu wirbelte der durch die Fahrt des Zuges verstärkte Wind der Mongolei alles, was an Staubpartikelchen im Wagen vorhanden war und von draußen hereinkam, durcheinander, so daß ein einigermaßen hygienisch denkender Bakteriologe bereits an den leisesten Regungen seiner Phantasie erkrankt wäre. In China entwickelt man aber bald genug ausreichende Antitoxine, um gegen Bakterien virulentester Art gefeit zu sein. Die Ausschiffung in Kalgan brachte mir noch eine kleine Erfahrung. Während ich auf dem Bahndamm nach dem deutschen Kaufmann suchte, den ich telegrafisch benachrichtigt hatte, setzte sich der Zug wieder zum Rangieren in Bewegung. Ich sprang auf, um meine Sachen aus der 2. Klasse zu retten und die in die 3. hinübergenommenen nicht außer Auge zu lassen. Aber ich fand sie nicht mehr. Alles Umfragen, die Reklamation bei dem sehr unhöflichen und unwissenden Stationsvorsteher waren ohne Erfolg. Schließlich tat ich einen Polizisten auf und machte mich mit ihm auf die Suche. Wir fanden sie nach einem langen Gang durch unzählige Garküchen und Herbergen der Chinesenstadt in dem chinesischen Hotel, in dem mein Missionsfreund abgestiegen war. Der gewandte Portier dieses *fan dien* hatte sich durch diesen Trick meine Kundschaft sichern wollen. Dies mißriet ihm, denn ungeachtet der späten Stunde suchte ich noch den deutschen Herrn auf, bei dem ich in allerhand Civilisationsgenüssen, einem geheizten Zimmer, einem Bad, einer Lampe und *last not least* in der Lektüre Eurer telegraphisch bestellten Briefe schwelgte. Der nächste Tag schon, der 23. Oktober diente ausschließlich der völligen inneren und äußeren Restaurierung - vor meinem leicht schlagenden Gewissen - durch eine Anzahl anregender Unterhaltungen verteidigt, die ich mit einigen Missionaren, dem recht tüchtigen Leiter der British American Tobacco Co. und meinem eigenen, gutunterrichteten Gastgeber hatte. Auch den 24. Oktober blieb ich noch zu einem Ritt auf die Paßhöhe in Kalgan, nachdem ich mir ausgerechnet hatte, daß ich auch durch ein früheres Eintreffen in Peking mit der Bahn nicht eher

nach Tokio gelangen könnte. Der Paßtritt war, obwohl ich nicht ganz bis hinauf kam, im höchsten Grade vorstellungsbildend. Wer Verkehr und Handel in seinen Urformen studieren will, sollte sich dort acht Tage festsetzen und sie hinauf und hinunter passieren lassen, die Kamel- und Karrenkarawanen, an denen man mit etwas geübtem Auge Tätigkeit und Bedürfnisse, wirtschaftlichen Stand und politische Verhältnisse der Hinterländer ablesen kann. Dabei sind die Möglichkeiten dort oben so unabsehbar, wie der Ausblick auf die Ebene von der Paßhöhe.

Die Bahnfahrt am 25. brachte noch ein ganz bezeichnendes Erlebnis. Bereits am Abend vorher hatte sich in Kalgan unter die Chinesen und zu uns über Kompradore (der chinesische Partner europäischer Kaufleute) und boy die Nachricht verbreitet, daß vier Russen mit ziemlich frischen Pferden von Urga [Ulan Bator] eingetroffen seien. Da kurz zuvor die Unabhängigkeitserklärung der Mongolei von Rußland anerkannt worden war, gab dies Grund zu Vermutungen. Im Zuge fand ich schließlich auch in Sonderabteilen drei unrasierte, pelzvermummte Gestalten, die ich erst dann etwas näher ins Auge faßte, als ich bei einer von ihnen ein deutsches Buch sah. Der betreffende Herr stellt sich als ein mir bekannter Stabsveterinär aus Tsingtau heraus, der mit zwei anderen Herren auf den Pferdekauf in die Mongolei gegangen war. Hiermit schließe ich als Chronist die Aufzeichnung mehr oder minder bemerkenswerter Ereignisse und Erlebnisse; aus ihnen Schlüsse und Nutzenwendungen zu ziehen habe ich mich nach Können bemüht. Es noch an dieser Stelle zu tun, würde aus dem Rahmen der einfachen Aufzeichnungen fallen, und bedeutend mehr Zeit erfordern, als die Überfahrt nach Japan mir geben kann. Hoffentlich erschlagen die neuen nicht die in ihrer Einfalt lieben alten Eindrücke. Für das hochzivilisierte Leben Japans werden sie vielleicht sogar den rechten Hintergrund abgeben.

Euer Otto.

### **Die Mission des Verfassers an den Hof des Emirs Habibullah und die Reise von Berlin bis Kabul**

Ende März 1915 erhielt ich bei meinem Regiment am Niemen durch Funkspruch den Dienstbefehl, mich bei dem Großen Generalstab zu melden. Von Herrn Hauptmann Nadolny<sup>4</sup> wurde mir dort eröffnet, daß ich ausersehen sei, einen indischen Rajah nach Kabul zu bringen. Herr Nadolny legte mir eine kurze Charakteristik des indischen Prinzen vor und erzählte mir, daß er in Audienz bei seiner Majestät dem Kaiser empfangen worden sei und sich augenblicklich auf einer Informierungsreise an der Ostfront befinde. Da meine Aufgabe sich nicht auf die Beförderung des Kumar Mahendra Pratap<sup>5</sup> beschränken sollte, so verhehlte ich weder im Großen Generalstab noch im Auswärtigen Amt meine Bedenken, den ebenso schwierigen wie ehrenvollen Auftrag anzunehmen.

Abgesehen davon, daß ich, wie ich immer wieder betonte, Indien und indische Verhältnisse nicht kannte, schien mir eine Gewähr für das Gelingen der weitgehenden Pläne des Kumar nur dann gegeben, wenn die vom Generalstab und Auswärtigen Amt geteilten, nach meiner Annahme allerdings optimistischen Voraussetzungen des Kumar zuträfen. Selbst die letzte Entwicklung der Ereignisse in Persien hatte sich nach sechsmonatigem Aufenthalt im Felde meiner Kenntnis entzogen. Diese Bedenken wurden durch die Versicherung beschwichtigt, daß bis zu meinem Eintreffen an der persischen Grenze Persien selbst mit seiner ganzen Armee und mit den inzwischen in den preußischen Dienst übernommenen schwedischen Offizieren<sup>6</sup> auf unserer Seite in den Krieg eingetreten sein würde. Der recht angenehme erste Eindruck, den ich vom Kumar Mahendra Pratap empfing und die wiederholt erklärte Bereitwilligkeit meiner vorgesetzten Behörde, mich in jeder Weise zu unterstützen, endlich die augenscheinliche Unmöglichkeit, im Augenblick eine geeignetere Persönlichkeit für die fragliche Aufgabe zu finden, bestimmten mich, den verantwortungsvollen Auftrag zu übernehmen.

In Übereinstimmung mit den Herren des Auswärtigen Amtes drängte ich auf eine möglichst schnelle Beendigung der Reisevorkerhungen, erbat mir die für alle Fälle nötig erscheinenden Vollmachten und reiste schließlich am 14. April 1915, nachdem in einzelnen Gruppen die mir beigegebenen Afridis bereits vorausgegangen waren, mit dem Kumar nach Konstantinopel ab. Hier sollte ich den wichtigeren Teil meiner Reisevorbereitungen bereits fertig vorfinden. Ich hatte mir unter anderem die wohlwollende Unterstützung der türkischen Behörden für meine Reise und mein Wirken an Ort und Stelle in Afghanistan zu sichern. Hierbei kam erschwerend in Betracht, daß einige Wochen zuvor die Kaiserlich Ottomanische Regierung den Abgeordneten Obeidullah Effendi<sup>7</sup> als außerordentlichen Botschafter mit großen Vollmachten bereits nach Afghanistan geschickt hatte. Das Unglück hatte es überdies gewollt,

<sup>4</sup> Rudolf Nadolny (1873 - 1953), nachmals Botschafter in Moskau.

<sup>5</sup> Mahendra Pratap verfügt über einen Eintrag in Ludwig W. Adamec Who's Who of Afghanistan, Graz 1975, ebenso wie der Molwi Barakatullah aus Bhopal in Indien.

<sup>6</sup> Die Gendarmerie war 1911 aufgestellt und die Ausbildung schwedischen Offizieren übertragen worden. Im Jahre 1914 hatte die Gendarmerie 34 schwedische und 120 persische Offiziere und war zwischen 6000 und 7000 Mann stark. Neben der kleineren und von Russen ausgebildeten Koskenbrigade war sie die einzige Truppe mit Gefechtswert in Persien.

<sup>7</sup> Obeidullah Effendi war sogar das >Schwert des Islam< für den Emir mitgegeben worden. Allerdings hatte man die Edelsteine aus der Scheide entfernt und sie dem Verfasser anvertraut.

daß der damalige Kaiserliche Botschafter<sup>8</sup> in Konstantinopel den Namen des indischen Prinzen für den eines österreichischen Czechen gehalten und sich infolgedessen nicht in dem Maße für die vorbereitenden Schritte in Konstantinopel interessiert hatte, wie er es bei Kenntnis der wahren Verhältnisse sicher getan hätte. Die Forderungen des Kumar, einen Brief des Khalifen<sup>9</sup> an den Emir zu erhalten, von seiner Majestät dem Sultan in Audienz empfangen zu werden, Träger einer weiteren Reihe von Briefen des Großwesiers<sup>10</sup> an die indischen Fürsten sein zu dürfen und schließlich persönlich seine Angelegenheit Enver Pascha<sup>11</sup>, Talaat Bey<sup>12</sup> wie dem Scheich ul Islam vortragen zu dürfen, wurden sämtlich erfüllt. Schwierigkeiten machte nur die Wahl eines türkischen Offiziers, der uns begleiten sollte. Nachdem ich einen armenischen Offiziersaspiranten, ein türkischer Rittmeister der Reserve und ein älterer Botschaftsrat in Rom für sich abgelehnt hatte, wurde mir am letzten Tage der Oberleutnant Kasim Bey vorgeschlagen. Zwar stellte sich schon bei der ersten Unterredung heraus, daß er recht unselbständiger Denkungsart war. Doch schien mir dies kein Grund, ihn zu verwerfen. Die Zeit drängte und Kasim Bey erklärte, all meinen Forderungen, u.a. in zwei Stunden reisefertig zu sein, entsprechen zu wollen. So reiste ich denn am nächsten Morgen mit dem Kumar, dem in Konstantinopel zu uns gestoßenen Professor Barakatullah<sup>13</sup> und Kasim Bey nach Aleppo, wohin ich bereits die sämtlichen übrigen Leute unter Führung des Stabsarztes Dr. Becker hatte vorausgehen lassen.

In sechs Tagen wurde die Reise durch Anatolien, über den Taurus und Amanus zurückgelegt und nach eintägigen Vorbereitungen und Einkäufen in Aleppo die Weiterreise auf dem Euphrat angetreten. Ich hatte mich entscheiden müssen, den Wasserweg flußabwärts und damit über Bagdad zu wählen, weil ich auf der Strecke nach Mossul, auf der Obeidullah im Gefolge der Armee von Halil Bey<sup>14</sup> gezogen war, Transport und Nahrungsmittel nicht gefunden haben würde. - Hier wäre für Monate eine Reise von Personen, geschweige denn die Beförderung größeren Gepäcks unmöglich gewesen. Zudem kannte ich den Weg über Mossul/ Kurdistan von meiner eigenen Benutzung im August 1914 zu gut, um nicht die Hindernisse vor auszusehen, die sich dem Marsch einer größeren Kolonne in jenen Gegenden, wo noch täglich ein Vorgehen der Russen erwartet wurde, entgegenstellen mußten.

*An dieser Stelle sei ein Abschnitt aus dem Erinnerungsbuch des Verfassers eingefügt:*

... Zum Transport unseres Gepäcks hätten wir zum mindestens hundertfünfzig Tiere, für Wacht- und Treiberpersonal wie für das Futter weitere hundert Tiere gebraucht. Die Kosten hätten sich auf annähernd zehntausend Mark belaufen. Statt dessen schaffte es der Euphrat auf drei kleinen Booten in weniger als einem Drittel der Zeit für etwa ein Zehntel der Kosten von den Bergen Armeniens bis zur alten Kalifenstadt Bagdad hinunter. Den Bau der Boote hatte ich selbst überwacht. Sie waren aus rohen Brettern leicht zusammengefügte, flache, kleine Prähme, deren offenstehende Ritzen in ununterbrochenem Geklopfe mit Werg und Lumpen ausgefüllt und schließlich mit Teer überstrichen waren. Für uns selbst hatte ich über zwei Boote kleine, rohe Hütten zimmern lassen, die zwar nicht gegen Wind und Wetter, wohl aber gegen die dauernde, aushöhlende Kraft der Tagessonne

<sup>8</sup> Hans Frhr. v. Wangenheim (1859 - 1915), Botschafter an der Hohen Pforte 1912-1915.

<sup>9</sup> Mehmet V. (1844 - 1918) Khalif 1909-1918

<sup>10</sup> Said Halim Pascha (1863-1921) Großwesir 1913 -1917, Enkel Mohmmad Alis von Ägypten.

<sup>11</sup> Enver Pascha (1881 - 1922), Vizegenerallissimus, 1914 Kriegsminister

<sup>12</sup> Mehmet Talaat, nachmals Pascha (1874 - 1921), 1908 Innenminister 1917-1918 Premierminister

<sup>13</sup> Barakatullah (18.. - 1928), vgl. Adamec S. 131, vgl. Anmerkung 2)

<sup>14</sup> Halil Bey, nachmals Pascha, Kommandant der osmanischen Armeegruppe Ost; Onkel Envers.



uns schützen sollten. Zwei dieser Prähme waren stets so zusammengekoppelt, daß die einseitigen Dächer der auf ihnen errichteten Bretterhütten aneinandergeschlossen ein viereckiges Haus mit Giebeldach bildeten. Von einer Haustür stieg man in das Nebenhaus hinein. Platz gab es recht wenig. Dr. Becker mußte infolgedessen sich sein Lager auf seinen großen Medizinkisten bereiten. Das Problem war dabei, wie er sich ausdrückte, die Holzspangen um die Koffer in die natürlichen Einkerbungen des Körpers einzupassen.... Alles ging glatt, wenn auch nicht schnell genug. Unsere blinde Schiffsmannschaft - blind wie die meisten Araber am Euphrat infolge epidemischer Augenkrankheiten - ruderte mit bewundernswertem Fleiß täglich hundertzehn Kilometer, von vier Uhr morgens bis zwölf Uhr mittags. Dann trieb gewöhnlich das Floß, während der heißesten Mittagsstunden nur von dem einäugigen Steuermann gesteuert. Wie leblos fielen dann die blinden Ruderer auf ihren Bänken zusammen und versanken in tiefen Schlaf. Des Nachts wurde Mannschaft und Passagieren eine kurze Nacht- und Dachruhe gegönnt. Nur in mond hellen Nächten lösten wir die Araber für einige Zeit vollständig ab. Zeitweise blieben wir tagelang, ohne Pause, auf dem Strom ein Bewegung. Sobald wir landeten, ging eine Patrouille nach frischen Nahrungsmitteln. Einer lief zum Bäcker, um Brot backen zu lassen, ein anderer verhandelte mit den Arabern, sobald Bedarf an Fleisch war, über den Kauf eines Hammels oder von Hühnern. Fast ausnahmslos zeigte sich die Bevölkerung, auch wenn wir nicht als Kunden auftraten, sehr freundlich. ... Zwei Tage vor Bagdad verließ ich unser Wohnboot, um mit dem kleinen Frachtfloß, das einem in den letzten Tagen erwachten Gegenwind weniger Widerstand bot, an den Hauptort unserer nächsten Etappe voranzueilen. ... Schon am zweiten Abend, zunächst noch als täuschende Luftspiegelung, als Fata Morgana, drei Stunden später als Wirklichkeit, erschien Faludjia. Und noch in der gleichen Nacht langte ich in Bagdad an.

Die Fahrt den Euphrat hinunter nahm bei verhältnismäßig günstigem Wasserstande elf Tage in Anspruch. Nach kurzem Aufenthalt brach die Expedition zunächst im Wagen nach Kasr-i-Schirin auf. Ich darf an dieser Stelle nicht vergessen zu erwähnen, daß sich bereits in Bagdad 31. Mai - 4. Juni 1915 bei dem Kumar, dessen Bedarf an Reiseromantik durch die Tour durch Anatolien und die Fahrt auf dem Euphrat-Fluß gedeckt schien, gewisse Zeichen der Ermüdung geltend machten. Er trug es mir offensichtlich nach, daß ich um die gerade damals und in Bagdad so nötige Aufrechterhaltung seines Inkognitos besorgt war; er beschwerte sich über kleine, nicht zu vermeidende Reiseanstrengungen, ja er erklärte, als er von Italiens Eintritt in den Krieg auf Seiten der Aliierten hörte, daß er nunmehr stark an der Durchführbarkeit seiner Pläne und überhaupt an dem Erfolg unserer Sache zweifeln müsse. Sein Nervenzustand kennzeichnete sich am besten in einem Beschwerdebrief, den ich ihn auch veranlaßte, abzusenden, und der wahrscheinlich in den Akten des Auswärtigen Amtes vorliegt. Bei unserer Abreise aus Bagdad indes waren diese Stimmungen wieder vollständig einer hochfliegenden Unternehmungslust gewichen; diese hielt allerdings nur bis zu dem Augenblick an, wo ich ihn im Interesse seiner Sicherheit darauf aufmerksam machen mußte, daß wir von Bagdad aus verfolgt würden. Abgesehen von den Reisehindernissen, dem Zusammenhalten der Karawane, dem Disziplinieren der fremden Leute, dem Transport des damals außerordentlich umfangreichen Gepäcks, bereiteten mir die wechselnden Nervenzustände des Kumar Mahendra Pratap schwere Sorgen. Die ganze Expedition war mehr oder weniger auf seine Wünsche eingestellt. Entsprach er nicht unseren und seinen Erwartungen, so mußte der beabsichtigte Erfolg naturgemäß schwer leiden. Auf der ersten Strecke, die wir nach Überschreiten der persischen Grenze in Karawanen-Märschen zu Pferde zurücklegten, traten die eben erwähnten, immer mehr als schwer hysterisch zu kennzeichnende Zustände des Kumar deutlich hervor. Zunächst drang er in mich, die sämtlichen Afridis, die ja auf sein besonderes Verlangen mitgenommen waren, zu entlassen, bezeichnete sie als >most treacherous men<, die einmal - fern aller sie im Zaum haltenden Staatsgewalt - von ihren Waffen bestimmt gegen uns Gebrauch machen und mit den Expeditionsschätzen das Weite suchen würden.

Sodann erklärte er mir am Abend eines Besuches bei Reuf Bey<sup>15</sup> des Nachts unter Tränen, er müsse zu seiner Schande gestehen und bäte deswegen Kaiser und Volk um Verzeihung, daß er garnicht mit dem Herzen bei unserer Sache sei. Ich täte deshalb besser, von der Führung meines Trupps zurückzutreten und ihn mit Reuf ziehen zu lassen. Am nächsten Morgen hatte er die ganze, mich tief erschütternde Szene vergessen. In Kermanschah angelangt 13. - 17. Juni, erkrankte der Kumar an schwerem, bisher noch nicht ganz aufgeklärtem Fieber. Da er reiseunfähig war, ließ ich das Gepäck mit sämtlichen Leuten bis auf Dr. Becker und Professor Barakatullah zunächst auf Sultanabad weiterreisen. Ich selbst eilte mit der Post nach Teheran, während ich Dr. Becker Befehl hinterließ, sobald der Kumar wiederhergestellt sei, mit ihm auf meine telegraphische Weisung nach Teheran oder Isfahan zu fahren. Mein Besuch in Teheran galt neben einer allgemeinen Orientierung über den Stand der Verhältnisse in erster Linie der Feststellung, ob es möglich sei, über die nördliche Route Schahrud/Nischapur/Sebsewar/Mesched uns der afghanischen Grenze zu nähern, oder ob wir, was ich nach Möglichkeit vermeiden wollte, durch die Kewir ziehen mußten. Unterwegs erkrankte ich selbst schwer an Malaria, war aber immerhin imstande, in Teheran eine Reihe wichtiger Verbindungen anzuknüpfen, mich genau über die Zustände zu unterrichten, von der Unmöglichkeit eines nördlichen Durchbruchs zu überzeugen und bereits vor dem Kumar, den ich inzwischen gebeten hatte, nach Isfahan zu fahren, dort eingetroffen.

*In seinen Lebenserinnerungen berichtet der Verfasser ergänzend über diesen Abstecher nach Teheran 21. - 24. Juni :*

Der Gesandte Prinz Reuß hatte sehr auf mein Erscheinen gerechnet. Seit Monaten hielt sich der mit ihm nach Persien gereiste, zum Artilleriehauptmann beförderte, ... Oskar Niedermayer in Teheran auf. ... Sein jetziger Auftrag war es gewesen, mit den verbliebenen Herren [einer zersprengten] Instruktionsmission nach Afghanistan zu gehen. er hatte es aber vorgezogen, in Teheran zu bleiben und dort in den verschiedensten Verkleidungen selbst durch Mittelsmänner unsere Feinde, aber auch unsere Freunde zu beunruhigen. Meine Ankunft mahnte ihn an seinen ursprünglichen Auftrag. Er meinte, ich solle ihm den meinigen übertragen; er sei doch der bessere Mann. Der bessere vielleicht, aber wohl nicht der geeigneter - mußte ich einwenden. Jedenfalls war mein Auftrag wie meine Legitimation so sehr an meine Person gebunden, daß ich nicht daran denken konnte, von meiner für alle Fälle gedachten Vollmacht, einen Vertreter zu bestellen, Gebrauch zu machen. Da der Norden Persiens von den Russen, der Süden von den Engländern beherrscht wurde, gab es für uns nur den von mir in Aussicht genommenen, geographisch zwar schwierigen, aber auch vom Gegner schwer zu kontrollierenden Anmarschweg durch Mittelpersien und die Kewir, die große Salzwüste. Niedermayer blieb zunächst in Teheran, um dort einige von ihm geleitete Unternehmungen abzuwickeln. ...

In kürzester Frist wurden hier in Isfahan [29. Juni - 1. Juli] die Vorbereitungen für den Wüstenmarsch getroffen. Zwei Tage bereits nach der Ankunft des Kumar, der sich unter der aufopfernden Pflege von Dr. Becker ganz erholt hatte und freudigst den kommenden Leistungen entgegen zu sehen schien, konnte eine nach schweren Verhandlungen gemietete Kamelkarawane mit den Wasserschläuchen und mit den unterwegs angenommenen Afridis - die

<sup>15</sup> Reuf Bey (Rauf), Hüseyin Rauf (1880 - 1964) Orbay (seit 1934) war während des italienisch-türkischen Krieges 1911/12 Kommandant des Kreuzers Hamidieh gewesen und war durch seine Taten zum Nationalhelden aufgestiegen. Führer einer nach Afghanistan entsandten türkischen Expedition, wurde er an der persischen Grenze von den Bachtianern am Weitermarsch gehindert. 1922 - 1923 Regierungsmitglied.

bemerkenswerter Weise gerade noch auf Betreiben des Kumar - auf den Weg gebracht werden.

Der Verfasser schreibt zu den Einzelheiten der Wüstenreise in seinem ersten Erinnerungsbuch ergänzend folgendes:

Übrigens ist das Tier schon der kostspieligste Mitreisende einer solchen Karawane. Der Mensch reist dort viel billiger. Ich mußte in Persien für die Verpflegung eines Tieres im täglichen Durchschnitt 3,20 Mark rechnen (in China 80 Pfennig bis 2 Mark), der Mensch wurde schon mit 1,60 Mark verpflegt. Freilich gab es noch andere, viel erheblichere Reiseauslagen. Für schwierige Botengänge - und wir sandten sehr viele Boten aus, um Nachrichten, Kundschaften über das Verhalten und die Bewegungen der Feinde usw. zu erhalten - zahlten wir unter den gefährlichen Umständen oft 200 bis 250 Rupies für den Brief. Dazu kamen noch gelegentlich Trinkgelder für Eskorten und anderes. Meine nächste Sorge waren die Wasserschläuche. Man benutzt hierfür die fehlerfreien Bälge ausgewachsener Hammel und Ziegen; sie fassen zwölf bis fünfzehn Liter. Der Kopf und alle Öffnungen sind sorgfältig vernäht. Ein, manches Mal auch zwei Beine werden nur abgeschnürt und dienen als Auslaß. Alte, häufig durchgespülte und ausgebeasserte Schläuche sind am verwendbarsten. Ich hatte meine Schläuche sofort bestellt, gekauft und, mit Wasser gefüllt, in die Sonne legen lassen. Als Nahrungsmittel besorgte ich Reis, getrocknete Aprikosen, Rosinen, Zucker und, von uns Kraftfutter getauft, eine Mischung von Nüssen, Pistazien, Zuckermandeln und Trockenobst. Diese Einkäufe nahm ich zunächst nur für zwanzig Tage vor. Meine Kamelkarawane wurde, da sich die Leute auf längere Zeit nicht verpflichten wollten, nur bis zur Oase Tebbes gemietet. ... Hier habe ich, scheint mir, lange genug die mir naturgemäß nach drei Jahre Nomadenleben eigene Geläufigkeit des Begriffs >Karawane< vorausgesetzt. In den Zeiten, wo ich noch Märchen las und die Phantasie bei jedem Wort grundlegende Anschauungen schuf, stellte ich mir unter Karawane vorzüglich eine Reise mit schön geschmürten Ballen bepackter Kamele, möglichst inmitten einer Sandwüste vor... In Wahrheit bedarf der Begriff weder des Kamels noch der Sandwüste. Mit Karawane bezeichnet man jeden aus einer Mehrzahl von Lasttieren bestehenden, zu längerer Beförderung von Menschen und Waren dienenden Zug. Am liebsten marschieren auch Karawanen durch blühende, fruchtbare Gegenden. Sie kommen nur selten dazu, weil ihnen dort, mit Ausnahme der Gebirge Armeniens und Persiens, z. B. von Räderwagen das Feld streitig gemacht wird. Unsere neue Mietskarawane bestand aus sechsunddreißig Tieren, etwa zwölf Lastpferden und vierundzwanzig Maultieren. Die Pferde trugen die schwereren Lasten bis zu einhundertfünfzig Kilo, die Maultiere die leichteren. Der Führer ritt einen starken Fuchs, seine sechs Leute liefen zumeist, nur zwei hatten es zu kleinen mausgrauen Eseln gebracht, auf denen sie streckenweise mit lang herunterbaumelnden Beinen ritten, um sich plötzlich hinten heruntergleiten zu lassen und mit Schimpfen und Schlägen abwegige Tiere zur Raison zu bringen. An der Spitze des Zuges marschiert ein Leitlastpferd, Jabu, durch einen langen, steten Schritt, durch bunten Schmuck und ein Glockengehänge ausgezeichnet. Die Treiber sind meist ehrliche, ordentliche Leute. Ihre Kunst liegt im Schnüren und Aufpacken der Lasten, ihre Ehre suchen sie in der richtigen Bestellung, ja sie wissen, was Verantwortlichkeit ist, ganz genau und erkennen eine Ersatzpflicht bei Fahrlässigkeit ohne weiteres an. Unser Verhältnis zu den Dscherwardaren gestaltete sich bald sehr gut. Mechedi Fatollah, ihr Führer, besorgte alle kleineren Einkäufe. Auch die anderen wetteiferten, uns gefällig zu sein, und murten nicht einmal, wenn ich durch die kunstvollen Verschnürungen zu irgendeinem Gegenstand vordringen wollte. Dafür aber rechneten sie auch bald mit zu unserer Einheit, der >Karawane<.

Bald danach brach auch der Kumar, der Bequemlichkeit halber noch im Wagen nach Nain auf, von wo der eigentliche Wüstenmarsch beginnen sollte. Genau wie verabredet stieß, wenn ich mich recht entsinne, am 5. Juli 1915 die Karawane unter Führung des Herrn Röhr, bei der sich auch fast sämtliche Afridis und Kasim Bey befanden, in Nain zu uns. Trotz räuberischer Angriffe, trotzdem fast jeder der Leute eine Malaria oder Typhus durchgemacht hatte, waren Mannschaften, Tiere und Gepäck vollzählig zur Stelle. Einige der Afridis waren allerdings so schwach, daß ich ihnen die Anstrengungen der kommenden Wüstenreise nicht zumuten zu können glaubte. Ich ließ sie deshalb in Nain zurück und bat brieflich Herrn Niedermayer, der

in nicht allzulanger Zeit mir nachzufolgen beabsichtigte, gegebenenfalls über sie zu verfügen.

Die außerordentlichen Schwierigkeiten, eine größere Karawane mit Wasser und Futtermitteln zu versorgen, machten den Marsch durch die Kewir zu einem bis dahin kaum gelösten Problem. Wenn nie ein wirklicher oder doch ernstlich über zwei Tage dauernder Wassermangel eintrat, so ist dies in erster Linie der aufopfernden Mitarbeit der Herren Dr. Becker und Röhr zu danken gewesen.

Obwohl unseren indischen Gästen jede nur denkbare Erleichterung gewährt, jede Handreichung abgenommen und jede Möglichkeit, Kräfte zu sparen und Kräfte zu sammeln, gegeben wurde, stellte doch die zwanzigtägige ununterbrochene Wüstentour Ansprüche an sie, die über ihre Entsagungsfähigkeit hinausgingen. Als wir dann in der ersten größeren Oase, in Tebbes, anlangten, erbat sich der Kumar eine von ihm für unser ferneres Wirken als unbedingt nötig angesehene >repräsentative Ausrüstung<. Aber abgesehen davon, daß in Tebbes weder Empfangs- noch Wohn- noch andere Zelte zu erstehen waren, mußte ich schon daran denken, unser Gepäck einzuschränken. Die Kamele, die in Isfahan gemietet waren, sollten dort, ebenso wie unsere Maultierkarawane entlassen werden. Trotz aller Bemühungen stellte es sich aber als unmöglich heraus, die nötigen Tiere zu erwerben. Nach fünftägigem Aufenthalt mußten wir froh sein, nach Einkauf von fünf Tieren mit unserer alten Karawane weiterziehen zu können.

*An dieser Stelle dürfen die zwei letzten Briefe nicht fehlen, die der Verfasser nach Hause schrieb.*

Anarek, den 8. Juli 1915

Liebe Eltern,

Ein Armenier, der Bibeln verkauft, geht heut die sieben Tage durchmessene Durststrecke nach Nain zurück. Ich versuche, durch ihn diesen Gruß zur Post zu geben und Euch anzuzeigen, da ein verhältnismäßig kurzer, aber sehr schwerer Teil der Reise soeben überstanden ist. Seit gestern Mittag waren durch schlechtes Wirtschaften nicht meine Schuld - unsere Schläuche leer; wir hatten noch 70 km ohne Wasser zu marschieren. Ich ritt an der Spitze der Karawane. Nachts ließ ich sie wieder aufholen, kam vom Weg ab und mußte mich mit zwei anderen Reiseteilnehmern so gut es ging durchschlagen. Ein trockener Wüstenwind wehte uns, alles ausdörend, entgegen. Um 23,30 Uhr waren uns, dem Ton der Glocke nach zu urteilen, die Kamelkarawanen ganz nah. Aber beim Drauflosreiten waren sie nicht zu finden. Ich hielt mich wieder an meine alte Richtung. Die Weggefährten widersprachen und verließen mich. Bis gegen 2 Uhr ritt ich weiter. Dann war das stöhnende Pferd so erschöpft, daß ich die Helligkeit abzuwarten beschloß. Kaum hatte ich mich hingelegt und die Zügel des Pferdes um meine Füße gewunden, als ich deutlich Kamelgeläut hörte. In einer Sekunde hatte ich die Füße frei, wieder aufgesattelt und trabte ab. Da merkte ich, daß ich mein schwedisches Messer vergessen hatte. Beim Zurückreiten finde ich es nicht, folglich blieb ich wieder bis zum Tagesgrauen. Es war prachtvoll, so halbnackt auf dem ganz nackten Wüstenboden zu ruhen. Vor Sonnenaufgang fand ich das Messer. - Aus der Ferne nähern sich zwei Gestalten. Herr Röhr und ein Soldat. Wie Gespenster sehen sie aus. Mir wurde das

Gleiche versichert. Ich hatte 16 Stunden nicht einen Tropfen getrunken. In 2 1/2 Stunden waren wir am Ziel. Mir ging es noch verhältnismäßig gut, aber Dursthalluzinationen war auch ich unterworfen, als wir endlich die Schar der Weiber von der Quelle jagten. Wasser - Wasser! uns schien es das Köstlichste der Welt. Die Pferde, sie wollten sich gar nicht genug tun. Sie sofften 10 Minuten ununterbrochen. Wißt Ihr, welches meine Wunschhalluzinationen gewesen waren? In einer Badewanne voll kalten Wassers liegen und zu trinken, trinken, ——. Unsere Kameraden, die Maultier- und Eselskarawanen waren noch nicht eingetroffen. Sofort ordnete ich deshalb von der Quelle aus eine Hilfsexpedition mit Wasserschläuchen ab. Nach zwei weiteren Stunden trafen die ersten Karawanenleute ein. Sie waren unter schlechter Führung in der Nacht umhergeirrt. Es war unter den Leuten zu ganz bösen Wahnsinnserscheinungen gekommen, die erst mit der Ruhe und nach Wasserverabreichung zurückgingen. Von hier ab wird es bis auf einige Strecken besser gehen. Außerdem haben wir unsere Erfahrungen. Jeder Mann hat jetzt seinen eigenen kleinen Schlauch. Die Hauptsache für uns alle bleibt, daß ich selbst gut durchhalte. Vorläufig schafft es das willige Herz noch, und die Nerven tun noch mit. Sie hätten aber bei einer kleineren Sache längst versagt. - Ich schreibe im Dunkel unseres schmutzigen Han und sehe meine Finger kaum. Wann werdet Ihr diese Zeilen bekommen? Möglich wäre es nach 60 Tagen.

Euer Otto.

**Hosseinabad zwischen Abbassabad und Germap Route Nain-Tabbas.**

**Am 12. Juli 1915**

Liebe Eltern,

Um zunächst das Datum richtigzustellen: wir sind bereits drei Tage weiter, in Meridjonn, wo wir, um uns zu verproviantieren, 1 1/2 Tage zu rasten gezwungen sind. Die Gegend ist sehr ärmlich, die Leute aber auch recht wenig entgegenkommend, augenscheinlich, weil sie zu häufig von den durchziehenden Karawanen vergewaltigt worden sind. Eier und Datteln mußten wir aus einem 25 km entfernten Ort uns beschaffen. Milch oder Mast wurde gar nicht abgegeben, nur Brot war zu haben. Das Leben in einer Wüstenkarawanserei ist ganz fürchterlich. Tagsüber liegt man mit den Pferden zusammen in einem staubigen Stall. In die Sonne wagt man selbst Tiere nicht zu stellen. Die Treiber bewegen sich mit der Sonne um den Stall herum, nur mittags, wenn sie im Zenit steht, kommen sie in die Türöffnung, um sich nach einer Stunde wieder an der Mauer entlang zu drücken. Schön wird es nur des nachts, aber da marschieren wir ja meist eine Stunde nach der anderen, bald durch steinige, bald durch sandige, durch ganz ebene und gebirgige Wüste. Ein solcher Marsch ist anstrengend und äußerst ermüdend. Das Auge schmerzt vom Eindringen in die Dunkelheit, manchmal allerdings kommt ein triebsandführender Wüstenwind, der meine empfindlichen Augen ganz blind macht. Wer keine Verantwortung fühlt, der schläft Tag und Nacht, bei jeder Gelegenheit, in jeder Stellung, auf Pferden, Eseln, Maultieren und Kamelen in den unmöglichsten Lagen, ja auf den eigenen Beinen im Gehen. Ginge es nicht durch die Wüste, so wäre gar bald mancher

der Kolonne entschwunden, hier aber wissen die Tiere genau, den Weg zu verlieren bedeutet Tod. Neulich habe ich aber doch drei Kamele, die abgerissen waren, in der Wüste stehend gefunden. Sie wurden gerettet.

**20. Juli.** Heute morgen langten wir hier in Djafrich, zwei Tagemärsche von Tabbas an. Damit haben wir die letzte größere zusammenhängende Wüstenstrecke hinter uns. In der ersten Nacht marschierten wir durch ein Salzmeer, dessen Schollen gegen einen kleinen vertretenen Pfad anbrandeten bis zur Haos Mirza (Haos bedeutet Wasserstelle). Regenwasser, das sich in überkuppelten Behältern, meist frommen Gelöbnisstiftungen, sammelt und wohl wegen seines Salzgehaltes erhält. Von Haos Mirza gab es über 70 km keinen Tropfen Wasser und nach dieser Strecke sollte ein zwar genießbarer aber stark salzhaltiger Brunnen sein. Ununterbrochen ging die ganze Nacht das Schellengeläut unserer Karawane hinter uns her. Wie durch Schnee marschierten wir über das Salz, ab und zu durch Salzströme; endlich am Morgen erreichten wir den Wüstenbrunnen. Das Wasser war aber nur mit Kakao als Nährsalzkakao genießbar. Eine schattige Stelle ohne Kamelläuse und Zecken war nicht zu finden, so schlugen wir im Wüstensand unser Zelt auf. Lieber hätten wir es mit Läusen und Zecken aufnehmen sollen, so dörrten wir während der Mittagsstunden. Die Sonne brannte durch einen Teppich, der über den Plan gedeckt war durch, uns physische lokale Schmerzen verursachend - kein Wunder bei 55 Grad im Schatten. Gegen Abend ritten wir der Karawane voran zum nächsten 30 km entfernten Ambar (Wasserbehälter), wohin vom Durst getrieben Dr. B[ecker] schon vorausgeeilt war. In dem Bestreben, nicht zu irren, hatte er gerade den Weg verfehlt und war nach mehrstündigem Herumirren von einem Hirten gerettet worden. Morgen abend hoffe ich in Tabbas zu sein. Es ist, obwohl in der Wüste gelegen, ein größerer Platz mit gutem Wasser. Wir sprechen, denken und träumen nur von Wasser. Wasser und Kriegsnachrichten, danach dürsten Leib und Seele. Seit Anfang Mai habe ich nichts aus Deutschland gelesen, seit einem Monat absolut nichts mehr gehört. Für jemanden, der es nicht erlebt hat, ist es nicht leicht auszudenken. Manch bange Sorge kann ich doch nicht loswerden, wenn ich mein Pack hier bedenke, ist es reichlich viel! -

**3. August.** Trotz alle und dem bin ich wohl und halte durch. Möge es uns gut weitergehen! Hoffentlich genügt Euch diese Nachricht.

Euer Otto.

In Tebbes [23. -30. Juli] bereits hatten uns aus sicherer Quelle Nachrichten vom Heranrücken der Russen, deren Linien wir uns ja mehr und mehr näherten, erreicht. Die Vorwirkungen dieser Nachrichten machten sich sofort bei den Persern des Herrn Niedermayer, der mich inzwischen dort eingeholt hatte, geltend. Es desertierten nicht nur eine Reihe von Leuten, sondern es zerschlugen sich auch die mir für Herrn Niedermayer eingeleiteten Verhandlungen mit einem Notablen von Tebbes, der sich zunächst erbot und gerühmt hatte, 200 Mann für uns ins Feld stellen zu wollen. Als es darauf hinaus kam, die Leute zu mustern, erschienen nur etwa 40 Reiter, und auch diese blieben ganz aus, als die Nachrichten vom Anrücken der Russen immer bestimmter auftraten.

Unser Entschluß - Herr Niedermayer und ich marschierten von nun ab gemeinschaftlich blieb unverändert. Wir plantem, möglichst nahe, d.h. bis auf drei bis vier Tagemärsche an die

russische Linie heranzugehen, um dann nach kurzer Erholungspause einen Durchbruch versuchen zu können.

Buschrueh, das etwa vier bis fünf Tagemärsche nordöstlich von Tebbes gelegen und etwas weniger weit von Thun entfernt war, erschien uns die beste Augenblicksbasis für unsere folgenden Bewegungen.

Bei Buschrueh beginnt eine außerordentlich schwer zu durchschreitende Wüstenzone, die sich längs des nach Osten führenden Weges wie gesagt vier Tage bis Thun, nach Süden aber auch bis zehn Tage durch völlig wasserarmes und bis zum heutigen Tage gänzlich unerforschtes Land erstreckt. Mit unserem schweren Gepäck die notwendige Beweglichkeit beizubehalten, war undenkbar. Wir mußten also einmal alles nur irgend Entbehrliche zurücklassen. Auf die Kamelhilfskarawane wurden Futter und Wasser, beides aber auch auf die ganz leicht beladenen Maultiere gepackt, damit sie auch im Angriffsfall mit uns Schritt halten konnten. Unser Plan war, durch einen Aufenthalt in Buschrueh den Gegner zu beunruhigen und ihn womöglich auf uns zu ziehen, ihn nahe heran kommen zu lassen, ihm auszuweichen und durch die so in der ersten Li nie entstandenen Lücke durchzubrechen, oder auch, wenn dies unmöglich erscheinen sollte, ihn soweit über unsere Marschziele zu täuschen, daß er keine Konzentration auf unsere Anmarschrouten vornehmen konnte. Auf der Karte verfolgt, sah unsere zum größten Teil von Herrn Niedermayer herrührender Marschplan wie das Irrwandeln eines Wahnsinnigen aus. Wir marschierten danach zunächst einmal direkt auf den Gegner los, dann bogen wir mitten in der trostlosesten Wüste ab, um dort vollkommen zu verschwinden, tauchten schließlich nach einiger Zeit tief südlich auf der direkt nach Birdjend führenden Karawanenstraße auf, wandten uns aber wieder in die Wüste, um nur wenig südlich von unserem Ausgangspunkt mitten durch das Gebirge direkt auf die afghanische Grenze vorzudringen.

In Buschrueh sollten sich uns indes noch größere Hindernisse entgegenstellen. Während nämlich zunächst die Djerwardare Maultiertreiber mit Leib und Seele an unseren täglichen Galoppübungen mit vollen Lasten und den sonst nötigen Kriegsmanövern teilgenommen hatten, streikten sie angesichts des tatsächlich erfolgenden Anmarsches der Thun-Abteilung von 150 Kosaken mit Maschinengewehren und zwei Geschützen. Jedes Mittel, auf die Leute zwangsweise einzuwirken, fehlte uns, ja selbst eine persönliche Rücksprache wurde durch den Umstand so gut wie unmöglich gemacht, daß sie sich alle in die Moschee geflüchtet hatten. Allein ich besaß auf meine Mietsleute insofern einen gewissen Einfluß, als ich die ihnen gehörenden Tiere in Händen hatte und fest entschlossen war, sie ihnen nicht herauszugeben. Unter unendlichen Schwierigkeiten gelang es indes doch am Abend Herrn Röhr, den Ober-Djerwardar und damit die übrigen Leute zu gewinnen.

Morgens um 1/4 4 marschierten wir den Russen entgegen. An einer kleinen Wasserstelle, der letzten für mehrere Tage, harrten wir mit gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Um 2 Uhr nachmittags meldete einer unserer Reiter den Anmarsch der feindlichen Kolonne. Ich gab noch keine Befehle, ließ dann aber gegen 3 Uhr, als die Nachricht doch überall durchgedrungen war, aufpacken. Dies geschah in ungefähr 1/4 der sonst hierfür beanspruchten Zeit. Während inzwischen die Karawane, Kamele wie Maultiere, durch den tiefen Wüstensand nach Süden abmarschierte, beobachtete ich die Annäherung des Feindes bis nach Einbruch der Dämmerung. Dann versuchte ich, meine Leute wieder aufzuholen. Unter den größten Schwierigkeiten gelang dies erst im Laufe des folgenden Tages. Der

Weitermarsch wurde dem vorgeschriebenen Plan gemäß fortgesetzt. Nach fünf Tagen unerhörter Anstrengungen, während der es zu einigen Verzweiflungsszenen kam - so wurde der mit Nahrungsmitteln und Früchten wohlversorgte Kumar auf seinem Kamel von einem Afridi, dem er nichts abgeben wollte, beinahe erschossen, auch kam es zwischen Deserteuren und treubleibenden Leuten zu gefährlichen Auseinandersetzungen - erreichten wir endlich das Gebirge. Während durch eine nach Norden ausgesandte Seitenpatrouille die Aufmerksamkeit des Feindes auch noch örtlich abgezogen wurde, überschritt die Hauptkolonne die von den Russen sonst in vollster Ausdehnung besetzt gehaltene Telegraphenlinie, ohne dem Feind zu begegnen. Unsere Manöver hatten tatsächlich den Erfolg gehabt, daß eine dort liegende feindliche Kolonne wenige Tage vorher nach Norden, eine andere Patrouille nach Süden geschickt worden war. Die uns auf jenen Märschen häufiger begegnenden eingeborenen Spione nahmen wir, um sie unschädlich zu machen, sämtlich mit uns. Ein dreinundzwanzigstündiger, ununterbrochener Marsch brachte uns um die feindliche Hauptstellung bei Birdjend und Doroschk vor den Feind. Voll freudigster Zuversicht sahen wir nunmehr den weiteren drei Tagereisen entgegen, die uns über die afghanische Grenze bringen sollten. Zwar waren unsere Nahrungs- und Futtermittel ziemlich erschöpft, dafür aber hatten die Tiere leichte Lasten. Zwei Tage vor dem persisch-afghanischen Posten Yezdun waren wir am Ende unserer Futtermittel angelangt. Die Bevölkerung des kleinen Ortes, dessen Vorräte die Russen bereits requiriert und für weitere Durchmärsche größerer Truppen bereitzustellen verlangt hatten, weigerten sich, uns etwas abzulassen. Während der Verhandlungen konnte ich glücklicherweise feststellen, daß der Dorfälteste ein Diener des mir von Teheran befreundeten persischen Notabeln Hissam ed Dowleh sei, der mir eine schriftliche Anweisung an alle seine Leute mitgegeben hatte, mich in jeder Lage und mit allem zu unterstützen. Die notwendige Gerste wurde besorgt. Der Dorfälteste sollte später noch eine große Rolle bei der Rettung des zu Niedermayers Gruppe gehörenden Herrn Paschen sowie bei der Übermittlung von Botschaften spielen. Am nächsten Tage bereits konnten wir von den Höhen des kahlen Gebirges, das nur einige deutliche Spuren englischer Patrouillengänge aufwies, den ersten Blick in die weiten Wüsten des gelobten Landes Afghanistan zu tun. Ein Hindernis blieb noch zu überwinden: das in den Karten als Festung eingetragene Yezdun. Wir waren unserer Wasservorräte wegen gezwungen, sie zu berühren. In der gleichen Nacht fanden wir sie zwar nicht, erreichten sie indessen am nächsten Morgen und waren zweifach enttäuscht; angenehm, nicht den erwarteten Feind mit Maschinengewehren vorzufinden, unangenehm, nur eine Masse von fünf oder sechs degenerierten Menschen bewohnter Ruinen, die von einer gewaltigen Mauer umgeben waren, zu sehen und nicht einmal trinkbares Wasser vorzufinden. Im Laufe der Jahre war die Quelle versalzt, die wenigen übrig gebliebenen Bewohner hatten sich an den stärkeren Salzgehalt gewöhnt. Nur der früher von der persischen Regierung dort gehaltene Posten hatte aufgegeben werden müssen, weil das nächste Örtchen, wo Brot zu kaufen war, über 70 km entfernt lag. In Yezdun mußten wir unseren Tieren, trotzdem die schlechten Wasserverhältnisse ja nichts Einladendes hatten, einen Ruhetag gönnen und das Eintreffen der Seitenpatrouille Paschen, der auch wirklich am Tage unseres Abmarsches zu uns traf, abwarten.

Um die Afghanen auf unser Kommen vorzubereiten, und den Forderungen der orientalischen Etikette Genüge zu leisten, schickte ich gleich in der ersten Nacht einige Afridis unter



Führung des mohammedanischen Professors Barakatullah und des türkischen Offiziers Kasim Bey voraus.

Am 22. August 1915 abends 9 Uhr überschritt unsere Hauptkarawane die afghanische Grenze. Wir glaubten nunmehr, das Schwerste überwunden zu haben; denn auf der Karte waren einige Dörfer eingezeichnet, die wir als Marschetappen gewählt hatten. Schon die eine Wasserstelle indes, die wir unterwegs antreffen sollten, war vertrocknet.

Noch im Nachtdunkel gelangten wir dann an die Stelle, die auch unser Führer mit dem auf der Karte angegebenen Namen bezeichnete. Es war aber weder ein Dorf, noch auch eine Quelle, sondern nur eine Felsvertiefung, in der sich mit Mist und Kameljauche gemischt von den Frühjahrsregen her etwas salziges Wasser befand. Es war so schlecht, daß weder die Pferde noch die wenig verwöhnten Maultiere bei allem Durst es anzurühren wagten. Unsere Futtermittel hatten wir schon am Tage vorher erschöpft. Die vorausgegangenen Anstrengungen, verbunden mit Dysenterie und anderen Krankheitsfolgen, schlechte und unregelmäßige Ernährung hatten die meisten von uns so geschwächt, daß wir kaum glaubten, weiter kommen zu können. Dazu herrschte ein Hitze tagsüber, wie wir sie nur an einigen wenigen Tagen in der Kewir erlebt hatten. Das Thermometer stieg im Schatten auf 52°C. Das Herz pumpte mühsam und man konnte sich nur dadurch lebendig erhalten, daß man sich über die Kleider die oben beschriebene Lake groß, die bei der schnellen Verdunstung ein wenig Kühlung schaffte.

Der nächste noch schwerere Nachtmarsch sollte uns zunächst eine weitere Enttäuschung bringen. Mogulbätsche wies zwar einige Ruinen aber kein Wasser auf. Das Wasser, das in einem schwefligen Pfuhle stand, konnten die Tiere nicht einmal riechen, aber die Not machte erfinderisch. Wir gruben der ganz zerfallenen Chanat-Anlage unterirdischen Wasserleitung nach und fanden an ihrem Ende eine Stelle, in deren Grund beim Tiefergehen sich allmählich mehr und mehr von dem köstlichen Naß ansammelte. Freudestrahlend und doch übereinander erschreckend sahen wir uns in die aschgrauen Gesichter. Wir hatten nunmehr keinen Zweifel, Afghanistan doch noch lebend zu erreichen.

Pereh, der erste bewohnte afghanische Ort, brachte uns zunächst keine allzu großen Überraschungen. Die Leute, alle ganz weiß in Baumwolle gekleidet, begegneten uns zwar mit Achtung, aber ohne all zu dienstfertig zu sein. Unsere wenigen Bedürfnisse ließen sie sich schwer bezahlen. Am Nachmittage unseres Ankunftstages machte sich plötzlich eine Bewegung vor der Karawanserei bemerkbar. Eine Reihe vornehmer Afghanen, Abgesandte des Generalgouverneurs von Herat, ließen sich melden und setzten uns bald durch ihre merkwürdige Erscheinung in Erstaunen. Der Führer der Deputation war ein gut, aber stark semitisch aussehender Mann in gewaltig hohen Wildlederstiefeln, einem langen grünen Rock, mittelalterlichem Wehrgehänge und einem grauen Tropenhalbzylinder, wie ihn die alten Afrikaner früher trugen. Als Schatten folgte ihm auf Schritt und tritt, genau im Kostüm der mittelalterlichen Hofnarren, sein Becherträger, der statt der Pritsche eine Fliegenpeitsche trug. Er entbot uns den Gruß des Generalgouverneurs, lud uns ein, nach Herat zu kommen, wo bereits unsere Vordeputation aufs Gastlichste empfangen worden sei und uns von nun an als Gäste der afghanischen Regierung zu betrachten. Eine große Karawane mit Zelten, Küchengeräten und Dienern sei ebenfalls eingetroffen und stehe zu unserer Verfügung.

Am folgenden Morgen brachen wir nach Herat auf, wurden aber nicht durch die blühenden Dörfer der Herirut-Ebene, sondern am Rand der Wüste in weitem Umkreis um jede bewohnte Stätte herum der Stadt zugeführt. Auch ließ man unsere eigenen Packtiere, die des Morgens nicht sofort reisefertig gewesen waren, nicht später nachkommen, sondern nahm sie unter dem Vorwand, daß die Gegend unsicher sei, mit unter die uns begleitende Eskorte. Bei der Mittagsrast, wo wir von den Bewohnern eines Dörfchens, in erster Linie ihrem Ältesten bewirtet wurden, konnte ich schon die merkwürdige Beobachtung machen, daß unser dörflicher Gastgeber, den ich einlud, uns in Herat zu besuchen, mit barschen Worten fortgewiesen und ihm untersagt wurde, zu uns in die Stadt zu kommen. Der Empfang in Herat selbst oder vielmehr in den Vorstädten, die wir zunächst nur passierten, war merkwürdig verschieden. Ein Teil der zusammengeströmten Volksmenge grüßte uns spontan außerordentlich freundlich mit jener gedämpften Begeisterung, wie sie der Orientale bei festlichen Gelegenheiten an den Tag legt. Ein anderer Teil, den wie mir schien das *mot d'ordre* erreicht hatte, höflich, aber sehr zurückhaltend. Einigen Leuten, die zu laut ihrer Begeisterung Ausdruck verliehen, wurde von den uns begleitenden Soldaten auf Befehl unseres Grünrocks dies scharf verwiesen. An der Stadtmauer angelangt, bog der Zug ab und ging, fast um die Hälfte Herat's herumreitend, nach einem draußen in Gärten gelegenen Palais. Ein Oberst, den eine Chauffeurmütze auszeichnete, begrüßte uns dort im Namen des Generalgouverneurs, eines der Schwiegerväter des Emirs, des Serdars Mahmud Servar Chan<sup>16</sup>. Wir saßen ab, ließen uns in den einzigen Raum des Oberstocks hinaufführen, der einen entzückenden Ausblick auf die weiten Blumenbeete des ansteigenden Gartens bot, und glaubten, daß nunmehr alle Schwierigkeiten, die noch kommen würden, weit hinter den bestandenen zurückstehen müßten. Bald sollte uns die Erkenntnis dieses Irrtums dämmern, denn als Herr Röhr nach den Pferden zu sehen ging, fand er die Tore gesperrt. Auch unseren Dienern, die zum Teil vor den großen Mauern des Palastes lagerten, wurde der Zutritt verwehrt, sie selbst, wie das ganze rings von Zelten umgebene Gebäude streng bewacht. Den ersten Tag beunruhigte mich diese Erscheinung nicht weiter. Ich stellte sie mir als eine notwendige Folge des ganzen mittelalterlichen Milieus vor. Waren doch die alten Gesandtschaften der Genuesen am Hofe der Sultane in Konstantinopel zum eigenen und zum Schutze gegen sie uns gleich behandelt worden. Als aber am nächsten Morgen weder die Tore geöffnet wurden, noch Kasim Bey und Barakatullah, von denen ich gern eine Aufklärung über die Lage gehabt hätte, erschienen, gab ich mich nicht zufrieden, sondern verlangte, dem Generalgouverneur meine Aufwartung machen zu dürfen. Auch das wurde mir mit der Begründung nicht gestattet, daß der Vizekönig selbst zunächst zu uns komme wolle.

<sup>16</sup> Muhammad Sarwar Chan, Sardar, Mitglied der Barakzai-Familie, Sohn des Atullah Chan, verheiratet mit der Witwe seines Bruders Loynab Scher Dil Chan (Vater der Ulya Hazrat), erstmals Gouverneur von Herat im Jahre 1904 (vgl. Adamec, S. 226). - Die Stieftochter Ulya Hazrat war die Hauptfrau des Emirs Habibullah, vom Verfasser als Königin bezeichnet und Mutter des nachmaligen Königs Amanullah. Sie galt als starker Charakter und mischte sich sogar in die Politik ein - allerdings soll sie Adamec zufolge der Mission des Verfassers ihre Unterstützung versagt haben. Gestorben 1965 in Istanbul (vgl. Adamec, S. 257). - In einem ersten Berichtsentwurf schildert der Verfasser den Beginn des Zusammentreffens folgendermaßen: >Am dritten Tage indes wurde des Morgens früh ein großer Paradestuhl, ein kleines Tischchen, ein silberner Becher mit Zahnbürste und ein Spucknapf in unserem großen Saal als Vorzeichen und Unterpand des kommenden Besuchs aufgestellt. Gegen 9 Uhr Morgens erschien denn auch der Generalgouverneur in weißer Paradeuniform mit dem Stern der Serdare von Afghanistan sowie einer vielhundertköpfigen Eskorte. ...< Nachlaß des Verfassers Bibliotheca Afghanica, Liestal.

Erst am dritten Tage unserer Anwesenheit führte er diese, seine Absicht auch wirklich aus, und gestattete uns sozusagen einen feierlichen Gegenbesuch, bei dem wir zum ersten Mal ins Innere der Stadt Herat zugelassen wurden. Als Grund für diese merkwürdige Behandlung gab man uns afghanischerseits an, daß Nachrichten von einem Komplott gegen uns vorlägen und der Generalgouverneur uns keiner Gefahr aussetzen wolle. Die Ruhe der nun folgenden Tage in Herat wirkte auf die einzelnen Gemüter verschieden.

Während Niedermayer und ich uns aus dem Umständen ein möglichst genaues Bild der Lage zu machen und unsere Haltung danach zu planen versuchten, hatte der Kumar, der wie Professor Barakatullah voll der überschwenglichsten Erwartung war, das Bestreben, sich persönlich die gesamten Kräfte der vereinigten Expeditionen seinen eigenen Zwecken ausschließlich dienstbar zu machen. Da ich mir vorgenommen hatte, durch andere Beispiele gewarnt, auf jeden Fall die Einheit der Deutschen bei der heterogen zusammengesetzten Mission zu wahren, so lehnte ich alle Versuche des Kumar ab, mich gegen Herrn Niedermayer, dessen präponderante Persönlichkeit ihm ein Dorn im Auge war, einzunehmen. Daß es ihm nicht gelang, nahm er mir übel. Unser Verhältnis blieb aber im großen Ganzen nicht nur ungestört und korrekt, sondern sogar herzlich bis zu einem Konflikt unterwegs, der zwischen Herrn Niedermayer und Professor Barakatullah schärfere Formen annahm.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt [27. August - 7. September] hatte nämlich gegen unser Erwarten, denn wir rechneten bis zum Tage unserer Abreiseerlaubnis mit einer Frist, die mindestens einen Briefwechsel mit Kabul gestattete (20 Tage), uns der Generalgouverneur die Mitteilung gemacht, daß alle Vorkehrungen zu unserer Reise getroffen seien und er nunmehr unserem dringenden Wunsch, so schnell wie möglich nach Kabul zu kommen, nachgeben könne.

Tatsächlich stand an dem bald festgesetzten Abreisetage nicht nur eine ganze Karawane der afghanischen Regierung für uns bereit, sondern es waren auch überall unterwegs weitgehende Vorkehrungen für unsere Unterbringung getroffen. Zwanzigjähriger Schutt, der uns zu Ehren ausgefahren war, häufte sich vor den zum Teil halb zerfallenen Karawansereien. Überall hatten die Verwaltungsbeamten Nachrichten von unserem Kommen und Befehle zur Gestellung der nötigen Nahrungsmittel erhalten. Ausgesuchte Leute standen zu Hilfeleistungen bereit. Auf den Wegen waren die größten Hindernisse weggeräumt, die Brücken durchweg einer Reparatur unterzogen. Wir bedauerten unter diesen Umständen nur, daß wir nicht schnell genug marschieren durften, und daß man die Bevölkerung methodisch von uns fernzuhalten suchte; ja harmlose Passanten wurden mit Peitschenhieben außer Gesichtweite getrieben. Ganz konnte uns natürlich der Stand der Dinge in Zentral-Afghanistan, das wohl mit der Ausnahme von Vambéry<sup>17</sup> nie zuvor besucht worden war, nicht verborgen bleiben. Besonders im Hesorejat Zentralafghanistan spürten wir deutlich die Folgen der afghanischen Gewaltherrschaft auf die Gemüter der betriebsamen Bevölkerung und ihre wirtschaftliche Lage. Durch unsere persische Dienerschaft, die ja nicht ganz von den Leuten getrennt gehalten werden konnte, und die als Schiiten leicht Beziehungen zu ihnen fanden, wurde uns ein großer Teil höchst interessanten Beschwerdematerials, das nicht ohne Verwertung bleiben sollte, zugetragen.

---

<sup>17</sup> Armin Vambéry (eigentlich Herman Bamberger, 1832 -1913), ungarischer Forschungsreisender und Orientalist.

Am 24. Tage unserer Reise konnte uns unser Wegführer bereits das in der Ferne schimmernde Dach des für uns bestimmten Palais Baberschah<sup>18</sup> zeigen. Trotzdem wir bereits um 11 Uhr in dieses unser Quartier gelangt waren, mußten wir die nächste Nacht in der völlig zerfallenen Karawanserei bleiben. Anscheinend waren die Vorkehrungen für unseren Empfang noch nicht ganz getroffen. Fabelgerüchte drangen zu unseren Ohren. Die ganzen letzten zwei Stunden Weges sollten mit Teppichen eingesäumt sein. Von alledem war am nächsten Morgen nichts zu sehen. Eine halbe Stunde vor der Stadt nur hatte sich die türkische Kolonie etwa acht bis zehn Leute - eingefunden, um ihren Landsmann, sie dachten Reuf Bey sei angekommen, zu begrüßen. Unsere Führung ließ uns nicht zu einem Gespräch mit den Bundesgenossen kommen.

Wir waren nicht mehr weit von der Stadt entfernt, als plötzlich ein Signal ertönte, das von zwei weiteren Stellen aufgenommen wurde. Bald zeigten sich auch neben dem Weg aufmarschiert eine Kompanie, eine Schwadron und eine Batterie der berühmten Truppen von Kabul, auf die wir immer verwiesen worden waren, wenn wir unsere Enttäuschung über die in Herat erlebten afghanischen Milizen nicht ganz hatten verhehlen können. Kommandiert waren sie von augenscheinlich türkischen, oder doch türkisch uniformierten Offizieren. Gefolgt von dieser Ehrenwache zogen wir in dem kleinen Dörfchen, das außerhalb der eigentlichen Stadt Kabul sich um die Mauern Baberschah's schmiegt, ein. Auch hier grüßte die Bevölkerung, aber wie auf Weisung zurückhaltend. Wir waren noch nicht vom Pferde gestiegen, als die türkische Kolonie auch eintraf und bei herzlicher Begrüßung mit uns, die man augenscheinlich nicht stören wollte, die Schwelle des Gartens überschritt. Im Gebäude selbst wurden wir zwar von einem alten Kammerherrn empfangen, vermißten aber die im Orient übliche Begrüßung unseres eigentlichen Gastgebers, des Emir<sup>19</sup>. In angeregtem Gespräch blieben wir mit den Türken beisammen, die uns versprachen, am Abend wiederzukommen. Vorsichtigerweise aber hatten wir gleich diese Gelegenheit benutzt, um uns von dem Hauptmann Hairy Bey (er wurde des eigenmächtigen Saluts wegen vom Emir entlassen und erst im Januar auf unser Betreiben wieder in seine alte Stellung mit erweiterten Machtvollkommenheiten eingesetzt) der, wie sich herausstellte, Kommandant der zu unserem Gruß aufgebotenen Kriegsschüler war, jede nur mögliche militärische Information einzuholen. Am Abend erschienen unsere türkischen Freunde nicht, auch nicht am nächsten Tage. Wie in Herat und noch strenger als dort blieben die Tore geschlossen, ja einem Versuch, mein Pferd vor dem Tor zu bewegen, wurde mit dem Bajonett begegnet.

Von der wahren Lage in Kabul - wo als gutes vielbeachtetes Omen gerade um die Zeit eine schwere Choleraepidemie erlosch - von den wahren Absichten des Emirs, von Land und Leuten, die uns beides zu beurteilen hätten helfen können, erfuhren wir nichts. Unsere nächste Aufgabe ergab sich natürlich aus den Verhältnissen. Wir hatten vor allem um unsere persönliche Freiheit, dann um einen gewissen Anhang, der uns den im fremden Land völlig fehlenden Machthalt gab, zu kämpfen und schließlich auf unser eigentliches Ziel hinzuarbeiten. Da wir in unserer Freiheit immer unter Berufung auf die bevorstehende Audienz beim Emir beschränkt wurden, so mußte uns auch aus diesem Grunde daran liegen, möglichst bald

<sup>18</sup> Auch Bagh-i-Babur, Garten des Baber oder Babur (Muhammad Zahir ud Din Babur, 1483-1530), des Eroberers Indiens und Begründers der Moghul-Dynastie. Es handelt sich um einen Park außerhalb Kabuls, in dem sich das einfache Grabmal dieses Herrschers befindet. Das kleine Palais mit seinen Nebengebäuden, an der hinteren Seite des Anwesens gelegen, war die Unterkunft des Verfassers und seiner Mission.

<sup>19</sup> (1844-1901), Herrscher seit 1880, vgl. Adamec

*Habibullah Khan*

von Seiner Majestät empfangen zu werden. erst der Tod eines von Niedermayer's Leuten, der unmittelbar auf afghanisches Verschulden und die Art, wie wir von der Welt abgeschlossen waren, zurückzuführen war, brachte unseren vielfachen Bemühungen (siehe meinen Briefwechsel mit dem Emir und seinem Bruder) den gewünschten Erfolg. Wir wurden am 26. Oktober [1915], also beinahe vier Wochen nach unserem Eintreffen im Sommersitz des Emirs zu Paghman in >Privataudienz< empfangen. Seine Majestät bedauerte den Tod eines unserer Leute, hieß uns im Lande willkommen und bedeutete uns, die erwarteten Schätze politischer Vorteile vor ihm auszubreiten. Als Endergebnis der Audienz versprach er, uns sämtlich einzeln zu hören und danach seine allerhöchste Entscheidung mitzuteilen. Weder der Brief des Herrn Reichskanzlers noch das Schreiben Seiner Majestät schien seinen ganzen Beifall zu haben. Der Hergang und gesamte Inhalt dieser, wenn auch nicht wichtigsten, so doch bezeichnenden Audienz ist in einer am gleichen Abend von mir niedergelegten, bei meinen Akten in Herat befindlichen Aufzeichnung ausführlich wiedergegeben.

*Sämtliche Aufzeichnungen und Berichte des Verfassers, die er während seines Aufenthaltes in Kabul niedergeschrieben und die nach seinem Weggang das Kriegsende in einer Kiste in Herat überdauert hatten, sind verschollen oder verloren gegangen, indessen beschreibt der Verfasser die Audienz in seinen Lebenserinnerungen wie folgt:*

So wurden wir eines Morgens durch Botschaft überrascht, daß Seine Majestät drei Automobile schicken würde, um die ganze Mission nach Paghman zu holen. Pünktlich zur angegebenen Zeit rollten drei Rolls Royces die einzige wirklich gut gehaltene, aber auch nicht befestigte Straße des Landes nach dem noch etwa 600 m höher als Kabul liegenden Sommersitz. dorthin pflegte der Emir für die heißesten Sommermonate sein Hoflager zu verlegen. Mit ihm, d.h. um die festen Bungalows, in denen er lebte, zeltete ein Teil Seiner Majestät selbsteigener Garde. Vor dem Lager sahen wir vier oder fünf Elefanten angekettet. Sie waren in Afghanistan ein teures Prunkstück. Praktisch wurden sie überhaupt nicht gebraucht, verzehrten aber eine Unmenge des im kühlen, steinigen Gebirge spärlichen Futters. Zum Begriff des Luxus aber gehörten ja wohl die Eigenschaften unnötig und kostspielig. Die Elefanten ließen uns darauf schließen, daß der Emir im tiefsten Grunde sich doch als ein Fürst des größeren Indiens fühlte. Am Eingang des Lagers nahm uns Nasrullah, der Naib es Saltaneh, der Statthalter der Souveränität, Kanzler des Reiches und Bruder des Emir in Empfang. Als Vertreter der nationalen Richtung innerhalb der Dynastie und der Großen im Lande wollte er wohl die Bedeutung, die er dem Besuch seinerseits beimaß, entschuldigend zum Ausdruck bringen. Er trug im Gegensatz zu seinem regierenden Bruder stets Nationaltracht, den langen Kaftan aus Börek, einer feinen naturfarbenen Wolle, und das Krummschwert, während der Emir europäische Uniformen oder englische Zivillieder bevorzugte. Während Habibullah das Verhältnis zu Delhi pflegte, bemühte sich Nasrullah um die Beziehungen zu den Stämmen des Grenzlandes. er beherrschte Pöschtu, die heute eingeführte Amtssprache, das der Emir nur unvollkommen sprach. Dem Naib es Saltaneh überreichte ich Abschrift meines Einführungs- und Beglaubigungsschreibens an den Emir und eine Reihe von sehr wertvollen Uhren für Seine Majestät, ihn selbst und die Söhne Ainayatullah sowie den jüngeren Amanullah. Die übrigen größeren Geschenke in Tebbes zurückgelassen hofften wir noch heranziehen zu können. Wie man sich dabei in acht nehmen mußte, hatte uns ein Erlebnis kurz nach der Ankunft in Peh gezeigt. hatte einem der uns einholenden afghanischen Großwürdenträger einen gutgearbeiteten, freudig entgegengenommenen Hirschfänger zu seiner sonstigen Tracht passend verehrt. Am nächsten Tage brachte er ihn empört zurück. Auf der Klinge hatte er in der Gravur eine Sauhatz erkannt. Die Uhren, fast alles Jahr, Monat, Tage und noch mehr registrierende Kunstwerke, wurden huldvoll entgegengenommen. In einem kleinen, nur aus Fenstern in Übermannshöhe erhellten Raum warteten der Prinz, der Professor und Röhr mit mir in der ersten, Kasim Bey und Niedermayer mit seinen Leuten in der zweiten Reihe. Seine Majestät erschien immerhin unter Vorantritt eines Kammerherrn in Gehrock und Kullah, Handschuhen und Spazierstock mit goldener Krücke in der Rechten, an der [als Folge eines Unfalls mit einer englischen Jagdflinte] einige Fingerglieder fehlten. Ich durfte den Kumar und seinen mohammedanischen Mitarbeiter, meinem Auftrag entsprechend, einführen und meinen Gehilfen vorstellen. Niedermayer tat das mit seinen Herren. Nachdem ich meinen Auftrag ausgerichtet hatte,

suchte Seine Majestät in längerer Rede den Charakter unserer Mission zu bestimmen: >Ich betrachte Euch gewissermaßen als Kaufleute (*misle todjar*), die ihre Waren vor mir ausbreiten. Von diesen werde ich wählen, was mir paßt und gefällt. < Er bäte uns zu sagen, was wir zu bieten hätten. Röhr übersetzte meine Antwort, da ich mich nicht nach meinem hauptsächlich im täglichen Umgang erlernten Persisch beurteilen lassen wollte. Auf's entschiedenste lehnten wir ab, als Händler betrachtet zu werden. Das verböten sowohl das Ziel der Reise wie der Charakter unserer Mission. Von Feinden gehetzt, die Afghanistan von der Welt absperrten wollten, hätten wir alle unsere Habe, ja die größten Gastgeschenke in Persiens Wüsten zurücklassen müssen und seien nun *misle fakir* [wie Fakire] in das gottgegebene, Chodadate Afghanistan gekommen. Der amtliche Auftrag meines Monarchen und seiner Regierung gehe dahin, in Anerkennung der vollen Souveränität des Emir die diplomatische Verbindung mit ihm aufzunehmen, ihn über den Stand der Dinge, auch die Kriegslage zu unterrichten und mich zur persönlichen Verfügung Seiner Majestät zu halten. Seine Majestät werde, wenn auch der Kumar Mahendra Pratap und Molwi Barakatullah ihre Gedanken bezüglich der Befreiung Indiens vorgetragen und ich von Kasim Bey unterstützt die der Mittelmächte und ihrer islamischen Verbündeten auseinandergesetzt habe, selbst zu entscheiden haben, wie er nunmehr die Sachlage beurteile und welche Haltung er einzunehmen gedenke. Für die Darlegung der militärischen Lage stände der bedeutende Generalstabsoffizier Hauptmann Niedermayer zur Verfügung. Betroffen von solch ungewohnter Entgegnung meinte der Emir, der deutsche Kaiser hätte für diese verantwortliche Mission einen gar jungen Mann gewählt. Er verhehlte auch sein Befremden nicht, daß sein Brief mit Schreibmaschine geschrieben sei. Er dachte wohl dabei an die sonst aus solchem Anlaß im Osten gebräuchlichen kalligraphischen Kunstwerke. Ich wies ihn darauf hin, daß seine Majestät der deutsche Kaiser sich im Felde befinde und es bei uns nicht üblich sei, Schönschreiber ins Feld mitzunehmen. In diesem Fall sei für den Fremden leichter lesbare Maschinenschrift gewählt worden. Von einem ausgewachsenen Botschafter aber mit weißem Bart und schon wackligen Knien habe man der unmenschlichen Reichshindernisse wegen absehen müssen. Diesen Erklärungen konnte sich der Emir nicht verschließen. Die allgemeine Stimmung war nicht schlecht, als wir an die reichgedeckte Tafel gingen. Ich saß neben Seiner Majestät und bekam von ihm ab und zu gnädig von den für ihn besonders gekochten und vorgeschmeckten Dreimannportionen persönlich vorgelegt. Das Trinkwasser wurde Seiner Majestät aus einem silbernen in der Ecke des Saals verschlossen stehenden Samowar den Schlüssel bekam ein Kammerherr - in ein großes Glas gefüllt. Es war mit einer für den Mund ausgeschnittenen Kristallplatte mit Rubinknauf bedeckt. Die erste Begegnung mit dem Monarchen war für uns nicht ganz unbefriedigend verlaufen. Wir hatten zwar keine Zusicherungen über den Fortgang unserer Beziehungen erhalten, aber das Eis war wenigstens gebrochen und einige Ansatzpunkte hatten sich für unsere Weiterarbeit ergeben.

Die zugesagten Audienzen fanden auch wirklich in der Folgezeit, wenn schon in wochenlangen Abständen statt und schlossen, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, am 2. Dezember 1915 mit dem Empfang Kasim Bey's. Diesem fiel die besondere Aufgabe zu, an seine religiösen Gefühle zu appellieren, an die ich bei dem nach außen zur Schau getragenen Fanatismus, aber der sonst rein materiellen Denkungsweise des Emir als Christ schon garnicht zu rühren gewagt hätte. Unsere Rollenverteilung war dabei die gewesen, daß der Kumar die indischen Verhältnisse im Zusammenhang mit Afghanistan und Europa, ich die wirtschaftliche und politische Lage Deutschlands, unsere Wünsche für Afghanistan, Herr Niedermayer die militärische Seite und - wie gesagt - Kasim Bey die panislamitisch-religiöse behandelte. Das, worauf wir in erster Linie zu dringen hatten, waren Vorkehrungen, die Afghanistan in jedem Falle, ob es nun in den Krieg eintrat oder nicht, zur Erreichung einer politischen Selbständigkeit und eines maßgebenden Einflusses auf die Geschehnisse Zentralasiens dienlich gewesen wären. Damit hätte auch der Emir sofort einen ersten Schritt vom Wege politischer Indolenz getan, auf den ihn zu zwingen und zu halten seit seinem Regierungsantritt Englands erfolgreiche Politik gewesen war. Es ist hier vielleicht am Platze, einen ganz kurzen Rückblick auf die Entwicklung der innerpolitischen Verhältnisse (ausführlich bei meinen Akten in Herat entwickelt) des >gottgegebenen< Königreichs zu werfen. Emir

Abdur Rahman, 16 dessen durch ihn persönlich geschaffenes Afghanistan Europa noch heute zu unzutreffenden Vorstellungen von den Verhältnissen im Lande verführt, hatte zwar stets die Engländer für seine politischen Zwecke benutzt, sich auch äußerlich freundlich mit ihnen gestellt, indessen immer völlig frei von ihnen gehalten. Sein kluger, aber schwächerer Sohn Habibullah war von vornherein der ihm englischerseits suggerierten Verpflichtung erlegen, ein in jeder Beziehung zwar gänzlich absoluter, aber doch moderner Monarch zu sein. Der hierin liegende Widerspruch mußte die schon durch seinen Charakter gegebene innere Schwäche seiner Stellung vergrößern. So wurde ihm ganz im Anfange seiner Regierungszeit nahegelegt, sich als weiser und menschlicher Monarch zu zeigen und die von Abdur Rahman wegen nationaler Unzuverlässigkeit vertriebenen großen afghanischen Familien zum eigenen Ruhm und zur eigenen Stärkung gnädigst zurückzurufen. Alle diese Leute waren in weiser politischer Voraussicht einstiger Nützlichkeit von der englischen Regierung in Indien freundlich aufgenommen, durch eine Pension verpflichtet und für künftige Tage in Bereitschaft gehalten worden. Ihre Kinder hatten in den zwanzig Jahren der Verbannung sämtlich englisch-indische Schulen besucht und waren ganz im Bewußtsein der Größe Englands und seiner überragenden Stellung in Indien aufgewachsen. Diese Leute wurden nicht nur nach Afghanistan zurückberufen, sondern vom Emir bald mit den höchsten, im allgemeinen nur der eigenen Familie vorbehaltenen Ämtern belehnt. Von den sechs Söhnen des Serdar Mahmud Jussuf<sup>20</sup>, der sich dauernd in der nächsten Umgebung des Königs aufhielt, war der älteste Kriegsminister, der zweite Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten, der dritte Militärgouverneur von Herat, der vierte Kommandant des Leibregiments des Emir, der fünfte diensttuender Flügeladjutant, und der sechste, knapp 18jährige, ein Schüler unserer [nachmals von Niedermayer aufgezogenen] Generalstabsschule, schon Oberst und zu einem anderen hohen Amt bestimmt. Ähnlich waren oder wurden mit Englandfreunden alle anderen hohen Regierungsämter, z.B. des Generalgouverneurs von Djalalabad, Kandahar und noch zu unserer Zeit auch Herat, besetzt.

Nur die hohe Geistlichkeit spaltete sich in zwei Parteien, die religiös-nationalistische und eine völlig an England verkaufte, die mit außerordentlich geschickt operierenden >Heiligen< arbeitete.

Die Zahl unserer Freunde und unseres Rückhalts war somit äußerst beschränkt und schwach. Auch die wenigen, die uns verstanden und wohlwollten, fühlten sich unfrei und waren, wie das unter afghanischen Verhältnissen auch nicht allzu erstaunlich ist, nicht mutig genug, um offen für uns Partei zu ergreifen. Bis auf einen Türken, der sich einer verhältnismäßig unabhängigen Stellung erfreute, sind wir niemals von unseren Freunden auch nur besucht worden. selbst von den Stammeshäuptlingen, auf die ich später zu reden kommen werde, haben bei dem großen National-Medjlis, der im Frühjahr 1916 in Kabul stattfand, nur zwei Mullahs der Momand den Mut gefunden, zu uns zu kommen. Bei der Schwäche unserer eigenen Stellung blieb nichts anderes übrig, als die Englandfreundlichkeit der weiten und starken Hofkreise völlig zu übersehen und unter der Annahme suggestiv auf sie einzuwirken,

<sup>20</sup> Muhammad Jussuf Chan, Sardar, Mitglied der Muhammadzai-Familie, geboren um 1855, Sohn des Sardar Yahya Chan und jüngerer Bruder des Sardar Muhammad Chan. Hielt sich bis 1900 in Dehra Dun in Indien im Exil auf, nachmals Musahib-e Klas (Geheimer Rat) Emir Habibullahs. Seine Söhne waren Haschim Chan, Schah Wali Chan, Mahmud Chan, Aziz Djan, Nadir Chan (der nachmalige König Nadir Schah) und Muhammad Ali; die Tochter Ulya Djanab oder Nur-ul-Haram Mahbuba war die vierte Frau des Emirs Habibullah. Vgl. Adamec, S. 274 f.

daß gerade sie in richtiger Erkenntnis von Gegenwart und Zukunft nur nationalafghanische Interessen vertreten könnten.

Unerwarteter Weise schien bei vielen der jüngeren Leute dieser Beeinflussungsversuch nicht ohne Erfolg zu sein. Dabei half uns allerdings die, wenn auch immerhin nur zeitweise, so doch stets äußerlich uns gegenüber vertretene nationalistische Tendenz des Emir, wohlgemerkt, nationalistisch konnte für eine Person wie den Emir nur mit dynastisch- und dynastisch wieder mit persönlich gleichbedeutend sein. Verhältnismäßig unabhängig von der englandfreundlichen Strömung waren die beiden ältesten Söhne seiner Majestät, Mu'in es Saltaneh [Enayatullah] und Ain ed Dowleh [Amanullah]<sup>21</sup>. Eine ganz islamitisch orthodoxe Rolle spielte der Bruder des Königs Nasrullah Chan. Wie weit es ihm im tiefsten Herzen mit dieser Politik ernst war, habe ich mit Sicherheit nie feststellen können. Gleich bei der ersten Audienz, in der ich unseren Standpunkt Seiner Majestät gegenüber zur Geltung zu bringen versuchte, nahm mich Nasrullah beiseite und behauptete, ich habe ihm völlig aus dem Herzen und so sachlich überzeugend gesprochen, daß er den besten Erfolg für unsere Mission sicher voraussehe. Jedoch auch der Emir hatte Ähnliches gesagt. Er meinte, ich habe mit den Worten seines Vaters geredet; doch blieb später das Handeln aus, das einer solchen Überzeugung hätte entspringen müssen. Nasrullah hat im Laufe der außerordentlich häufigen und eingehenden Verhandlungen, die mit ihm gepflogen wurden, oft - wie es Niedermayer und mir schien - mit herzlichem Interesse für die gemeinsame Sache, die er stets als solche erkannte, gesprochen, sich aber immer wieder bedingungslos den Befehlen seines Bruders untergeordnet und, obwohl Gelegenheit dazu war, nie die leiseste Andeutung gemacht, ob man ihn bereit finden könnte, gegen den Monarchen seiner eigenen persönlichen und religiösen Überzeugung entsprechend aufzutreten. Als eine ausführliche Charakteristik der in Betracht kommenden politischen Personen verweise ich ebenfalls auf die bei meinen Herater Akten befindlichen Biographien der afghanischen Politiker, die mit uns in Beziehung getreten sind. Die nach Abschluß der vorerwähnten Audienzen uns in Aussicht gestellte Entscheidung Seiner Majestät ließ auf sich warten, obschon ihm alle Urteilelemente an die Hand gegeben waren. Obwohl er unsere Personen und Sachen aufs genaueste kannte, erfuhren wir für fast einen Monat nichts. Diese nutzlose Wartezeit schien uns besonders bei der Fülle der Arbeit, die uns die Verhältnisse hätten bieten können, außerordentlich schmerzlich. Da alle unsere Anstrengungen, uns auch unmittelbar die Stellung zu festigen, die sich glücklicherweise durch unseren wachsenden Freundeskreis verbesserte, fruchtlos blieben, eröffnete kurz vor Weihnachten Herr Niedermayer dem Naib [Nasrullah], daß er, bei den Pflichten, die er gegen seine Leute in Persien habe, nicht länger untätig in Afghanistan warten könnte und sich deshalb zur Rückreise gezwungen sähe. Der Naib wandte nunmehr seine ganze Überzeugungskraft auf, Herrn Niedermayer, der gerade dem Kanzler seine militärischen Reorganisationspläne eingehend dargelegt hatte, zu halten. er richtete an ihn die Frage, ob wir bevollmächtigt und bereit seien, einen Bündnisvertrag mit Afghanistan zu schließen. Niedermayer erklärte, von derartigen Vollmachten nichts zu wissen, mir aber die Frage mitteilen zu wollen. Der Naib hatte durchblicken lassen, daß, wenn Afghanistan eine vertragliche Garantie erhalten könne, seinen augenblicklichen und jetzigen Besitzstand durch Deutschland bei Friedensschluß gewahrt zu sehen und während des Krieges mit Geld, Munition, Waffen und Menschen unterstützt zu werden, keine Bedenken für einen sofortigen

<sup>21</sup> vgl. zu beiden die Artikel zu ihrer Person bei Adamec.



Eintritt in den Krieg an unserer Seite beständen. In einer kurz danach stattfindenden Unterredung mit dem Emir erklärte ich ihm, daß ich wohl einen Vertrag aufsetzen könne, daß er aber zu seiner Gültigkeit der Genehmigung der deutschen Regierung bedürfte. Ich machte dann auch einen entsprechenden Entwurf, der gleich am nächsten Tage in seinen leitenden Gesichtspunkten mit dem Emir durchgesprochen und, da ich diese zwar allgemein aber entgegenkommend gehalten hatte, völlige Billigung seiner Majestät fanden. In seinem Gegenentwurf allerdings, aus dem die Übereinstimmung unserer Ansichten, wie der Emir meinte, deutlich hervorgehen sollte, standen derartig naive Ansprüche bei Fehlen aller Verpflichtungen (s. den Vertrag bei den Akten des Auswärtigen Amtes), daß mir von vornherein die ganzen Vertragsverhandlungen nur unter dem Gesichtspunkt von Wert erschien, einmal den Emir in gewissem Sinne zu kompromittieren und sodann ihm, worauf ich bei meinem Entwurf Hauptwert gelegt hatte, zu vorbereitenden, in seinem Interesse liegenden Schritten zu verführen, die uns die Grundlage für eine Weiterarbeit geben sollten. Die afghanischerseits besonders eifrig betriebenen Verhandlungen hatten das Ergebnis, daß ein Vertragsentwurf, der nur unter den eben gedachten Gesichtspunkten meinen Wünschen entsprach, dem großen Rat vorgelegt, von ihm nach langen Diskussionen gebilligt, dem Emir unterschrieben und nach Deutschland geschickt wurde. Während wir noch aufs Allereifrigste unter Ausnutzung der günstigen Konjunktur arbeiteten - es wurde mit der Heeresorganisation Ernst gemacht, Artillerie und Munitionsbestände sowie die Waffenfabrik einer genauen Prüfung unterworfen, eine vielbesuchte Generalstabsschule in eifrigsten Betrieb gesetzt, die ganzen wirtschaftlichen und innerpolitischen Verhältnisse Afghanistans auf ihre Kriegsfertigkeit geprüft, Vorbereitungen zu einer Nationalversammlung afghanischer sowohl wie Delegierter der Grenzstämme getroffen machten sich langsam aber deutlich die ersten Zeichen der Reaktion bemerkbar. Sonderberichte über meine wirtschaftlichen Erhebungen befinden sich bei meinen, soweit sie sich auf direkt militärische Fragen beziehen, bei Niedermayers Akten. Ebendort eine eingehende Darstellung der schwierigen, aber nicht ertraglosen Verhandlungen mit den Grenzstämmen.

Die uns freundlich gesinnten Gouverneure wurden abgelöst und durch Leute aus der nächsten Umgebung des Emir, der ihnen mündliche Spezialinstruktionen gab, ersetzt. Die bereits auf dem Wege nach Deutschland befindlichen Boten, ein Afridi, ein afghanischer Edelmann, der sich u. a. auch mit dem Gesandten in Teheran in Verbindung setzen und meinen Vorschlägen gemäß dort bleiben sollte, sowie ein Mitglied des königlichen Hauses, das nach den heiligen Stätten gehen sollte, wurden wieder zurückgerufen, die Schanzarbeiten vor Kabul sowie die weitgehenden Kriegsaufträge eingestellt, kurz eine Politik verfolgt, die deutlich zeigte, daß andere Einflüsse erfolgreich am Werke waren, oder doch wenigstens der Emir selbst den mit seiner bisherigen Haltung beabsichtigten Erfolg erzielt habe. Auch in seinem Benehmen uns persönlich gegenüber kam dies zum Ausdruck.

Die versprochene, aber immer noch ausstehende Beantwortung der Frage, wie er sich als unabhängiger islamitischer Herrscher zu dem Weltkrieg stellen wollte, ließ trotz allen Drängens des Herrn Niedermayer, der im besonderen Auftrage des Generalstabes diese Frage formuliert hatte, weiter auf sich warten. Vom Naib kam eines schönen Tages die Antwort darauf. Er teilte uns mündlich im Auftrag und Namen seines regierenden Bruders mit, daß Afghanistan nicht in einen Angriffskrieg gegen Indien eintreten werde, es sei denn, daß erstens eine größere deutsch-türkische Truppenmacht, mindestens aber 20 000 Mann

vollkommen ausgerüstet und bewaffnet auf afghanischem Territorium erscheinen oder zweitens ein allgemeiner erfolgreicher Aufstand in Indien losbreche.

Ich bat hierauf Seine Majestät schriftlich, mir einen Safe-Conduct durch Indien nach Deutschland zu erwirken, wohin ich nach Erfüllung meines Auftrages an Ort und Stelle zurückzukehren beabsichtige, um zu Hause mich der Frage des deutsch-afghanischen Verhältnisses zu widmen, den auf Afghanistan augenblicklich ausgeübten englischen Druck zu erleichtern und in Deutschland an der Erreichung des von uns gemeinschaftlich angestrebten Zieles zu arbeiten. Auf diese meine Bitte bekam ich trotz entgegengesetzter Versprechen wochenlang keine Antwort. Schließlich beschied uns Seine Majestät sämtlich zu einer Audienz, die im April 1916 stattfand. Hier erklärte er mehr den übrigen als mir, daß, solange ich auf meinem Standpunkt, gehen zu wollen, verharre, er die Erlaubnis zur Fortsetzung der von uns eingeleiteten Arbeiten nicht geben könnte. Im übrigen, setzte er in verfügendem Tone hinzu, sollten wir entweder sämtlich gehen, oder nach seinen Intentionen unter seiner Anleitung in Kabul weiter arbeiten.

Ich entgegnete Seiner Majestät in der korrektesten Form, daß ich zwar meinem Auftrag gemäß jede dem Verhältnis der beiden Länder förderliche Arbeit freudig tun wolle, es aber ablehnen müsse, von einer anderen Stelle als meiner eigenen Regierung Befehle entgegenzunehmen. Auf die erste Eröffnung erklärte ich Seiner Majestät schriftlich, daß, da ich mißverständlicherweise mit meinem Antrag der >einzige< Grund für das Einstellen einer Kriegsarbeit gewesen sei, ich im Gegenteil nur die Pflicht gefühlt habe, zu gehen, weil sich mir keine Arbeitsmöglichkeit an Ort und Stelle mehr eröffnete, unter diesen Umständen aber natürlich in Kabul bleiben zu wollen. Die Lage änderte sich damit, wie vorauszusehen war, nicht zu unseren Gunsten, im Gegenteil, unser Warten brachte täglich peinlichere Folgen mit sich.

Es stellte sich nach der Entlassung der für eine große politische Besprechung versammelten Notabeln sowie der Ablöschung der für politische Zwecke nach Kabul zusammengerufenen Afridi Jirga [Ständeversammlung der Grenzstämme] immer deutlicher heraus, daß unser Bleiben uns nur Demütigungen eintrage und dem im allgemeinen guten Eindruck Abbruch zu tun geeignet sein konnte, den wir auf weitere Kreise der Bevölkerung immerhin gemacht hatten.

Um einerseits den Emir zu einer offenen Stellungnahme gegenüber der Frage des Djihad zu bewegen und andererseits nach außen hin unsere Mißbilligung der Politik des Emir kenntlich zu machen, sollte versucht werden, die hochangesehene, wenn auch kleine türkische Kolonie, die schließlich ja sich auch in der vollständigen Ignorierung des großherrlichen Befehls zum heiligen Krieg getroffen fühlen mußte, zum gemeinschaftlichen Auszug mit uns zu veranlassen. Einen lärmenden oder feindseligen Charakter sollte diese Demonstration nicht tragen. Die Türken waren eines Sinnes mit uns und versicherten uns der weitgehenden Wirkung dieses Schrittes, der dem ganzen Lande die Augen öffnen werde. Wenn es den Verheirateten unter ihnen auch schwer fiel, so waren sie ausnahmslos bereit, mit uns zu gehen, falls Kasim Bey, dem ich nach Möglichkeit eine große Stellung einzuräumen versucht hatte, sie hierzu auffordere. Der Kumar sowohl wie Kasim Bey hatten ihr völliges Einverständnis mit unserer Idee versichert, zogen sich aber, wie es an deren Ausführung gehen sollte, zurück. Kasim Bey weigerte auf afghanische Bearbeitung einfach die Heeresfolge, erklärte, in gänzlich unabhängiger Mission gereist zu sein, und auch der Kumar änderte seine Absicht, mit uns zu

kommen dahin ab, daß er die weitere Gastfreundschaft der Afghanen, die ihn so häufig und so feierlich belogen und betrogen hatten, nicht weiter annehmen, sondern in >Sack und Asche gehen und in ein kleines Haus ziehen wolle<. Der Plan des gemeinsamen Exodus fiel somit dahin. Wir Deutschen aber, die wir im Gegensatz zu den Orientalen die Schwierigkeiten der Rückreise nicht fürchteten, konnten ohne Gefährdung alles bisher Erreichten unmöglich bleiben.

Wir baten, abreisen zu dürfen und erlangten nach schwierigen Verhandlungen auch die Erlaubnis hierzu. Nur dem Emir und seinem Bruder persönlich setzten wir unsere Reisepläne auseinander. Niedermayer, der zu den Seinen nach Persien eilen wollte, sollte der Vortritt auf dem Wege dorthin belassen werden. Er wollte mit mir bis an den Hindukusch marschieren, dann seinen Weg allein nördlich über Mazar-i-Scharif nach Maimene fortsetzen und sich an Ort und Stelle erst entscheiden, ob er durch russisch Turkestan reisen oder mit dem südlich über Kandahar geschickten Leutnant Voigt vereinigt an der persischen Ostgrenze einen Durchbruchversuch wagen sollte. Kapitänleutnant Wagner wurde dazu bestimmt, mit unserem schweren Gepäck, den in Kabul erworbenen Sammlungen, sowie dem ganzen umfangreichen Aktenmaterial nach Herat zu gehen, um dort in steter Fühlung mit der Regierung in Kabul das uns in absehbarer Ferne scheinende Ende des Krieges abzuwarten.

Ich selbst wollte an einer anderen Stelle als die Hauptkarawane den Hindukusch überschreiten, so schnell wie möglich nach dem Pamir eilen, durch den afghanischen Zipfel direkt das neutrale China erreichen und mich in Kaschgar niederlassen. (Vgl. Gründe für meine Zielsetzung ausführlich in dem Bericht an den Herrn Reichskanzler vom Pamir. In einem weiteren die für die Gründung eines Generalkonsulats in Kaschgar).

Um meine Gründe für diese Routenwahl gleich vorweg zu nehmen, möchte ich sagen, daß ich einmal Herrn Niedermayer als dem Meistberechtigten den besten Weg nach Persien überlassen, sodann die Aufmerksamkeit der Feinde weiter teilen, in Kaschgar, das mit Peking telegraphisch verbunden ist, ausführliche Nachrichten geben und empfangen und mir womöglich Hilfe der zahlreich aus den russischen Gefangenenlagern entflohenen Deutschen und Österreichern dort eine Stellung schaffen wollte, die mir ein Arbeiten nach Afghanistan, Indien und Turkestan sowie, wenn nötig, eine sofortige Rückkehr in mein Auftragsland gestattet hätte. Alle unsere Pläne wurden vom Emir gebilligt, die Vorkehrungen zu ihrer Durchführung, wie wir uns überzeugen mußten, aufs Diskreteste getroffen.

Die Weiterarbeit der in Kabul zurückbleibenden Leute hatte ich inzwischen gesichert; dem österreichischen Hauptmann Schreiner war Vertretungsvollmacht hinterlassen, jeder seiner fünfzig Leute auf einen besonderen Posten gestellt.

Bevor wir abreisten, erneuerte der Naib namens des Emir nochmals in dringendster Form die Bitte seines Bruders, in Kabul zu bleiben. Ganz vertraulich teilte er mir bei der Gelegenheit mit, daß gerade kürzlich der Emir vom Vizekönig [von Indien, Lord Hardinge]<sup>22</sup> als Lohn für seine bisherige Haltung die vollste Anerkennung seiner inneren und äußeren Souveränität verlangt habe. Er bäte uns deshalb, unseren vorgefaßten Entschluß im letzten Augenblick aufzugeben. Ich erklärte dem Naib, daß wir auch unter Verhältnissen wie den vorliegenden noch zu weiteren Opfern bereit wären, daß wir aber diese nur unter gewissen Voraussetzungen bringen könnten. Da ich nicht an die Richtigkeit des Vorgebrachten glaubte, so bat ich, ihm zunächst raten zu dürfen, dem Vizekönig ganz bestimmte Termine zur Erfüllung

<sup>22</sup> Charles Viscount Hardinge (1858-1944), Vizekönig von Indien 1910-1916

seiner Forderungen, die sonst doch nur ausweichend beantwortet würden, zu stellen. Auf Grund meiner ihm vorgetragenen Berechnung kam ich darauf, daß eine Entscheidung in dieser Frage in eineinhalb Monaten vorliegen müsse und erklärte, gern die Zeit warten zu wollen, wenn er 1) die Ernstlichkeit seiner Absicht durch die allernotwendigsten militärischen Vorkehrungen und 2) dadurch beweise, daß er mich, wie ich dies bei einem Mitspiel verlangen müsse, über den Stand der Verhandlungen mit dem Vizekönig auf dem Laufenden halte. Auf diese Bedingungen bedauerte der Naib, da sie >zu weitgehend< seien, sich nicht einlassen zu können. Wir brachen infolgedessen am 21. Mai 1916 von Kabul auf (Über die Abschiedsaudienz und die mündlich für S. M. den Kaiser sowie S. M. den Sultan gegebenen Aufträge siehe Sonderbericht).

Vor meiner Abreise hatte ich die Verteilung meiner Mittel und die Ablöhnung sämtlicher Leute, die bis auf einen - den einzigen Kriegsgefangenen Seyed Achmed (die Geschichte dieses in China zu einer politischen Berühmtheit gelangten Mannes gibt ein Bericht bei meinen Hankauer Akten) in Kabul zurückblieben, vorgenommen. Auch hatte mir der Kumar eine Reihe von Briefen, u.a. an Seine Majestät den Kaiser sowie den Herrn Reichskanzler mitgegeben. Diese Briefe befinden sich bei meinen in China hinterlegten Akten. In dem Brief an Seine Majestät erklärte sich der Kumar als einen >wing broken bird<, in dem an Seine Exzellenz den Reichskanzler meinte er, daß trotz günstigster Aussichten seine Mission an der vollständigen Mittellosigkeit, in der man ihn belassen habe, hätte scheitern müssen. Als er, trotzdem ich ihn auf die Unrichtigkeit dieser Behauptungen aufmerksam machte, darauf bestand, nicht nur den Brief bestellt, sondern eine Abschrift von mir unterzeichnet zu sehen, gab ich ihm diese Unterschrift mit dem Zusatz, daß ich ihm bereits am 6. Oktober [1915], also sechs Tage nach unserer Ankunft in Kabul, zunächst einmal für Botenlöhne sofort 500 Pfund, dann aber meine gesamte Reisekasse im Betrage von 2000 Pfund für den Fall zur Verfügung gestellt hätte, daß unser weiterer Unterhalt durch die von ihm in Aussicht gestellten Mittel aus Indien gesichert wäre. Die Annahme der 500 Pfund hatte der Kumar damals mit der Begründung abgelehnt, daß die Summe für Botenlöhne unzureichend sei. Bei der jetzigen, fast ein Jahr später erfolgenden Verteilung meiner Reisekasse, in der nach Abzug eines Fonds von 400 Pfund, die ich Herrn Niedermayer für Belutschestan zur Verfügung stellte, eines weiteren Agitationsfonds von etwa 300 Pfund, die für die indischen Grenzstämme verausgabt worden waren, sowie nach Auszahlung meiner sämtlichen Leute und der Trinkgelder an die erhebliche Dienerschaft des Palais Baberschah verblieben mir etwa 1000 Pfund. Von diesen durfte und mußte ich nicht weniger als 700 Pfund für mich in Anspruch nehmen, da ich eine weite kostspielige Reise, einen längeren Aufenthalt in Kaschgar und die von dortseits einzuleitenden Unternehmungen bestreiten sollte. Für die Person meiner Reisegegnossen und meiner selbst hatte ich unter 12 Pfund im Monat nicht hinunterzugehen gemeint. Auf der anderen Seite blieb der Kumar, seiner ausgesprochenen Absicht entgegen, Gast des Emir, hatte, wie er immer behauptete, die beste Möglichkeit, Geld von Indien zu bekommen, und - wie er auch offen zugab - gar nicht die Absicht, etwaige Fonds anders als zu persönlichen Zwecken zu benutzen. Ich hinterließ deshalb ihm und Professor Barakatullah die restlichen 300 Pfund. Kasim Bey, das darf ich hier einschalten, hatte, wie er sich sozusagen von mir lossagte, trotz verschiedentlich erbietungen erklärt, nichts von mir nehmen zu wollen. Bei der Auszahlung der 300 Pfund spielte sich eine bemerkenswerte Szene ab (eingehende Charakterisierung des Kumar und Barakatullahs bei meinen Herater und Hankauer Akten,

daselbst auch eine Zusammenstellung meiner mit den Indern gemachten Erfahrungen). Ich hatte dem Kumar das Geld mit einer einfachen Quittung übersendet. Er schickte es mit der Bemerkung zurück, daß er den Empfang des Geldes nur in etwa folgender Form bestätigen würde: >Ich bescheinige hiermit, außer den mir heute ausgezahlten 300 Pfund nie irgend eine Unterstützung des Deutschen Reiches erhalten zu haben. < Auf diesen irreführenden Trick konnte ich nicht eingehen und übersandte deshalb das Geld, als Pratap triumphierend mich so zur Entgegennahme einer ebenfalls von mir gegenzuzeichnenden Doppelquittung zu zwingen suchte, dem aus Indien gekommenen Führer des Kabuler Revolutionskomitees Molwy Obeidullah<sup>23</sup>. Ich traf dabei die Bestimmung, daß die Summe den Zwecken des Komitees, der persönlichen Unterstützung jedes der für Indien arbeitenden Patrioten, in erster Linie aber der Unterstützung des Kumar Mahendra Pratap und des Professors Barakatullah dienen sollte. [...]

---

<sup>23</sup> Molwi (Maulawi) Obeidullah, ursprünglich ein zum Islam konvertierter Sikh aus Sindh und indischer Nationalist war im Oktober 1915 nach Kabul gekommen; nach dem Weggang des Verfassers trat er dem Schattenkabinettt des Kumars Mahendra Pratrap bei (vgl. Adamec. a. a. O. S. 213).

### Zu meinem chinesischen Tagebuch.

In den Zeiten meines Lebens, in denen ich im elterlichen Haus lebte, habe ich sorgfältig ein verschließbares ledernes, später ein schön in Leinwand gebundenes vordatiertes empfindsames Tagebuch [seit 1905] geführt. Später konnte ich es mir im allgemeinen ersparen, denn von draußen habe ich regelmäßig mindestens einmal in der Woche, meist häufiger, meiner Mutter, ab und zu auch meinem Vater, geschrieben. So lag kein Grund vor, die gleichen, mir denkwürdig erscheinenden Ereignisse noch einmal für mich aufzuzeichnen. Tausende von Briefen berichten so aus der Geschichte meines Lebens. Sie ergänzen für meine mehr dienstliche Tätigkeit meine ziemlich vollständigen Akten. Diese befanden sich, dies zur Unterrichtung meiner Kinder, mit den Archiven des Auswärtigen Amtes in Schloß Degendorf im Harz und werden nun [1945] wohl in englische Hände gefallen sein. Unter diesen Akten waren auch die sämtlichen von mir persönlich geführten oder diktierten Aufzeichnungen über meine Mission nach Afghanistan und die an sie anschließenden Auseinandersetzungen. Einen Rest Akten aus jüngerer Zeit habe ich den Russen in Kremlin (Neumark) überlassen müssen. Auf dem Weg nach der afghanischen Hauptstadt Mai bis August 1915 habe ich keine Tagesaufzeichnungen gemacht. Das erschien mir angesichts der Möglichkeit, zeitweise sogar Wahrscheinlichkeit, in die Hände der Gegner zu fallen, nicht erlaubt. In Kabul selbst dagegen habe ich über viele Fragen und Personen manches niedergeschrieben, und auf der Rückreise, die wir von dort am 21. Mai 1916 antraten, zwei Tagebücher geführt, und zwar ein Buch über die Route mit Aufnahmen und eingehenden Orts- und Entfernungsangaben, und eins über Vorgänge der Reise selbst. Es geschah dies in einem in roher Leinwand mit schmiegsamem Deckel gebundenen, dicken Heft in der noch in der Schule gelernten Gabelsbergerschen Kurzschrift. Dieses Heft hatte ich beim Verlassen von Jarkent Spätsommer 1916 nicht bei mir. Es fehlt infolgedessen der Abstecher nach Kaschgar bis zu dem Zeitpunkt, wo die unter Röhrs Führung stehende Gepäckkarawane wieder zu mir stieß. Diese aufregenden Tage hatte ich leib- und lebhaft in einem kleinen, rot-gebundenen Notizbuch der Continental - Guttapercha - Kompanie, das etwas vom Regen ausgelaugt, in der Reihe meiner Kalender stand, beschrieben.

Immer wieder wollte ich die Kurzschrift übertragen. Jahrelang hat mich das graue Leinwandtagebuch in einem großen, leinwandbekleideten Kasten, worin sich chinesische Visitenkarten, Briefe und Urkunden der Reise durch China, die beiden auf dem Wege benutzten Stielerkarten 1:7.500.000 und manche anderen Denkwürdigkeiten befanden, darunter der Holzstempel meiner eigenen Visitenkarte, bedrückt. Als ich im Juli 1917, auf Drängen meines alten, bei Ullstein tätigen Kameraden Erich von Salzmänn das unter dem vom Verlag gewählten Titel bekannt gewordene Kriegsbuch >Meine Diplomatenfahrt ins verschlossene Land< diktierte, hatte ich dieses Tagebuch nicht zur Hand - es lag noch mit meinen Papieren in Hankau - ; ich bedauerte es damals sehr. Nach 26 Jahren hatte ich mich dann, gerade als Soldat entlassen und noch nicht

wieder tiefer in Vorlesungsverpflichtungen verstrickt, entschlossen, nun endlich die Übertragung des Heftes vorzunehmen. Einige Tage hatte ich es bereits zwischen Amt und Wohnung hin und her getragen. Da deckte am 22. November 1943 um 1/2 8 Uhr ein bisher nicht erlebter Teppichabwurf Berlin NW. Unser Hinterhaus wurde von einem Volltreffer zertrümmert, das Vorderhaus völlig durcheinander geworfen. Von unten brannten die

Phosphorkanister, von oben die zahlreichen, nicht mehr zu löschenden Stabbomben. Mehr und mehr fiel das Haus in den Bereich eines Feuersturms, eines fürchterlichen Sogs, der denn auch in weniger als einer Stunde alles vernichtete. In ihm versuchten mein Sohn Hartmut und ich zu retten, was wir konnten. Von dem, was auf meinem Schreibtisch stand, war nur ein Teil meiner Sammlung chinesischer Schnupftabaksdosen zu finden. Alles andere, auch das dort vermutete, berühmte Heft schien zerfetzt oder unauffindbar verweht. Eine kleine Hoffnung hatte ich immer noch, es im Büro gelassen und damit gerettet zu haben. Auch die trog, denn trotz allen Suchens fand es sich in den zwei Tage danach aus dem Büro geräumten Akten und Papieren nicht, auch später nicht im Ausweichquartier Kremlin. Meine damalige Sekretärin behauptete fest, es mir nach Haus mitgegeben zu haben. Nun hätte ich gerade Zeit für eine solche Arbeit gehabt und wiederum in Gastein, wo mich keine laufenden Arbeiten gehindert hätten, bedauerte ich herzlichst, die Papiere, die in meiner Vorstellung nun immer weiter im Wert stiegen, nicht mehr zu besitzen, vor allem sie nicht rechtzeitig durch Übertragung gesichert zu haben. Nach der amerikanischen Besatzung baten mich in Partenkirchen arabische Freunde um Aufnahmen aus ihrer Heimat. Bei dieser Gelegenheit sah ich die einzig gerettete und auch nachher nicht gestohlene Kiste mit alten Lichtbildern durch und fand einen verschlossenen braunen Umschlag, in dem ich ebenfalls Bilder vermutete. Wer beschreibt oder kann mein freudiges Erstaunen nachfühlen, als ich die langgesuchte, schmerzlich bedauerte, nie entzifferte, für immer verloren geglaubte Kurzschrift in Händen hielt. Wieder hatte ich Muße - dank den Amerikanern -, es zu bearbeiten. Diesmal säumte ich nicht. Es liegt nun in 165 Schreibmaschinenseiten übertragen vor mir und ist - eine Enttäuschung. Allerdings wollte ich ja auch niemals eine empfindsame Reise machen oder beschreiben. Auch die kleinen bunten, noch nach Jahren und gerade dann vielleicht lesenswerten unalltäglichen Alltäglichkeiten einer solchen Reise wollte ich nicht bringen. Ebenso wenig natürlich Erklärungen über dieses oder jenes Ereignis, diese oder jene Person; sie werden alle als bekannt vorausgesetzt oder ohne weitere Erklärung eingeführt. Wieviel zu tausend Einzelheiten noch zu sagen gewesen wäre, wie man sie einem größeren Kreis lebendig gemacht hätte, erhellt vielleicht am besten aus einem Vergleich mit einigen wenigen, in dem alten Ullsteinbuch etwas näher umrissenen Einzelbildern. Nun hat mein Sohn Hans Wolfram auch dieses Tagebuch gelesen. Er meint, es sei gar nicht so langweilig, wie ich es gescholten hätte. Vielleicht beeindruckt ihn gerade die Sachlichkeit, die vollkommene Nüchternheit, das Fehlen von Betrachtungen und Erwägungen. Immerhin klaffen, zumindest für den dort beschriebenen Zeiten und Ereignissen fernstehenden Leser, erhebliche Lücken. Zunächst möchte und muß er wissen, was mich eigentlich nach Kabul während des Krieges brachte. Es war ein Auftrag des Auswärtigen Amtes und der Abteilung Politik des Großen Generalstabs, Verbindung mit dem Emir von Afghanistan aufzunehmen und von Afghanistan aus - das, wie man hoffte, bald in den offenen Kampf um seine Freiheit eintretende Indien zu unterstützen. Mit den größten Schwierigkeiten war es gelungen, die Grenzen des verschlossenen Landes zu überschreiten. Nach fast einem Jahr unablässiger Arbeit auf politischem, wirtschaftlichem und organisatorischem Gebiet war der Druck der Engländer auf den damals regierenden Emir Habibullah so stark geworden, daß dieser uns zunächst an jeder weiteren Tätigkeit hinderte und schließlich unserem dringenden Verlangen nach Haus zu gehen, nicht mehr widerstand. Gern hätte er uns noch still irgendwie im Lande behalten, um uns zu gelegener Zeit zu erneuten politischen Erpressungen der Engländer, der natürlichen Feinde Afghanistans,

loszulassen. Dazu aber wollten wir uns nicht hergeben. Wir bestanden auf unserem Abschied. Mit dem Emir persönlich verabredeten wir, daß Hauptmann Niedermayer und seine Leute ihren Weg über Persien suchen sollten, während ich und die meinen möglichst schnell an den Telegraphen kommen und uns zunächst in Chinesisch-Turkestan, außerhalb der englisch-indischen Einflußzone eine politische Arbeitsgrundlage schaffen wollten. Von diesem meinen Plan wußten nur der Emir und sein Bruder, der Naib es Saltaneh Nasrullah Chan. Er sollte schon wegen der sonst unausbleiblichen Gefährdung unserer Person streng geheim bleiben. Ich wollte, wie dies dann auch geschah und in dem Tagebuch beschrieben ist, nicht den üblichen Weg über den Chawak-, sondern den unmittelbar nach Badaghschan führenden Anjüman-Paß nehmen. Ein Rittmeister mit versiegelter Order ritt mit mir. Nach 4 oder 5 Tagesmärschen sollte er sie öffnen, aber keinem Menschen von ihr Mitteilung machen. Der ganze Plan ist indessen, wie wir bei unserem Eintreffen auf dem Pamir feststellen mußten und uns später bestätigt worden ist, unmittelbar verraten worden; ob vom Emir selbst oder bei der Übermittlung irgend eines seiner Befehle, habe ich nie feststellen können. Jedenfalls hatte die englische Spionage gut gearbeitet. Über Peshawar war die Nachricht nach Peking und von dort auch an die Russen gegeben worden; kurz, als wir auf dem Pamir erschienen, waren die sämtlichen Posten bereits alarmiert. Hier setzte also die erste Verfolgung ein. Die zweite auf chinesischem Boden, als wir uns im neutralen China bereits gerettet und von unserer Gesandtschaft geschützt glaubten. Den Engländern war es äußerst unangenehm, daß sich in meiner Begleitung ein Pathane namens Seyed Achmed befand. Während meine übrigen Afridis aus dem unabhängigen Grenzland stammten und sich bei mir freiwillig gemeldet hatten, war der bei seinen Landsleuten besonders beliebte Seyed Achmed unter dem Titel, er sei auch ein brauchbarer Koch, ausgewählt und zur Mitreise veranlaßt worden. Er war nicht, wie die Afridis, desertiert, sondern gefangen genommen worden. Seine Heimat lag in Bajour, also noch innerhalb der Nordwestgrenze der Provinz und der englischen Verwaltung. Ich hatte ihn deshalb nicht wie die anderen Afridis in Kabul entlönnen und mit unserem Segen entlassen können, sondern mitnehmen müssen und ihm versprochen, bei passender Gelegenheit seinen Fall den Engländern unmittelbar aufzuklären und für seine straflose Übernahme besorgt zu sein. Einen Versuch hierzu hatte ich dann auch nach unserem Eintreffen in Jarkent gemacht, auf meine diesbezügliche Erklärung aber von dem englischen Generalkonsul in Kaschgar, Sir George Macartney, keine Antwort erhalten. Es wurde vielmehr verschiedentlich von englischen Konsularagenten der Versuch gemacht, ihn herüberzuziehen oder aufzuheben. Nicht lange auf chinesischem Boden, begann sich dann auch der Druck der Engländer auf das *Waichiaopu*, das chinesische Fremdenamt, und durch dieses auf die Provinzialbehörden geltend zu machen. Die Chinesen wiederum baten, als sie unmittelbar bei mir nichts ausrichteten, den deutschen Gesandten<sup>24</sup>, Admiral von Hintze, mich zur Auslieferung Seyed Achmeds zu veranlassen. Hintze, dem mein Erscheinen, aus mir niemals ganz klar gewordenen Gründen, unangenehm war, verleugnete mich den chinesischen Behörden gegenüber, was ich erst später in Schanghai von meinen Kameraden erfuhr, gab mir aber nichtsdestoweniger zunächst den wiederholten Rat, dann den Dienstbefehl, Seyed Achmed den Chinesen auszuliefern. Da dies die Weitergabe an die Engländer und unzweifelhaft den Tod des hochanständigen, uns im Laufe von Mühen und Gefahren immer lieber gewordenen prächtigen Naturkindes bedeutet hätte, ich außerdem als selbständiger Leiter

<sup>24</sup> Paul v. Hintze (1864-1941), 1914-1917 Gesandter in Peking; vgl. Neue Deutsche Biographie



meiner eigenen Unternehmung Herrn von Hintze nicht unterstand, er mir auch die Verantwortung für meine Leute und meine Politik nicht abnehmen konnte, so hielt ich den Chinesen immer vor, da sie meine ausführlichen Erklärungen nicht weitergeleitet hätten und deshalb der Gesandte über den ganzen Fall im Unklaren geblieben sei. Ich stellte ihnen frei, sich mit Gewalt des Mannes zu bemächtigen, dann aber nur über meine Leiche. Ihrer Sache unsicher und einen Skandal fürchtend, haben mich dann die chinesischen Behörden auf meinen eigenen Rat von einem Kreis, einer Provinz in die andere verschoben, um dem nächsten Kollegen die Verantwortung für die gleiche Angelegenheit zu überlassen. So gehemmt und gefördert bin ich, um Seyed Achmed kämpfend, durch die ganze Breite von China gezogen, um ihn dann schließlich bei dem mächtigen Tutu von Lanchou unter Obhut der dortigen schwedischen Mission zurückzulassen. Röhr hatte genaue Weisungen, was mit Seyed Achmed weiter geschehen solle. Durch den englischen Missionar Fairburn, den Mann der häufiger erwähnten deutschen Frau, wurde Seyed Achmed, dessen Annäherung an das Jang-tse-Tal den Engländern immer unangenehm war, dem englischen, mir persönlich noch von früher bekannten Gesandten Sir John Jordan unter der Bedingung angeboten, daß dieser schriftlich seine Freiheit, Leben und Eigentum auch seiner Familie gewährleistet. Das ist dann später geschehen, Seyed Achmed den Engländern überlassen und von diesen auch versprechensgemäß, sogar I. Klasse nach Indien, wenn mir richtig berichtet ist, zurückbefördert worden. 1939 hat mir Sir Miles Lampson, jetzt Lord Killearn, in Kairo erzählt, daß er mit meiner Verfolgung betraut und dies der 'high spot' seiner 'diplomatic career' gewesen sei. Mir trug der Fall die volle Unnade des Gesandten und später die Beschuldigung des landesverräterischen Verkehrs mit dem Feinde ein. Auch hat sich Herr von Hintze dadurch für meine Widerspenstigkeit zu rächen gewußt, daß er mich, obwohl ich seinem Stab auf seinen eigenen Wunsch zugeteilt war, in China sitzen ließ. Damit lüfte ich nur ein wenig den Vorhang späterer dramatischer Szenen. Die vor Jahren gehegte Absicht, den Fall von Seyed Achmed in Romanform als die Geschichte eines großen Naturkindes, das den Weltkrieg ganz als einen Kampf zwischen bösen und guten Elementen, zwischen dem Licht und dem Dunkel erlebt hatte, zu schreiben, gehört zu meinen zahlreichen unausgeführten Vorsätzen. Ob das Tagebuch heute, wo so viel anderes Geist und Gemüt bewegt, noch irgendwelchen, auch nur erdkundlichen Wert haben kann, möchte ich bezweifeln. Jedenfalls aber vermache ich es meinen Kindern als etwas von dem Wenigen, was ihr Vater ihnen nach Verlust aller Habe und Zeichen als Erinnerung an sein bewegtes Leben hinterläßt.

## Diarii Personae

### I. Eigene Missionsteilnehmer

1. **Röhr, Walter** (1892-1927), Kaufmann, der Sendung vom A.A. für den Weg zugeteilt. Ab persischer Grenze persönlicher Gehilfe auch Vertreter des Leiters, guter Kamerad und Freund, ab 1922 Schwager.
2. **Josef, Jossip**, Vatername vergessen, ungarischer Honved rumänischer Nationalität. 1915 in Persien zu uns gestoßen, mir nach China gefolgt, mit der Pferdepflege betraut.
3. **Seyed Achmed**, Sohn des Nur Chan, Jussufzai, aus dem Dorf Ponti, Swabi Tehsil im Distrikt Peshawar (Bajour, Nordwestgrenzprovinz), der im 129. Belutsch Infanterieregiment gedient hatte und in Frankreich gefangen genommen worden war; treuer Begleiter bis Lanchou, Gegenstand vieler Verhandlungen mit den Engländern.
4. **Asgher**, persischer Dscherwardar, Maultiertreiber, ab Tebbes in meinen persönlichen Diensten, nahm am Zug durch Afghanistan und über den Pamir teil, wurde in Kaschgar abgelohnt.
5. **Ma Laoye, Sse Lue** u.a., Laoyes alte Herrn unterwegs angenommene chinesische Diener. Lue war vom Ambar in Kashgar freundlich erweise mir zur Verfügung gestellt.
6. **Kumar Mahendra Pratap**<sup>25</sup> von Hathras und Mursan (1886-1973); kleiner indischer Prinz, mir zur Beförderung nach Afghanistan anvertraut.
7. **Mirmast, Afridi**, Feldwebel; nach ihm war der von ihm auf dem Hinweg gerittene Schimmel benannt.

### II. Niedermayer und seine Leute

Hauptmann **Oskar Niedermayer** (1885-1948), Feldartillerist, als Instruktionsoffizier für Afghanistan wie die ihm später unterstellten Oberleutnant J. Kurt Wagner, Lt. Günter Voigt kommandiert.

### III. Königsfamilie

**Emir Abdur Rahman**, erster Regent des größeren Afghanistan seit 1880 (1844-1901)

**Emir Habibullah**, 1919 ermordet, (1871-1919)

**Ainyatollah**, Kronprinz, König vom 14. -17. Januar 1929 (1888-1946)

<sup>25</sup> Alle hier erwähnten Mitglieder der afghanischen Königsfamilie sowie der Kumar Mahendra Pratap verfügen über Artikel in Ludwig W. Adamec, *Who's Who of Afghanistan*.

**Amanullah**, Sohn der Königin, König von 1919 -1929 (1892-1960)

**Nasrullah**, Bruder des Königs, Kanzler (1875-1920)

#### IV. Weitere Personen

**Tursen Beg**, afghanischer Opiumsmuggler, unser Bote zum Mohammed Zia Chan, Haupt der Kirgisen auf dem Pamir, Begleiter nach Kaschgar und Maralbaschi

**Mahsud Mollah** Leiter einer Vereinigung von Opiumsmugglern in Jarkent

**Kabil Chan** Chinesischer Beamter in Taschkurgan, Führer auf dem Kandahar Paß und Richtung Jarkent

**Sir George Macartney**<sup>26</sup> (1867-1945) Britischer Generalkonsul in Kaschgar; antwortete nicht auf mein Angebot, Seyed Achmed gegen die Gewähr, daß ihm, seiner Familie und seinem Eigentum nichts geschähe, zu übergeben. Später in freundschaftlichem Briefwechsel, lud mich ein, ihn in England zu besuchen. Geschichte seines großen Vorfahren 1943 verbrannt.

**Sir John Jordan** (1852-1925), ursprünglich Missionar, langjähriger Gesandter in Peking, von 1912 persönlich bekannt

**Miles W. Lampson** (1880-1964), Gesandtschaftsrat in Peking, mit der Verfolgung meines Falls und meiner Person betraut. Später Gesandter und Botschafter in Kairo. Als Lord Killearn Januar 1939 in Kairo gesprochen. Fairburn, Missionar der englischen Baptistenmission Lanchou

**Schweden d. Svenska missionsförbundet**

**Nyström**, Missionar in Jarkent

**Törnquist**, Missionar in Kaschgar

**Hagquist**, Missionar in Lanchou

**Ringberg**, Bischof in Mienche

---

<sup>26</sup> Die drei britischen Diplomaten sind mit Artikeln im *Dictionary of National Biography* vertreten

## Tagebuch vom 21. 5. 1916 - 20. 12. 1916

Der Tag fing um 12 Uhr nachts an. Es waren noch ein umfangreicher, wenig erquicklicher Briefwechsel und eine Menge Kassenfragen zu erledigen. Als ich endlich ins Bett ging, um mich wenigstens noch etwas aufzuwärmen, - Röhr rechnete indes weiter an seinem Kassenausschluß - begann ein derartiges Katzenkonzert, daß an Schlaf nicht zu denken war. Die nagenden Gedanken an das zu Tuende und Getane bewegten mich den Rest der Nacht. Vor 5 Uhr war ich schon wieder draußen. - Eine Abschrift meiner Briefe gemacht und alle Vorkehrungen zur Ablohnung der zahlreichen Bedienung getroffen. Daß sie zahlreich war, wußte ich, aber nicht wie. Zuerst erschienen die 6 Tischdiener, alle dem Aussehen nach bekannt, dann 8 Leute, die sich als Foruschen (Händler, Einkäufer) bezeichneten. Einzelne erkannte ich wieder, weil ich sie immer gefürchtet hatte, andere besann ich mich nicht, je gesehen zu haben. Dann kamen der Tschaidar (Teeschenk), der Abdar (Wasserschenk), der Serviettenfalter, die Lampenputzer, der Petroleumauffüller, drei Mann für den Tischdienst, vier Kutscher, fünf Stalleute, sieben Zimmerdiener, ein Tischaufseher, ein Hausverwalter und sein Gehilfe u. a. m. wie die verschiedenen Köche, die aus ihren unterirdischen Behausungen auftauchten. Auf dem Hofe hatten sich inzwischen die Österreicher unter ihren Offizieren eingefunden. Herr Niedermayer hielt eine Ansprache, auf die ein Volksredner gut gewollt, aber unbeholfen antwortete. Ich sprach dann zu meinen Afridis. Sie waren tief gerührt und hatten nunmehr sämtlich ihre wenig bescheidenen Wünsche vom Vortage vergessen, wo einer nach dem anderen gekommen war, sein Arsenal zu stärken. Als ich zwischendurch eine Reihe von Unterschriften erledigend - denn jeder bat um eine Empfehlung, mit denen ich geizte - zu den Österreichern zurückkehrte, um jedem der Leute noch einmal die Hand zu drücken, fragte mich der Einjährige Hibian Dr. jur., schnell noch um Rat oder vielmehr meine Rechtsmeinung, was ihm der Emir tun könne, wenn er nach China durchbrenne. Ich sagte ihm, daß er ihn nur einfangen und strenger behandeln, ihn aber sonst kaum etwas anhaben könne, es sei denn, daß er einen Afghanen erschläge. -

Eine dramatische Szene beim Kumar (Kumar Mahendra Pratap, der meiner Mission zugeteilte indische Prinz), der das ihm gebotene Geld nicht annehmen wollte, um seine verlogene Stellung zu verbessern. Kurz nach 8 Uhr war die letzte Hand geschüttelt. - Von wenigen Freunden begleitet, verließen wir Baber Schah, wo ich so viele traurige Stunden erlebt hatte. Schon nach 20 Minuten stießen wir auf die bereits vor einer Stunde vorausgeschickten Gepäcktiere. Die Lasten lagen im Schlamm, die Hengste kämpften schnaubend und juchzend miteinander. Hinter Bagh-e-Bala führte der Weg über einen kleinen Paß, den wir auf unseren vielen Ausritten nie überschritten hatten. Vor uns lag eine sich leicht zum Tal senkende Straße. Die Landschaft wurde immer fruchtbarer, die erfreulich gute Straße verschlechterte sich ebenso erstaunlicherweise nicht. So marschierten wir im Eilschritt der frischen Pferde unserem ersten, nicht weit entfernten Tagesziel zu. Nach 11 Kuruh (1 Kuruh ca. 3 km) in 4 1/2 Stunden erreichten wir das große Dorf Dakui, wo sich sogar eine indische Kolonie befand, die den ganzen Handel längs der Dorfstraße an sich zu bringen gewußt hatte. Fast alle umliegenden Ortschaften gehörten dem Mustofi<sup>27</sup>, einem uns aus dem Kronrat bekannten Notabeln Afghanistans. Sein Sommerhäuschen sah wie ein häßlicher Vogelbauer aus. Unser

<sup>27</sup> Mustofi war eine Hofcharge und bedeutete so viel wie Finanzbeamter; es handelte sich hier um Muhammad Hussein Chan, ein Safi von Parwan in Kuhistan (vgl. Adamec, a. a. O., S. 163 f.)

Quartier lag in einem Dorf, dessen Bewohner, nach den rassigen Gesichtern zu urteilen, arabischer Abstammung waren. In einem Privathause von Kuchi fanden wir zunächst eine etwas zögernde, dann aber freundliche Aufnahme. Nach den Anstrengungen der letzten Tage war ich redlich müde und mußte mich ordentlich beherrschen, nicht dem Beispiel der afghanischen Krieger zu folgen, die ihre Zelte aufschlugen und sich sofort hinließen. Da ich meine Waschschüssel vergessen hatte, war ich grausam genug, noch einen Mann nach Kabul zurückzujagen. Überdies hoffte ich dadurch noch weitere, vielleicht letzte Nachrichten zu erhalten. Abends psychologische Gespräche, Niedermayer erzählte von hysterischen Anfällen des Kumar, dem Zusammenbruch seines Lügensystems. 12 1/2 Kuruh = 38 km ab Kabul 8,15 Uhr, an Keleh Chodja 14,20 Uhr. Weg ganz eben, Straße vorzüglich, keine Anstrengung für die Tiere.

**22. 5. 1916** Die freudig ersehnte Nacht zum 22. enttäuschte durch den zusammengefaßten Angriff dreier Flöhe. Wenn es in einem neuen und unbewohnten Haus so schlimm ist, wie wird es dann in einer schmutzigen Karawanserei werden, bemerkte einer der Kameraden nicht ganz richtig, denn auch in die neuesten Häuser kann ein alter Teppich die ungebetenen Gäste einschleppen. Im übrigen gab Niedermayer, der wie ich stark unter Ungeziefer leidet, einige Erfahrungen zum besten. So behauptete er, daß der Floh zum Leben keineswegs auf Menschen angewiesen ist, wie dessen beherrschendes und zahlreiches Vorkommen in alten unbewohnten Rasthäusern beweise. In Sari, der alten Hauptstadt von Schah Abbas [1557-1587] (ich dachte es sei Kaswin gewesen), habe er sie in so ungeheuren Mengen angetroffen, daß seine Gamaschen schwarz und sie in der Ecke eines Raumes zu ganzen lebendigen Klumpen zusammengeballt waren. Jedenfalls scheint mir die Geschichte dieser Quälgeister bei der Rolle, die sie im menschlichen und tierischen Leben spielen, nicht ausreichend erforscht und erklärt. Am Morgen um 1/2 5 Uhr überraschte mich Röhr mit der Erklärung, daß mein Geburtstag sei. Ich hatte früher einmal eine stille Genugtuung darin gesucht, so völlig vergessen zu sein, wie ich es hier an diesem Tage in Afghanistan sein würde, und hatte nun wirklich nicht mehr daran gedacht. Er überreichte mir - ein Zeichen, daß er sich lange vorher eine Freude für mich überlegt hatte - eine Gürtelschnalle aus dem Hesoredjat Hazarajat. Ich hatte sie wohl als erster Europäer zu sammeln begonnen. Der Weg fiel wie gestern sanft ab und war gut gehalten. Unterwegs wirkte die Höhensonne so stark, daß ich ganz betäubt war. Ich konnte deshalb Niedermayers geologischen Ausführungen nicht mit dem gebührenden Anteil folgen. Abgeritten 6 1/2 Uhr mit zwei Trabreisen von 40 und 10 Minuten. 9,40 Uhr nach 8 1/2 Kuruh = 29 km in Tscharikar Robat eingetroffen und auf einem Dach Wohnung genommen. Hindukusch bis hier noch schön vor Augen.

**23. 5. 1916** Eine flohlose Nacht versprach das Beste für den Tag. Um 2 Uhr bereits begann der betrieblich begründete Lärm auf dem Hof, nachdem ein Hund die ganze Nacht gebellt und Röhr und Wagner sich darum gestritten hatten, wer ihn erschießen dürfe. Um 3 Uhr rückten die Jabus (Lastpferde) ab. Etwas nach 5 Uhr wurde unser Zelt abgebrochen und gegen 1/2 6 marschierten wir selbst in den schönen Morgen hinaus. Etwa 4 km nach dem Dorf Tscharikar war die angeschwemmte Ebene jäh von einem reißenden Fluß unterbrochen. Über ihn führte eine hohe, auf der Wasserleitung Abdur Rahmans gebaute Brücke. Noch in dem Einschnitt bogen wir beinahe rechtwinklig mit der Straße nach links. Alles deutete auf

die Nähe eines königlichen Schlosses: Die guten Wege, künstliche Teiche mit ebensolchen Enten, und nicht zuletzt die eiffelturmartigen Gerüste der Starkstromleitung des von Amerikanern gebauten Kraftwerks [in Jabal-us Saraj]. Es beschäftigte uns den ganzen weiteren Weg. Die Anlagen sollen bisher etwa 1 Kror = 10. Mill. indische Rupies verschlungen haben. Es soll, sobald die Engländer die noch fehlenden Masten liefern, in Betrieb genommen werden. Die Anlage selbst war bereits vor drei Jahren fertig. Das Schloß machte uns, besseres nicht mehr gewohnt, Eindruck, aber nur, weil es überhaupt nach Architektur aussah. Aus einem Kranz von Mauern und Schießscharten ragt ein Kuppelbau und ein geradliniges Blechdach, das Wahrzeichen der königlichen Bauten in Afghanistan. Durch ein Tor reitet man zunächst in einen weiten Hof, dessen überdachte Innenmauern für die Unterbringung eines Regiments bestimmt sind. Es drängt sich der Gedanke auf, daß dieses kleine Festungswerk seiner Majestät im Fall einer Revolution als Zuflucht dienen soll. Verstärkt wird diese Vermutung durch die Anlage des Haremserails, der das Hauptwohngebäude bildet. Dieses ist nur durch einen winkligen Gang erreichbar, der, wenn er auch hoch ist, an die Röhre eines Fuchsbaues erinnert. Dem Wohnhaus fehlt nicht ein weiteres Kennzeichen habibullahschen Stils, der fast das ganze Innere des Hauses einnehmende Treppenbau. Der Blick von dem Balkon auf die weite bergbegrenzte Ebene bannt das Auge. Der Hindukusch ist leider zu nah, um frei und voll zu wirken. Dem Haremserail gegenüber liegt in einiger Entfernung der Palast des Emirs selbst, beiden zu Füßen das Kraftwerk. Es war so viel von ihm geredet worden, daß es uns recht kümmerlich vorkommen mußte. Beim Hinuntersteigen bewegte uns die Frage, ob wir die beiden dort tätigen amerikanischen Ingenieure zu Gesicht bekommen würden. Europäer und Personen ihres Kulturkreises sind in Afghanistan zu selten, um sich nicht miteinander zu befassen. Etwaigen Peinlichkeiten bei einer solchen Begegnung fanden wir uns überhoben. Augenscheinlich waren die Herren fortgeschickt worden. Die vier Turbinen des Kraftwerks, die 2.500 Pferde liefern sollten, waren von der Gordon ( ? ) General Electric Company, die Schalttafeln amerikanischen Ursprungs. Auch die Maschinen standen schon seit drei Jahren vollkommen gebrauchsfertig montiert, konnten aber aus dem schon erwähnten Grund nicht in Betrieb genommen werden. Die Innenausstattung der emirlichen Residenz war enttäuschend und erfreulich einfach. Bewohnbar und bewohnt war nur ein einziges Turmzimmer (das hängt damit zusammen, daß hohe Herren im Osten mit allem Hausrat, vor allem Teppichen reisen und ein solches Schloß schnell zu möblieren in der Lage sind). Von hier ritten wir uns die vielgenannte Talsperre anzusehen. 500 m hatten wir schon einen Kanal begleitet, als man uns mitteilte, daß die Sperre nur aus einer 4 km weiter aufwärts gelegenen Schleuse bestehe. Wir verzichteten darauf die Schleuse Afghanistans zu sehen, und bewegten uns am Fuße des Berges und eines mit schwarzen Zelten bestandenen Gerölls einem ganz ins Grün eingebetteten Dorf (Sherkhankhel) zu. Ein weiteres, noch stärkeres Gebirgswasser teilte es. Die Bevölkerung hatte sich voller Spannung versammelt, der Malik in weißem Rock an der Spitze. Ein kühler Trunk zum ersten Mal wieder seit 9 Monaten mit der Hand geschöpft, mundete uns ebenso wie Mast (Sauermilch) und Brot, die man uns auf fleckigem Teppich auftrug. So rasteten wir fast eine Stunde bis 10 3/4 Uhr, bevor wir uns zu dem anstrengenderen Abschnitt unseres Tagesmarsches aufmachten. Ein schwieriger Marsch, auf dem es etwas zu sehen gibt, ist eigentlich nie allzu ermüdend: Die Vielgestaltigkeit des unteren [Panjsher] Tals, überraschende Ausblicke, das saftige Grün der Maulbeerbäume und die begegnenden Menschentypen machten die steinige Straße und das grelle

Licht wett. Schon unterwegs, mehr aber noch im Quartier mußten uns die Ortseinwohner auffallen. Sie waren klein, plattnäsiger, häufig blind und lahm, also augenscheinlich entartet. Mongolische Gesichter waren nicht selten, immer jedoch deutlich von den Tadjiks, der ursprünglich Afghanistan bewohnenden Mischrasse, zu unterscheiden. Zur Front zeigten sich die Leute willig, beim Grüßen stumpfsinnig. Das Wetter war kühl und regnerisch. Mit den gedachten Unterbrechungen von 7,30 - 8 Uhr und 10 - 10,45 Uhr bis 15,20 Uhr durchmarschiert. 15 Kuruh = 49 km [Bazarak im Panjsher Tal].

24. 5. 1916 Als die ersten Kinder in den Feldern kurz nach Sonnenaufgang laut wurden, brachen wir auf. Die Kinder hatten es nicht leicht, den Spatzen zuvor zu kommen, denn auch sie sind es gewohnt, nicht zu verschlafen. Der Weg war ganz prachtvoll, besonders in seinem ersten, fast ebenen, mit Maulbeerbäumen bestandenen Teil. Die Straße war gut gehalten oder gerade instandgesetzt, denn ab und zu trafen wir Kolonnen, die Steine aufsammelten. Die Felder waren ebenfalls sauber aufgeräumt und gegen Steine und Bergrutsche geschützt. Die Bevölkerung lud zu Beobachtungen ein. Während bis dahin der mongolische Einschlag unverkennbar gewesen war, wiesen eine Reihe von Dörfern einen rein arabischen Typ auf. Die Frauen, die man zu Gesicht bekam, erinnerten in ihrer Abgearbeitetheit an unsere Vorstadtypen. Die Kinder hatten sämtlich helle Haare. Unter den jungen Leuten und Männern fanden sich viele ansprechende Gestalten. Ich machte Niedermayer auf einen Jungen aufmerksam, der ohne Kopfbedeckung unter einem Baum stand mit einem dort gebräuchlichen Schleuderbogen schoß. Mit dem dichten, in Halshöhe geschnittenen Haar sowie im Profil ähnelte er einem griechischen Jüngling. In manchen Dörfern trugen die Frauen eine kleine gestickte Kappe, unter der zwei Zöpfe herabfielen. Die Tracht der Männer wich nicht sehr von der üblichen afghanischen ab. Das kühlere Klima der Berge hatte ihnen aber noch eine weite Hose vom Schnitt der alttürkischen angezogen. Im Dorfe Peshghor machten wir unter einem prächtigen Nußbaum Halt. Die gastlichen Dorfbewohner brachten uns, was sie hatten, Mast, Kaimak (eingekochte Milch), Schmalzgebackenes und Brot. Nach 6 Kuruh in der Morgenfrische tat eine solche kleine Rast recht wohl. Wagner dehnte sie denn auch noch bis zum Eintreffen Röhrs aus, während wir um 10,30 Uhr weiterritten. Den folgenden Weg mit seinen Hängen und Halden und den daran burgartig klebenden Häusern, die durchaus nicht stattlich, umsomehr zur Landschaft gehörten, genossen wir trotz steigender Sonne. Allmählich aber wurde es öder, der Baumwuchs setzte selbst am Fluß aus. Kahle Halden gingen bis ans Ufer hinab. Endlich erschien ein feiner Herr, ein Batscha (Junge, Diener, hier Kammerherr) aus Kabul mit einem Spitzbubengesicht von der degenerierten Dünnebeinigkeit guter afghanischer Familien. Das Mansel sei nahe, meldete er. Nähe ist ein relativer Begriff. Wir hatten noch einen Flußeinschnitt zu queren und etwa eine Stunde zu reiten, bis auf dem Dach eines Hauses unser Zelt in Sicht kam. Dem Zeltbauer muß man den Ruhm lassen, da er stets als Letzter ab- und aufbrach und als Erster an Ort und Stelle war, obwohl wir einen recht flotten Schritt und manchmal auch Trab ritten. Auch der Koch war nicht zurückgeblieben, so daß wir, kaum eingetroffen, bereits unser Mittagessen vorgesetzt bekamen. Wirklich, unser Mehmandar (Gästewart) hatte sich Mühe gegeben, die *mehman-e asis* (Lieblingsgäste) des >gottgegebenen< *chodadate* Königreichs zufriedenzustellen. Vor unserem Haus entwickelte sich inzwischen ein lebhaftes Treiben: Die Bauern mußten Wegzehrung anliefern und das ging nicht ohne Streit und Lärm ab. Noch am Abend, als die Lichter durch die Zeltleinwand

schiene, hatten sich einige über die Menge des anzuliefernden *Kah* und *Djoh* (Häcksel und Gerste) nicht beruhigt. Eine unangenehme Feststellung störte mich beim Abreiten: ein Revolver war mir abhanden gekommen. Ich ärgerte mich auch über die Nachlässigkeit, mit der der Verlust eines für Afghanistan recht wertvollen Gegenstands von den Herren meiner Gruppe behandelt wurde. Bis Dasht-e Revat 15 Kuruh = 45 km in 9 Stunden.

25. 5. 1916 Umgepackt, drei Briefe geschrieben und meine Kolonne selbständig gemacht, denn nach 4 Kuruh soll mein Weg abzweigen. Die Straße führt zunächst einen km am Fluß entlang, dann über ein 450 m hohes Kotal (Paß) und weiter auf schmalen Pfaden, auf denen uns immer wieder Kamelkarawanen aufhalten. Ich denke an Kaschgar und darüber hinaus, überlege ich auch noch einmal alle meine Entschlüsse, kann sie aber nicht bereuen. Am Fluß eine Stunde auf Röhr gewartet. Um 11,45 Uhr vom Hauptweg abgebogen. Ein uns entgegenkommender Dorfältester meldet, daß, wo ich mich gerade befände, ein leicht begehbarer Weg nach Andjuman führe, auf dem wir die stark vereiste und verschneite Paßhöhe vermeiden könnten. Andere Aussagen stimmen dahin überein, daß der Weg zwar viele Steine, aber wenig Schnee aufzuweisen hätte. Ängstlich fragt der Rittmeister, was zu tun sei. Ich lasse den Vorangegangenen bestellen, daß sie auf dem bisherigen Weg weitermarschieren sollten, während wir den leichteren Weg wählen wollten. Wie er sich in der Tat gestaltete, sollten wir nur zu bald erfahren. Die steinige Partie war noch gut. Immer nach Osten weitermarschierend erreichen wir um 2 Uhr Schanis. Dort warten wir auf die Karawane. Eine halbe Stunde später trifft sie ein. Die Leute fangen schon an zu klagen und behaupten, daß der nächste Rastort noch 6 Kuruh entfernt sei, wir deshalb nicht vor 20 Uhr anlangen könnten. Ich muntere sie auf und reite vor. Der Weg wird immer einförmiger, die Aussagen der Leute bezüglich des Schnees auf dem Paß immer entmutigender. Mein armer Rittmeister weint fast vor Verzweiflung. Nachdem wir einige ganz furchtbar ärmliche Dörfer durchquert haben, wo die Einsamkeit Menschen und Vieh scheu werden ließ, haben wir zweimal den Fluß zu durchqueren, einen Berg zu überwinden und befinden uns endlich am Ziel [Kur Petab]. Hier schlägt mir mein Gaul noch in die Zähne. Dann beginnt noch ein komischer *Basarlik* (Handel, Feilschen) um die Gastgaben, die die Herren ihrem Mir und seinen Gästen zu gewähren gewillt sind. Ihre Armut wird dabei immer als größer hingestellt als sie es in der Tat ist. Auf dem Dach der Moschee wird unser Zelt aufgebaut. Kampf um die Speisen: Die Soldaten verlangen 12 Pfd. Reis für 7 Mann. Frage ob Kabulreis oder einheimischer. 24 Kuruh = 70 km.

Der 26. 5. 1916 war der Erkundung des Wegs gewidmet. Da mir die gemachten Angaben unwahrscheinlich vorkamen, beschloß ich, die müden und zum Teil gedrückten Tiere zurückzulassen und zu Fuß den Paß zu erforschen. Unter der Führung eines bildschönen jungen Menschen in roter Weste marschierten wir frisch drei Stunden talaufwärts den Berg hinan. Hier holte uns der *Reis* (der Dorfälteste) ein und da uns alle die sehr dünne Luft ziemlich müde gemacht hatte, ritt ich auf einer mir sehr genehmen, weißen forschen Stute mit Senkrücken zunächst allein durch den immer tiefer werdenden Schnee vorwärts, während Röhr zurückblieb. Von fern sah ich zu meinem größten Staunen einen kleinen Trupp Männer immer wieder im Schnee versinkend auf uns zukommen. Sie berichteten, daß sie 7 Tage unterwegs gewesen und nur mit den größten Schwierigkeiten nachts, wenn der Schnee zu frieren begann, vorwärts gekommen seien. Da ein pausenloses Marschieren zu anstrengend



gewesen wäre, mußten sie alle zwei- drei Stunden rasten. Um aber dann nicht bei der großen Kälte zu erfrieren, hatten sie sich im Schnee einen kleinen Ring getrampelt und sich darin im Kreise bewegt, bis sie ihren Weg wieder aufnehmen konnten. In der Tagessonne hatten sie dann geschlafen. Wollten sie bei Tage vorwärts kommen, so mußten sie schon auf Händen und Füßen kriechen, um nicht zu tief zu versinken. Sie sahen denn auch entsprechend erschöpft aus. Schon nach einer halben Stunde weiteren Wegs mußte ich mich davon überzeugen, daß für Reitpferde, geschweige denn Lasttiere wirklich keine Möglichkeit vorwärts zu kommen bestand. Meine Stute beispielsweise, die allen mit bestem Willen voranging, fiel häufig bis über den Bauch in den schmelzenden Schnee und konnte sich, je weiter wir kamen, nur mit letzter Anstrengung herausarbeiten. Mit einem gewissen Gefühl der Beruhigung mußte ich meinen Versuch aufgeben. Auch unser auf dem Rückweg angestelltes Verhör blieb ergebnislos. Den Weg über Kafiristan zu nehmen war noch weniger empfehlenswert. So sehr mich vom ethnologischen und politischen Standpunkt diese letzte neue Eroberung Abdur Rahmans kennenzulernen gereizt hätte, so groß wäre der Umweg gewesen. Überdies mußte ich mit Schwierigkeiten von afghanischer Seite rechnen, die sich ihrer Neueroberungen ebenso unsicher waren wie sie unseren eigenen Absichten mißtrauten. Daher blieb für mich, der ich mittlerweile zum *Malek* avanciert war, nur der 14-tägige Umweg über Badaghshan nach Turkestan. Leider verhindert mich die hereinbrechende Dunkelheit, die Dorfbevölkerung und ihre Lebensverhältnisse hier noch etwas eingehender zu kennzeichnen. Über sieben Monate Schnee im Jahr, wenig Hausgewerbe. 35 km zu Fuß marschiert.

27. 5. 1916 Morgens um 2,30 Uhr großes Wecken. Um 4 Uhr wollten wir aufbrechen, denn ein schwerer Kotal (Paß) war zu überwinden, doch erst um 5 Uhr waren Leute in ausreichender Zahl zusammengetrieben, um die Lasttiere zu führen und die nötigen Hilfsdienste zu leisten. Um 6 Uhr bereits war leider die Sonne beim Anstieg schon recht fühlbar. Etwas nach 7 Uhr fing der Malik, der uns in Person begleitete, an zu erklären, daß auch dieses Kotal >*Bilkul mumkin nist*< ganz unmöglich sei und unser Mehmandar stimmte voller Besorgnis ein, obwohl er tags zuvor mit dem Malek zusammen diesen Weg gewählt und als durchaus gangbar bezeichnet hatte. Als wir die Schneezone erreichten, fingen für Mann und Tier die Schwierigkeiten an. Ich sah auf etwa einen km zwei Tiere auf dem Schnee, die ich durch meine grüne Brille zunächst für Genssen gehalten hatte. Unbekümmert um den Schnee ritt ich mit der Wache vorwärts, bis mich einer der Bergbewohner keuchend einholte, um mir mitzuteilen, daß die Tiere >Berghunde< seien, die tief unter der Erde saßen. Tatsächlich waren sie bei meiner Annäherung in kleinen Schneelöchern verschwunden. Herr Röhr holte mich ein und stieg mit mir und dem Mehmandar, dem Malek und seinem Sohn das Eisfeld hinan. Auf der Höhe war der Schnee fester, so ließen wir noch nicht von dem Versuch ab, mit den Tieren über den Paß zu kommen. Zunächst jedoch wollte ich selbst die Schneeverhältnisse weiter unten prüfen. Mit den verschiedensten, beweiskräftigsten Mitteilungen versuchte mich der Sohn des Malik von diesem Vorhaben abzubringen. Ich marschierte flott drauflos und riß, als ich ein Lebewesen auf der leicht überblickbaren Schneefläche sah, die Büchse herunter. Der Maleksohn fiel mir alsbald in die Arme, denn er hatte einen seiner Leute erkannt, den er tags zuvor mit einer Meldung an den Hakim geschickt hatte. Auf Befragen schilderte uns der Mann die Schneeverhältnisse als äußerst schwierig. Da mir die Fragestellung aber zu suggestiv schien, schrieb ich Röhr, mit einem der Eingeborenenpferde die

Gangbarkeit des Schnees zu erproben. Hielte der Schnee nicht, so sollte er ohne Zögern abbauen und den ganzen Weg und Umweg zurück auf den Chawakpaß zumarschieren. Mein Pferd schickte ich zurück. - Zuerst gingen wir noch ganz flott, nur dehnte sich das Schneefeld bedeutend weiter aus, als ich gedacht hatte. Dann kamen wir auf weiche Stellen, wo ich als der augenscheinlich Schwerste wieder und wieder tief einsank und manchmal bis auf Schmelzwasserbäche durchbrach. Der Maleksohn hatte Mitleid, nahm mir zuerst meine Büchse ab, dann gab er mir seinen Hammerstock, mit dem er ab und zu den Schnee prüfte und schließlich versuchte er mir aus dem Schwersten herauszuhelfen, obwohl er selbst dabei immer einbrach. Geschickt benutzten wir verschiedene Hänge, die uns einigermaßen sicher erschienen. Nach einer Stunde Kampf mit der Natur, der mir bei der Höhe doch etwas aufs Herz ging, erholte ich mich bald auf festem Grund und Boden. Was ich schon auf dem Schnee beobachtet hatte, wiederholte sich hier. Aus allen Falten und Spalten des Berges kamen teils rote, teils blauschwarze >Bergdachse< (Murmeltiere) heraus. Auf einzelne Tiere, die sich nach langem Winter der Sonne freuten, kam ich zu Schuß, lag aber wohl wegen ungewöhnlicher Helle und Klarheit stets zu hoch. Am Rand der Schneezone dehnte sich ein kleiner Wiesenplan. Dort ruhte ich mich eine Stunde aus, ohne auf das Geschwätz des Mehmandars, der gerne den Hakim erreichen wollte, zu hören. Eine weitere Stunde Marsch brachte uns zu der ersten menschlichen Ansiedlung. Schon früher hatte uns ein Pfad auf sie gewiesen. Auf die Frage, wie alt sie sei, hörte ich, daß sie aus diesem Jahre stammte, im Winter ein reger Lokalverkehr über den Paß aufrecht erhalten wurde. Die Lasten wurden hinaufgetragen, dann hinuntergezogen und von der Schneegrenze ab auf Lasttieren weiterbefördert. Die einsamen Bergbewohner nahmen uns sehr freundlich auf. Zum ersten Mal konnte ich hier beobachten, daß Frauen einen Mann, in diesem Fall den Sohn unseres Malek, mit Handkuß begrüßten. Die Leute, wie eigentlich immer die allerärmsten, waren von einer rührenden, durch unseren Mehmandar leider mißbrauchten Gastfreundschaft. Obwohl sie alles brachten, was sie hatten, obwohl sie uns beschworen, noch eine Stunde dazubleiben, damit sie frisches Brot backen könnten, bestand der Mehmandar auf seiner Forderung, Zucker zum Tee zu bekommen, bis ich davon Kenntnis bekam und ihm diese Ungehörigkeit verwies. Die beiden Männer der kleinen Ansiedlungen und einige >Segschanedarmen<, von denen einer sogar ein Gewehr, aber seit Jahren nur 8 Patronen dazu besaß und noch nie daraus geschossen hatte, begleiteten uns bis zu der als Festung auf der Karte bezeichneten Stelle Tschaunichawak, einem ärmlichen kleinen Ort. Hier unterhielt der Emir 200 Soldaten, die angeblich den Reisenden Helfen und zu Schneezeiten einen Weg durch den Schnee treten müssen. Der Hakim oder Landrat war selbst zugegen, denn zwei Tage vorher hatte er Niedermayer empfangen. Eine nette Geschichte spielte sich nun ab. Im Bewußtsein seiner außerordentlichen Vollmachten hatte unser Risaldar (Rittmeister) den armen Bergbewohnern, die uns so freundlich aufgenommen hatten, versprochen, den bösen Hakim und seinen Mirza (Schreiber) in eine Strafe von 500 Rupien zu nehmen und den Leuten einen Teil dieser Strafsumme auszuhändigen. Gespannt harrete die ganze Gesellschaft des Ausgangs der nun folgenden Unterredung zwischen dem Abgesandten seiner Majestät des Emirs und dem Landrat. Der Hakim erschien mit großem Gefolge in einer wunderschönen grünseidenen pelzverbrämten Abbah, die allein durch ihre Pracht ihm ein entschiedenes Übergewicht für die folgende Erörterung gab. Der Risaldar war von vornherein unterlegen, denn seine Vorwürfe, die Gäste des Emirs falsch geführt zu haben, verschlugen nichts. der Hakim war von unserer

geheimen Abzweigung nicht unterrichtet und für das Scheitern unseres Reiseplans deshalb nicht verantwortlich zu machen. Das setzte er dem guten Risaldar auseinander. Als dieser merkte, daß er mit seinen schlechten Gründen gegen den tüchtigen Verwaltungsräuber nicht ankommen konnte, beschränkte er sich schließlich darauf, 100 Rupprien für die Wegführer zu erbitten, worauf sich, wie vorauszusehen, der Hakim nicht einließ, sich aber umso größere Mühe gab, uns gut aufzunehmen. Höflich stattete er mir auch einen Besuch in der rauchigen Erdkammer ab, wo früher der *Sadbaschi*, der Hundertführer der Arbeiterkolonne gewohnt hatte. Die Unterkunft war sicher die beste des Ortes. Dort unterhielt ich mich mit dem für afghanische Verhältnisse recht gebildeten Beamten ausgezeichnet. Seine Wissenschaft hatte er aus dem *Seraj-ul Akbar*, (>Die Leuchte der Zeitungen<, der einzigen in Afghanistan), ein Zeichen, wie außerordentlich gerade in unentwickelten Ländern die Presse wirkt. Er berichtete auch, daß der Paß von Chawak jährlich von etwa 40.000 Tieren, die von Turkestan nach Kabul gingen und 30.000, die von dort zurückkämen, begangen werde. Dank der fürsorglichen Maßnahmen des Emirs, sei er auch mit geringen Unterbrechungen, den ganzen Winter offen. Die Arbeiterkolonnen, die als Soldaten bezeichnet wurden, ausgehungerte arme Gesellen, bezögen 8,- Mark im Monat, wovon jeder, wie ich mich überzeugen konnte, eine mindestens sechsköpfige Familie ernähren sollte. Die von ihnen geleistete Arbeit ist dem Lohn entsprechend gering; sie besteht eigentlich nur im Feststampfen eines fußbreiten Stegs, wenn Neuschnee gefallen ist. Da dies nicht allzu häufig geschieht, könnte der Weg, der noch Ende Mai in gefährlicher Verfassung war, von 300 Mann ganz gut gehalten werden. Einen besonderen Zoll, die >Passage< nimmt der Emir nicht. Der Paß wäre ein guter Beobachtungsposten für den Weltverkehr. Um nur Einiges von dem Erfragten wiederzugeben, bleibt der über Indien nach Kabul und Afghanisch Turkestan gehende grüne chinesische Tee gegen den aus Rußland kommenden wettbewerbsfähig, obwohl er von Peschawar mindestens 40 Karawanentage bis Mazar-e-Scharif hat, gegen 7 - 10 von Samarkand. Zucker geht ebenfalls aus Indien nach Turkestan. Worauf diese Erscheinung zurückzuführen ist, konnte ich nicht feststellen, ebensowenig konnte ich mir die handelspolitischen Maßnahmen des Emir erklären. Seit einer Reihe von Jahren ist die Ausfuhr von Pferden, Wolle, Baumwolle, Schaffleisch und einigen anderen Landesprodukten aus Afghanistan verboten. Naturgemäß muß sich die Handelsbilanz des Landes immer weiter verschlechtern. Die Preise haben sich dabei im Lande selbst kaum verändert. Der Emir hat nur den Vorteil, für seine Armee und Fabriken einzelne Artikel billiger oder mindestens leichter beziehen zu können. Erst spät, gegen 21 Uhr, kam meine Karawane an. Da aber für ihre Unterbringung gut vorgesorgt war, konnte bald zur Ruhe gegangen werden. Beim Abendessen unterhielt uns das muntere Geschwätz eines usbekischen Dieners des Hakim, dessen Vater Kabuli war und der in seinem Großstädterstolz von den >Jagi<, den Bergbewohnern, nur mit Mißachtung sprach. Um die von einem 15-stündigen Marsch ermüdeten Tiere nicht allzusehr anzustrengen, wurde am **28. 5. 1916** erst um 6 Uhr aufgebrochen. Der Tag versprach für den Paß-Übergang günstig zu werden. Wenigstens war der Himmel bedeckt, was wir mit unseren blutigen Lippen und aufgesprungenen Gesichtern freudig begrüßten. Der erste Anstieg von etwa einer Stunde bot keine Schwierigkeiten. Erst nach der Schutzhütte, auf deren Dach der Emir sich zu Ehren eine Marmortafel hat anbringen lassen, begann der ewige Schnee. Eine große Anzahl gefallener Tiere säumte die Straße. Sie hat eine Geier- und eine Adlerart gezogen, die ihresgleichen suchen. Auf einem Kadaver saßen nicht weniger als zwölf dieser scheußlichen

Riesenvögel, die bei unserer Annäherung in großen Sprüngen abritten. Ihre Bewegungen waren genau die eines Känguruhs. Ich schoß später ein Tier, das 4,50 m klappte, einen greulich bläulich-stachligen Hals besaß und ekelhaft schmutzig war. Die Adlerart hingegen war prachtvoll, kaum kleiner, mit gewaltigem Schnabel, stärkerem Hals und einem eindrucksvollen Auge. Das Tier wirkte wie die verkörperte Herrscher- und Tatkraft: Ein richtiger deutscher Reichsadler oben auf dem Hindukusch. Der Schnee war inzwischen tiefer und das Wetter düsterer geworden. Die Menschen, die vom Paß herunterkamen, sahen immer geisterhafter aus. Da zogen ganze Familien mit Rindern, Kindern, Eseln und Schafen. Die kleinen Kälber hatten zum Schutz gegen die Kälte Bauchbinden um, zum Teil auch richtige Strümpfe an den kleinen Füßen. Die eben erst geborenen Menschen waren wie die Rinder in Churdjin (Packtaschen) verpackt, ältere Menschenkinder aber zogen barfüßig durch den Schnee. Dort marschierte ein Blinder, von einem Buckligen geführt, wie sie sonst nur die Fabel beschreibt. Ein Schneegstößer und Hagel setzten ein. Durch ihn schien ein Leichenzug dahinzuziehen, eine Reihe Geistergestalten, langbärtig in weißen Hemden. Ihn beschloß wieder ein Blinder, den diesmal ein Fakir führte. Trotz der Eiseskälte trug der Mann nichts als einen zerfetzten Schurz um die Lenden und eine große Kachel um den Hals. Sie mußte natürlich auffallen. Ich sah sie mir an und bat ihn, mir dieses Kleidungs- und Schmuckstück abzulassen. Der Fakir zögerte mit der Erklärung, sie käme von einem Ziarat [Pilgerfahrt] in Mazar-e-Scharif, einlenkend fügte er hinzu, er besäße aber noch mehr von der Art. Das Ding war hübsch farbig, aber neu und wertlos. Der Fakir öffnete eine ganz zerflederte Schaffelltasche, die er auf dem Rücken trug. Ich wollte aber das Stück, das er um den Hals hatte; er gab es auch willig für eine Rupie. Auf der Paßhöhe mehrten sich die gefallenen Tiere, meist Esel. Es gab in dieser Eisesöde ganz greuliche Bilder. Von einem Gerippe wehte der allein gebliebene Roßschweif im Winde. Bei anderen Tieren hatten die Geier wegen Überbürdung ihre Arbeit nicht gründlich tun können und die Gefallenen nur innen ausgenommen. Aus eingefallenen Augen schauten die vertrockneten Leichen die Reisenden vorwurfsvoll an. Auf der Paßhöhe mühten sich einige Dscherwardare um ein gefallenes Kamel. Wie wir Europäer nun einmal sind, konnte ich nicht vorübergehen ohne zu helfen. Das blieb den Soldaten meiner Eskorte und auch Seyed Ahmed, der uns doch kannte, gänzlich unverständlich. Der Abstieg mußte die Tiere, besonders die schwer beladenen Maultiere noch mehr mitnehmen als der Aufstieg, wo eigentlich nur die tiefen Löcher von hunderten gleichgesetzter Tritte gefährlich waren. Ein Übergang über den Hindukusch wäre für eine Armee, auch während der kalten Jahreszeit, außerordentlich schwer und wahrscheinlich nur gegen Afghanen möglich (Kaum gegen ein europäisches Heer). Beim Abstieg wurden die Lüfte schnell und merkbar linder. Trotzdem blieb die Vegetation noch weit hinter der vor dem Gebirge zurück. Die Sträucher standen noch in den Knospen und die Hälmlchen ragten kaum aus der Erde. Gegen zwei Uhr landeten wir in Dascht-e Schir. 9 Kuruh = 26 km, davon 10 km über Schnee. Im Robot (Rasthaus) sollte uns eine große Freude bevorstehen. Wir fanden dort einen kleinen Hadji, einen Usbeken, der uns gleich beim Versorgen der Pferde an die Hand ging. Röhr sprach mit ihm türkisch, und bald war die Freundschaft geschlossen. Er und sein Onkel wurden dann von uns zum Tee eingeladen. Beide wußten viel und Eigenartiges von ihrer Mekkafahrt zu erzählen. Die ganze Gruppe war vor dem Kriege über Stambul nach Mekka gereist. Von dort hatten sie bei Ausbruch der Feindseligkeiten nicht mehr über die Türkei zurückkommen können und waren deshalb nach einem vielmonatigen Aufenthalt in der heiligen Stadt

schließlich nach Bombay und mit Hilfe des muslimischen Komitees über Peschawar nach Kabul gekommen. Hier hatte ihnen der Emir Mann für Mann 40 Rupien für die weite Reise überreichen lassen. So zogen sie mehr oder weniger bettelnd durch die Lande. Aus Mekka erzählten die Leute viele aufschlußreiche Kriegsnachrichten, die dort täglich hingelangen. Alles war voller Begeisterung für die Türken und Deutschen. Auch dort war schon bekannt geworden, daß die Deutschen in Afghanistan eingetroffen seien. Als ich am Abend wieder ins Zelt kam, hatten sich drei lustig durcheinanderzwitzchernde Pfleglinge eingefunden, als dritte Hadidje, ein Mädchen, das ich schon vorher gesehen hatte. Ich wunderte mich, daß sie nicht verschleiert war. Im Zelt sah ich, daß sie höchstens zehn Jahre alt sein konnte. Die Kinder blieben zum Abendessen bei uns; es war eine wahre Wonne, sie mit den kleinen Fingern in den Reis fassen zu sehen und ihrem Schwätzen zuzuhören. Schließlich ließen wir alles, was in unserer Küche war, für die Angehörigen anfahren. Jetzt stellte sich heraus, daß die Kinder drei verschiedenen Familien angehörten. Es war reizend, dem Teilungsgeschäft, das natürlich die allen überlegene Hadidje vornahm, zuzuschauen. Sie drittelte den Reis, legte alles Fleisch auf einen Teller und teilte es dann den Reisportionen zu. Plötzlich waren die Kleinen verschwunden, um kurz darauf mit den wohlgesäuberten und geputzten Platten wieder zu erscheinen. Beim Essen wie beim Trinken nahmen die Kinder in reizender Weise Rücksicht aufeinander: Eine wahre Wohltat nach mancher Rohheit, die ich in Afghanistan erlebt hatte. Hadidje wurde dann zum Singen aufgefordert, erklärte aber, daß sie es nur vor Verwandten täte, vor uns schicke sich das nicht. Dagegen mußten die Jungen alles, was sie in Mekka gelernt hatten, vortragen, auch türkische und persische Sprüche, die die Schönheiten Samarkands und Bucharas priesen. Es war vielleicht der erquicklichste Abend, den ich in Afghanistan erlebt habe.

Am nächsten Morgen, den **29. 5. 1916** nahmen wir die Hadjis auf unseren Ersatzpferden mit. Die drei Familien hatten beschlossen, mit uns zusammen zu wandern, weil sie nur, so lang sie mit uns waren, von den Afghanen gut behandelt wurden. Nach einem kurzen Marsch durch das sich erweiternde Tal in [.....] kamen wir etwas nach 11 Uhr in Naubahar (Neuer Frühling) an. Den ganzen Tag über pflegten wir uns. Wir badeten im Andarab-Fluß, dessen Wasser, weil es zur Bewässerung diente, warm, dafür aber getrübt war. Im Mansel erlebte ich zunächst, wie unser Mehmandar einen Mirza (Kreissekretär), der keine Vorkehrungen für uns getroffen hatte, prügelte, am Bart zerrte und trat. Am Abend mußte ich nochmals Beschwerden der Bevölkerung entgegennehmen. Ein Dankgebet für uns Allmächtige und die Rückgabe des geraubten Pferdes erledigten die Beschwerde, auf die wiederum der arme Beschwerdeführer, ein schwindsüchtiger alter Mann, noch dazu in meiner Gegenwart geschlagen worden war. Ich warf den Mehmandar beinahe vom Dach herunter und lud den Geschlagenen zum Tee ein. Am Abend machte mich die Gegenwart der Kinder wieder ganz glücklich. Alles Menschliche, was ich hatte verlernen müssen, kam wieder in mir herauf. Gegend fruchtbar. 4 Stunden Marsch = 8 Kuruh = 24,5 km. Da zwei Mansel auf einmal zurückgelegt werden sollten und die Nacht durch Flöhe, Hunde und Soldaten gleichmäßig gestört worden war, erst nach 5 Uhr abmarschiert.

**30. 5. 1916** Die Straße bleibt gerade. Mein Gaul eilt sie im Schnellschritt hinunter und hält ihn bis zum Ende des Anderab-Tales ein. Dort holte der Mehmandar mit einer großen

Kavalkade auf. Bei den Leuten befand sich ein alter Mirza namens Choda Derwisch Khan mit einem ausnahmsweise ehrlichen Gesicht. Er lud mich mit einer solchen Herzlichkeit zum Frühstück bei sich ein, daß ich ihm zusagte. Wohl 1 1/2 Stunden unterhielt ich mich in seinem Hause über Verwaltung. Dann gab ich den Leuten eine sofort richtig verstandene Darstellung unserer Rechts- und Verwaltungsgrundsätze. Das löste die Herzen, allerhand Beschwerden wurden vor uns laut: Über den *Ghulam Batscha*, der Pferde geraubt, die Leute geschlagen und dem Padischah *bad nameh* (Unehre) gemacht habe. Schließlich wurde mir ein Wolfsfell geschenkt und ein Dolch angeboten, den ich aber ausschlug. Die Unterredung gab mir einen Einblick in das von unserem Mehmandar befolgte System, der einmal von seiner Regierung und der Hauptkarawane mit Geld und Lebensmittel ausgestattet, diese von der Bevölkerung requirierte und schließlich noch gegen Quittungen, Bargeld von den Hakims und Defferdaren einzog: Die geehrten Gäste waren ein dreifaches Geschäft. In Tal-e Mirghazi langten wir nach 1 1/2 stündigem Aufenthalt im Haus des Mirza an. Um 9 Uhr passieren wir einen Nomadentrupp. Ein Häuptling brachte mir von weitem kommend eine Schüssel Durug. Nachdem ich getrunken, wurde meinen Pferden Wasser über den Kopf und mir über die Kleider gesprengt. Über einen etwa 600m hohen, langsam ansteigenden Kotal gelangten wir in das reiche, von Nomaden bevölkerte Yarmtal. Ein schöner Hengst riß sich los und attackierte auf 300 m die Karawane. Als wir bei den Stuten vorbeikamen, waren unsere Hengste, besonders mein Fuchs, kaum zu halten. Bis dahin 12 Kurrur = 39 km, an 14 Uhr.

31. 5. 1916 Unsere Kleinen haben uns auch während der Nacht nicht erreicht. Der für sie aufbewahrte Milchreis hatte vergebens auf sie gewartet. Nicht dagegen auf die Katzen, die sich in der Nacht in unserem Zelt einstellten. Zeitweise liefen ihrer fünf durcheinander, so daß ich schließlich Licht zu machen und zweimal zu schießen gezwungen war. An Schlafen war schon wegen des Ungeziefers nicht mehr zu denken. Meine Jagd war vergeblich, erst am Morgen sollte die süße Rache kommen. Zu meinem Schreck fand ich eine große Laus, die mit Wollust hingerichtet wurde. Da die kleinen Hadjis nicht gekommen waren, so beschlossen wir zu warten und die Lasten vorzuschicken. Einer der guten Maleks vom Yarm aber nahm uns die Mühe ab und versprach, die Kinder selbst auf zwei Pferden in unser nächstes Quartier zu bringen. Der Weg hatte heute einen anderen Charakter. Während wir am Tag vorher durch ein weites offenes Tal geritten waren, ging es nunmehr schon durch die merkwürdig gestalteten Vorberge. Senkrechte Brüche des Gebirges. Der Quarz mit Kalk gemischt. Viel Ackerland und Bäume, aber nirgends Häuser zu sehen. Unterwegs begegneten wir zahlreichen Nomaden-Familien, die ihre runden Mattenzelte zumeist auf Kühen verladen hatten. Die rund gebogenen Reben waren auf dem Rücken der Tragtiere so angebracht, daß die offene Seite gen Himmel stand. Die Frauen saßen zu Pferde, die Männer steuerten bis an die Brust im Wasser das Vieh durch die vielfachen Flußübergänge. Manchmal war der Strom so reißend, daß Kühe und Esel sicher fortgerissen worden wären, hätten die Männer sie nicht durch den Strudel mehr getragen als gerissen. Nach vier Stunden weitete sich die Landschaft. Zum ersten Mal seit einem Jahr stieß sich der Blick nicht unmittelbar am Hochgebirge. Dieser Umstand löste ganz heimatliche Empfindungen aus. In Nahrim wurden wir sehr freundlich vom dortigen Hakim aufgenommen. Als besondere Aufmerksamkeit ließ er mir einen Tisch in den Garten stellen, deswegen die gute Schrift. Auch seine persönlichen Teppiche hatte er ausgebreitet und unserm Mehmandar, der meine Empfindlichkeit kannte,

versichert, daß sie flohfrei seien. Hautreize bewiesen mir das Gegenteil. Aber wenigstens hatte man meinem Gastgeber die Teppiche nicht zu nehmen gewagt. Der Risaldar benutzte wie so oft die Gelegenheit, sich auf die Freundschaftsversicherungen des Hakim ein Pferd zu sichern. >Gewiß, gewiß<, antwortete jener, >Du wirst es ja sicherlich bezahlen oder zurückgeben.< >Warum denn nicht?< >Ich, Dein Freund werde Dir schon eins besorgen, Du mußt es Dir aber selbst aussuchen.<

**1. 6. 1916** Die Kinder sind nicht mehr gekommen. Sie mußten, ohne von uns Abschied zu nehmen, den Weg verlassen. Nach einer, trotz aller vorher getroffenen Vorsichtsmaßnahmen geplagtesten Nächte, standen wir um 3 Uhr auf. Um 4 Uhr bereits aufgepackt, den Risaldar erwartet. Als er um 1/2 5 Uhr nicht erschienen war, aufgebrochen. Der Weg führte zunächst durch stark hügeliges Brachland. Nach einer Stunde senkte er sich zur Ebene, die soweit der Blick reichte, mit Futterkräutern und Gerste bestanden war. Wir hielten uns nach der Wegkreuzung (Burka), wo ein Landweg nach Khanabad führte, rechts, das heißt in nordöstlicher Richtung am Fuß der Vorgebirge des Hindukusch. Gegen 9 Uhr trat er in seiner ganzen Größe und Schönheit hervor. Das flache fruchtbare Land war von Hunderten schwarzer und weißer Zelte der Usbeken besät. Ab und zu kamen uns Reiter auf Stuten entgegen, die unsere Hengste furchtbar aufregten. Auf dem ganzen Weg war eine mittelgroße Schildkrötenart so zahlreich zu finden, daß die Felder wie mit Steinen übersät aussahen. Auch Schlangen konnte man ab und zu beobachten. Um 10 Uhr sprengte von Ferne, an seiner weißen Tellermütze kenntlich, ein höherer Beamter heran, saß ab und begrüßte uns. Wenige Minuten später kamen wir zu einer großen Quelle. Auf die Bitte um Wasser durfte ich zu meiner Freude feststellen, daß dort von unseren Gastgebern ein längerer Aufenthalt vorgesehen war. Ein Zelt und - aufmerksamweise eine Klosett wand waren aufgeschlagen. Der Tee mundete köstlich, ebenso das ganz herrliche, gehaltvolle Wasser. Eine große Herde der in Afghanistan seltenen Maultiere, von denen es aber hier allein etwa 5.000 geben soll, erfreute das Auge. Ich ließ es mir nicht nehmen, auf die Weide zu gehen und mir die zum Teil sehr stattlichen Tiere anzusehen. Durch die Maultierzucht war ziemlich viel Eselsblut in die Herde gekommen. Als unsere Maultiere eingetroffen waren, entwickelte sich ein reges BADELEBEN. Mir folgte, nach dem er gründlich gefrühstückt hatte, Asgher. Schließlich noch ein Soldat, auch eine abgezehrte Leiche. An mir selbst konnte ich übrigens beobachten, daß mir Afghanistan nicht gut bekommen ist, denn so dünn wie augenblicklich bin ich seit meinem 17. Lebensjahr nicht gewesen. Etwas nach 14 Uhr brachen wir auf. Reiter mit den Zelten eilten uns voraus. Wir kamen an einem großen Dschungel vorbei, wo neben viel Wildschweinen auch Panther sein sollten. Unerwartet früh kamen wir in Ischkamisch an. Die Bevölkerung stand stumm und ehrerbietig. Die Leute hatten noch nie einen Europäer gesehen. Wir gingen auf Entdeckungsfahrt. Denn in der ganzen Gegend waren Erhebungen zu sehen, die nur von alten Anlagen herrühren konnten. Die gleich nördlich des Marktfleckens liegenden hatten folgende Gestalt. Einen Kilometer nordöstlich dieser Anlage muß sich zu Füßen eines Gebirgsausläufers eine zweite vielleicht noch größere Stadt befunden haben. Hier ungefähr die Form, die sich noch heute vom Boden abhebt.

*Hier fehlt die Skizze, die mit dem Manuskript verloren gegangen ist*

I ist von einer etwa 3 Meter hohen Erhebung umwallt. Die Einwohner wußten nur zu berichten, daß eine sehr alte Stadt dort gestanden haben sollte, wann konnten sie nicht sagen. Einige führten sie auf Dschingis-Chan zurück, der für alles Alte herhalten muß, andere schrieben sie den letzten Freifürsten von Badakschan zu. Ich hatte drei Ziegelproben mitgebracht. Ton- und Eisengefäße sollen zahlreich gefunden werden, seltener Münzen. Auch über die Funde konnte ich nichts Näheres erfahren.

Der 2. 6. 1916 war zum Ausruhen für die Tiere und einen Ausflug ins Gebirge bestimmt. 1 1/2 Stunden ungefähr stiegen wir 700 - 800 Meter in einem Tal an und konnten uns trotz der wachsenden Sonnenwirkung der merkbaren Kühle in den höheren Regionen erfreuen. Unterwegs boten uns usbekische Soldaten Durug (Sauermilch) an. An unserem Rastplatz, von dem aus wir eigentlich einen Jagdzug hatten unternehmen wollen, hatten vorausgeeilte Dorfbewohner Kelims ausgebreitet und zwischen den Bäumen gespannt. Der zweite Tschai wurde dort eingenommen und nach einem kurzen Schlaf ein dritter. Als man mich um die Erlaubnis bat, einen prachtvollen, kläglich blökenden Hammel für einen Kebab zu töten, gab ich diese Erlaubnis nicht und glaubte damit, einem braven Tier für einige Zeit das Leben gerettet zu haben. Eine Stunde später sollte ich eines anderen belehrt werden. Die guten Tadjiks, denn es waren Tadjiks und keine Usbeken, hatten die Ablehnung des Hammels als Aufmerksamkeit aufgefaßt. Sie meinten, ich hätte den Wunsch, in ihrem Haus zu Gast zu sein und den Hammel nur in ihren Zelten zu verzehren. So hatte man wiederum im Freien einen schönen Festplatz angelegt, die bekannten Flohkelims ausgebreitet und eine Sonnenschutzwand errichtet. Es gab eine Suppe und zwei Hammel. Die grüne Hammelsuppe mundete vorzüglich. Von den Hammeln selbst konnte ich nicht mehr viel essen. Ich sagte den zum Niedersitzen und Mitessen Eingeladenen ein paar Worte. >Ich freute mich nicht nur ein Gast der afghanischen Regierung und ihres Hauptes, sondern auch der Bevölkerung zu sein, für die wir als besondere Freunde und Verbündete des Islam von alters große Vorliebe besäßen<. Auf dem Heimweg zackelte mein Fuchs ganz füchterlich hinter drei Stuten her. Ich kann die armen Tiere so gut verstehen. Wie schwer muß die Junggesellen wider Willen eine Reise durch das Land der Stuten ankommen. Den Abend mit Gesprächen über Regierung und Verwaltung verbracht. Ich befragte den Sirdar über seine Tätigkeit in Rustak, wo er fünf Jahre Landrat gewesen war. 20 km im Gebirge.

3. 6. 1916 Die Reise durch das Hakimat Ischkamisch glich einem Triumphzug. Schon nach 5 - 6 km gegen 7 Uhr wurde ich gebeten, vom Wege abzuweichen und >meine Beehrung in ein benachbartes Dorf zu tragen<. Lang vor dem Dorf empfing uns abgesehen der schon vom Tage vorher bekannte Dorfchef, ein Mann ganz nordischen Aussehens mit rötlichem Vollbart, blauen Augen und einer gewaltigen Hakennase. Er ritt nach der ersten Begrüßung fort, seine Dorfleute aufzustellen. 50 Mann in den drolligsten Kostümen aus russischen geblühten Kattunen machten auf Kommando ihren Salam und schwenkten dann militärisch ein, um uns vor das Dorf an einen schattigen Platz zu geleiten. Die Wege dorthin waren glatt eingeebnet, die Brücken instandgesetzt, Mauern eingelassen, kurz, wir wurden wie die Könige empfangen. Als altes Reitervolk hatten die Tadjiks die schöne Sitte, sich sofort der Pferde anzunehmen, die Steigbügel zu halten und nur abgesehen zu grüßen. Auch hier ließen sich einige passende Worte nicht vermeiden. So sagte ich dem Dorfchef Freundlichkeiten über das zuchtvolle und



höfliche Benehmen seiner Dorfleute, man könne alsbald bemerken, daß er aus einer Soldatenfamilie sei, - ich hatte gehört, daß sein Vater Rittmeister unter Abdur Rahman gewesen sei -, ich wünschte, daß sein Sohn auch ein tüchtiger Soldat werde. Auf diese Worte rief er zu meinem Erstaunen einen fast 40jährigen bärtigen Mann heran und stellte ihn als seinen Sohn vor. Es wurde mir schwer, an meine Voraussage zu glauben. Der Weg wurde von hier aus immer vielgestaltiger. Er erhob sich langsam zu einem etwa 300 m hohen Kotal, fiel dann aber 700 Meter zum Tal des reißenden Bangi-Flusses ab, von dessen zerklüfteten Ufern aus tiefer Längsschichtung Steine in großen Mengen gewonnen werden. Am Flußufer wurde eine neue Rast gemacht. Aufmerksam wies man mich auf die Badegelegenheit hin. Das Wasser war aber schmutzig und der Umstand groß. So verzichtete ich zunächst. Da unser Mansel, wie sich plötzlich herausstellte, entgegen den Erklärungen des Risaldar sehr nahe war, wurde er gehörig gerüffelt und sofort der Quartiermacher zu dem 14 Kuruh entfernten Mansel vorausgeschickt. Tausend Einwendungen und fast ebenso viele Kotals halfen dem Herrn Risaldar nicht. Zu allem sagte er schließlich nur *>be tschaschm<* (bei meinem Auge). *>Ich mache alles, was Ihr wollt<*. Schließlich blieb ihm ja auch nichts anderes übrig. Gegen 13 Uhr langten wir am Tagesziel, dem Sitz des Hakims (Landrat) und seiner Behörde, vor der er täglich Steuersitzungen abhielt, an. Chal 6 - 7 Kuruh = 22 - 26 km. Große zusammenhängende Steinsalzlager erstrecken sich von Tschal bis Ischkamisch. Das Vorkommen zieht sich in östlicher Richtung über 15 km in 2 - 2,5 km Breite und einer außerordentlichen Tiefe hin. An freien Talstellen habe ich eine Mächtigkeit von 300 m beobachtet. Das gleiche Salzlager kam aber auch 600 m tiefer vor. Bis über Namakab hinaus. In derselben Richtung verfolgt taucht das Salz in der Nähe von Rustak und jenseits des AmuDarja auf. In Afghanistan gibt es geringe Meersalzvorkommen noch in der Nähe von Kandahar, Steinsalz jedoch nicht. Das Salz wird im freien Tagbau in der Weise gewonnen, das aus großen Balken einzelne flache, als Lasten geeignete Streifen geschlagen werden, von denen je zwei kleinere eine Eselslast, zwei größere eine Pferde- oder Kamelslast ergeben. Der Bruch wird in Säcken verpackt und auf Kamelen befördert. Das Salz ist Regal, daher Eigentum des Emir. Es wird am Entstehungsort an die Frachtführer verkauft, und zwar 12 Ser (1 Ser = 7 kg) für eine Rupie gegen früher 10 für eine Rupie unter Emir Abdur Rahman. Der Verkaufspreis in Kabul beträgt für zwei Tcharak (1 Tcharak = 1,8 kg) eine Rupie, also das 24fache. Das Einkommen, das der Emir aus dem Salzvorkommen bezieht, übersteigt einen Lakh (100.000 Rupies). Unter seinem Vater, der die Salzeinfuhr aus Indien verboten hatte, war es doppelt so hoch. Ein guter Häuer fördert eine halbes Charwar (1 Charwar = 565 kg) und verdient bei angestrengter 8- Stunden-Arbeit kaum 1/2 Rupie. Unterschleife scheinen nicht selten zu sein. Ein Teil des Salzes wird auch als Sole gewonnen, die am Fuß des Berges zutage tritt. Der durch Verdampfen gewonnene Teil ist aber nur ein Bruchteil der Gesamterzeugung.

**4. 6. 1916** Von Chal begleitet uns der wirklich sehr dienstwillige Serdar Abdul Hakim eine Stunde Wegs mit seiner gesamten Mannschaft, dann galoppierte er voraus, ließ seine Reisigen aufmarschieren und entbot ein Abschiedssalam. Es blieb mir nichts anderes übrig, als dem Serdar eine kleine persische Ansprache ins Ohr zu flüstern, die ich ihn zu wiederholen bat. Eine derartige Wiedergabe meiner Worte wurde meist mit der Bemerkung eingeleitet: *>Der Sahib hat die Liebenswürdigkeit zu befehlen<*. Dann waren wir für einen halben Tag allein. - Nach soviel Unterwürfigkeit auch eine Erholung. Ein ziemlich schwerer Kotal war

zu überwinden. In einem Flußlauf stiegen wir 700 - 800 Meter. Glücklicherweise war es stark neblig, so daß die Tiere nicht allzusehr mitgenommen wurden. Ich hatte zum ersten Mal probiert, des morgens ein wenig Rauhfutter und keine Gerste zu geben. Um 10 Uhr machte ich auf der Paßhöhe, wo ein sehr rauher Wind wehte, eine 1 1/2 stündige Pause. Pferde und Maultiere fraßen mit Eifer und waren nach dem Frühstück recht frisch und gehlustig. Die Maultierkarawane, von einem Eingeborenen geführt, war einen bequemeren Weg gegangen. Am Ausgang des Tales hatte ich jenseits des Flusses schon wieder Reiter beobachtet, die anscheinend uns zu empfangen beabsichtigten. Wir machten uns nach einer kleinen Rast auf, die Brücke zu suchen, die mit Recht den Namen Tang-e Pul (die schmale Brücke) führte. Dort hielt die Reiterschar, an der Spitze seiner Leute ein junger Mann in schlecht sitzendem Tropenhut, mit einem Busch am Pferde und einem Fliegenwedel in der Hand. In einem eigens aufgeschlagenen Zelt wurde der Tee eingenommen. Dabei lernte ich durch eine unvorsichtige Bemerkung Röhrs den >Mir<, den früheren Besitzer der Landschaft Farkhar (seinen und des Hakim Wohnsitz), kennen. Er übt auch heute noch Verwaltungsfunktionen und genießt große Vorrechte, wie Steuerfreiheit und andere mehr. Da wir noch drei Stunden zu reiten hatten, hielten wir uns nicht lange auf. Durch ein ödes Tal und über einen kleinen Paß näherten wir uns unserem Ziel. Die ganze Länge des Tales fließt ein salziges Wasser, ein Zeichen, daß die täglich vorher beobachteten Lager auch hier noch weitergehen. Unterwegs hörte ich, wie der Hakim seine Lebensgeschichte laut einem Soldaten erzählte. Er stammte aus der Familie Dost Mohammeds<sup>28</sup>, war mit seinem Vater nach Samarkand verbannt, wo er bis zu seinem neunten Lebensjahr lebte und später vom Emir zurückgerufen wurde. Er war zunächst in der Karkhana (Fabrik) angestellt und seit einem Jahr Landrat. Als solcher bezog er 1.400, als Kommeidan 1.200 und als Mitglied der königlichen Familie eine Apanage von 400 Rupies. Nachdem wir uns in Kischlaq Ak Bolaq, 1/2 Stunde von dem auf der Karte eingezeichneten Kalafgan türkisch mit den sehr liebenswürdigen Bewohnern unterhalten und den Mehmandar auf die schönen Pferde des Ortes gehetzt hatten, gingen wir, uns einen Transport Armeepferde, die gerade auf dem Weg nach Kabul waren, anzusehen. Ich war über den guten Durchschnitt der leichten Tiere mit starker Kruppe, die uns ein alter Hauptmann aus Faizabad zeigte, ebenso erstaunt wie erfreut. Die Pferde sahen sogar gut gepflegt aus. Welch trauriges Schicksal steht ihnen bevor.

Von Kalafgan bis Mesched 4 Stunden im allgemeinen in stark abfallendem Gelände marschiert. Auf der Brücke von Mesched fiel eine große Maultierlast ins Wasser und wurde von den trüben Fluten mitgerissen. Eine gehörige Standpauke für Asgher war die Folge. Der von mir ausgelobte Preis von 10 Rupies brachte aber am Nachmittag die Last wieder ein. Ein Mann hatte sie gefunden und bis über die Brust im Wasser watend gerettet. Er glaubte nicht daran, daß er das Geld wirklich erhalten werde, besonders da ein Soldat zugegen war, der es ihm, wie er annahm, streitig machen würde. Nach einem kurzen Verhör erhielt der Soldat drei, der Landeseinwohner sieben Rupien. Als das salomonische Urteil bekannt wurde, brachen die Umstehenden in ein Dankgebet aus. Dann erschien ein kranker Mollah, der uns Gästen ein krankes Schaf und einen Zuckerhut brachte. Hierauf kamen Reisende zum Salam. Ferner erlebte ich eine Prügelszene, wo Malik Mohammed sich das Hemd zerriß und heulend bei Gott seine völlige Unschuld beteuerte. Selbst an diesem friedlichsten aller Tage ein

<sup>28</sup> Dost Mohammed, genannt 'Amir-e-Kabir', der große Emir (1792-1863), war Emir von 1835-1838 und von 1843 -1863; erster Herrscher der Barakzai Dynastie.

buntes Kaleidoskop. Am Abend machen wir einen Besuch beim kranken Mollah, der uns das rotznasige Lamm und einen Zuckerhut verehrt hatte. Er wohnte an einem stillen Ort unter nur guten Menschen. Es wurde gerade zum Abendgebet gerufen. Nachdem man schon die Lichter gebracht hatte (englische und russische), erschien er umgeben von einer großen Anhängerzahl, auf deren Arme er sich stützte. Ein richtiger Amfortas. Wir fanden in ihm einen sehr gebildeten, fein aussehenden Mann mit zarten Händen und Füßen und klugem Gesicht. Ein dünner Mongolenbart ließ ihn wie einen Philosophen auf alten chinesischen Bildern erscheinen. Ihm war offensichtlich daran gelegen, über den Ausgang unserer Mission etwas zu erfahren. Ich rühmte die Selbstständigkeitspolitik Abdur Rahmans, zu dessen Zeiten er in Kabul gewesen war, sprach die Hoffnung aus, daß sich der Traum aller großen Muselmanen, ein Reich des Islam zu sehen, doch noch vielleicht nach dem Kriege verwirklichen würde. Ich entnahm seinen kurzen Bemerkungen, daß er verstanden hatte.

**6. 6. 1916** bis Doraim 2 Kotals 13 Kuruh, sehr schwerer Weg. Der heutige Marsch erforderte ein gutes Herz. Von Mesched führte der Weg soweit eine solche Bezeichnung außerhalb der Umgebung Kabuls überhaupt anwendbar ist bergan. Drei Stunden dauerte der Anstieg, bis ich in einem kleinen Tal für die Tiere eine Futterpause einlegte und für mich eine Badegelegenheit suchte. Es dauerte auch keine zwei Minuten, so schlief die gesamte Begleitmannschaft einschließlich des Risaldar. Nach einer Stunde ließ ich den Leuten von Seyed Ahmed, der ja in solchen Dingen als Afridi Übung hatte, die Karabiner wegnehmen, in den Lasten verstecken und aufpacken. Dann zogen wir los. Die Schläfer blieben liegen. Erst nach einer ganzen Weile wachte der Rittmeister auf und eilte hinter uns her. Seine Leute aber suchten die Flinten in den Feldern. - Nach dem ersten kam ein zweiter noch saftigerer Kotal. Nachdem wir einen Fluß durchfuhrt hatten, stiegen wir etwa 3 1/2 Stunden scharf an; wohl eine der größten Anstrengungen unserer bisherigen Reise. Unterwegs fand ich ein Messer und eine Börse mit 8 Rupies. Der Mehmandar behauptete alsbald, sie gehöre einem seiner Leute und bat sie sich aus. Wir fanden aber den Besitzer der Sachen, einen Mollah, eine halbe Stunde später am Wege sitzen. Um 14,30 Uhr rückte ich im Quartier ein. Die zunächst noch anwesenden Leute verkrümelten sich bald. Ja, es war bis zum Abend nicht einmal Brot zu bekommen: Eine Folge der Erpressungsmaßnahmen des Mehmandar. Da noch andere Beschwerden einliefen und mir die Soldaten, die ich heute auch nicht gerade glimpflich behandelt hatte, erzählten, daß er in jedem Dorf von jedem Hakim oft mit Erfolg Erpressungen versucht hatte, nahm ich ihn mir tüchtig vor, so daß er schließlich in ein langes Gebet für meine Gesundheit und das Wohlergehen des Deutschen Reiches ausbrach. (Die Soldaten hatte ich, weil sie den wiederholten Befehlen ihres Rittmeisters entgegen zu Pferde blieben, mit ihren Kantschin [Knote] verhauen).

**7. 6. 1916** Von Doraim führt der Weg langsam ein Kotal in die Höhe. Ein gütiger Himmel hielt sich bedeckt. Die gut ausgetretene Straße bot nichts Bemerkenswertes. Ab und zu kamen Wanderer, die mit einem kleinen Bündel den langen Weg nach Masar-i-Scherif oder gar der Hauptstadt Kabul vorhatten. Unser armer Rittmeister war ganz von der Frage besessen, ob er nicht reiten dürfe. Immer wieder kam aus seinem Munde *>Edjazed hast, ra awar<*. *>Ist Erlaubnis vorhanden, der Weg ist eben<*. Natürlich bewegte sich die Straße wie stets in Steigungen bis zu 20 Grad. Ich fragte, *>ist dieser Weg nach Deiner Meinung eben?<*

> Ja<. Ganz orientalisches nahm ich eine rote Mohnblume und fuhr fort: >Diese Blume ist grün<. >Ja<, sagte der Rittmeister. >Was, grün, siehst Du die Farbe nicht?< > Doch, die Blume ist ein grünliches Gewächs, ihre Farbe ist rot<. Über eine halbe Stunde mußte er noch zu Fuß gehen, obwohl er bei jeder Wendung versicherte, jetzt sei der Weg eben. Seinen Soldaten war er schon lange eben erschienen, denn trotz strenger Befehle, die durchzuführen sie sich bemühten, ritten sie kühn die Berge hinan. Einmal noch ließ ich sie durch ihren Vorgesetzten verwarnen, ein zweites Mal sah ich sie erst fragend an und zog, als sie auf den Pferden blieben, die Pistole. Ab stiegen sofort die Helden. Warum mußte ich durchaus an der Erziehung des afghanischen Volkes mitwirken? Dem ersten, der einmal über Fußschmerzen zu klagen anfing, entriß ich die Peitsche und schlug ihn und seine Kameraden grün und blau. Behende fing er dann seine eigene Kantschin wieder auf und marschierte dann frisch weiter. Seitdem behandelten mich die Geprügelten mit besonderer Ehrerbietung. Die höchste Höhe des Passes wurde bequem gegen 9,30 Uhr erreicht. Durch ein schönes, nicht allzu weites Hochtal konnte ich einen schlanken Trab anschlagen. Kurz vor einer kleinen Steigung wurden wir vom ersten Vorboten des >Djörneel< (General) erreicht. Er stieg ab, um uns vertraulich die Hand zu schütteln. Dies hatte der Mann in Kabul gelernt, wo er früher als >Arde-  
*li*< as Chode Emir Sahib gedient hatte. Oben zeigte sich, wieviel Faizabad unter der von uns im allgemeinen gehaltenen Höhe lag. Wir mußten sicher nicht weniger als 1.200 m heruntersteigen. An einer Wegbiegung kam uns eine weitere Begrüßungsgruppe entgegen. Ein junger Mann in weißer Hose sprang vom Pferd und ergriff unsere Hände. Später stellte sich heraus, daß er der Halbbruder unseres Wegführers war. Den Zweck seines Kommens sollte ich bald erfahren. Er fragte nämlich denkwürdigerweise, wie ich mir meine Begrüßung wünsche, ob drei, zwei oder eine Schwadron unter einem Kapitän zum Einholen, eine Kompanie zum Salam genügen würde. Ich bestand darauf, nur von einer Schwadron, nur von einer Kompanie begrüßt zu werden. Mehr war sicher auch nicht anzubieten. Beim Abstieg zum Ufer des Gageschflusses bemerkte ich zwei rote Teppiche und drei einsame Stühle, dort sollten wir eine Rast von vier Tschai (Tassen Tee) einnehmen. Ich glaubte rücksichtsvoll zu sein, wenn ich dem berühmten Djörneel<sup>29</sup> recht lange Zeit zu seinen augenscheinlich umfangreichen Vorkehrungen ließ. Wir machten uns deshalb erst gegen 3 Uhr 30 auf, um zum äußersten von uns vorher angesetzten Termin in Faizabad anzulangen. Ich hatte die militärische Pünktlichkeit des alten Djörneel falsch eingeschätzt, denn die Ansammlung, die ich vor zwei Stunden für eine Viehherde gehalten hatte, war die Ehreschwadron, die in prachtvollster Buntheit ihren Salam entbot. Ich setzte die ganze Kavalkade noch dadurch in Verlegenheit, daß ich nunmehr einen Trab anschlug. Da sie im Schritt nicht mitkam und im Galopp nie vor wollte, so sprengte alles wild durcheinander. Einige von unseren Lanzenreitern zogen sich aus der Verlegenheit und jagten ein von den umliegenden Weiden her mitgelaufenes Pferd. Es wurde ernstlich verletzt. Faizabad bot aus der Ferne und mehr noch vom nahen jenseitigen Flußufer aus gesehen einen reizenden Anblick. Es ist wohl die schönstgelegene Stadt Afghanistans. An der Brücke vor der Stadt, durch die ein reißender Strom fließt, hatte sich die Bevölkerung zu einer Begrüßung versammelt, wie wir sie nirgends erlebt hatten. Der Salam von allen Seiten war ungewöhnlich herzlich. Tatsächlich scheint in unbeeinflussten Gegenden die Stimmung aufrichtig für uns zu sein. Natürlich kann eine solche

<sup>29</sup> Es handelt sich um Muhammad Gül Chan (nach Adamec, a. a. O., geboren zwischen 1830 und 1835), Mitglied der Barakzai-Familie.

Stimmung ungenutzt keinen Wert haben. Auf dem Meidan [Platz] waren nicht weniger als drei Ehrenwachen sowie eine Ehrenkompanie aufgestellt. Die Leute waren sämtlich nicht uniformiert, in Unterhosen viele Weißbärte darunter. Keiner unter 40 Jahren. Ihre militärische Haltung, besonders die der ebenfalls recht alten Offiziere, war durchaus nicht schlecht. Ein Kapitän, der, wie sich später herausstellte, unserem besonderen Ehrendienst zugeteilt war, drückte derart die Brust heraus, daß dies nicht ohne Schaden für seine schon etwas fadenscheinige Uniform abgelaufen sein kann. Im Hofe des Djörneel war eine weitere Ehrenwache oder die gesamte Generalität und die Würdenträger der Stadt aufgestellt. Der alte, recht wacklige Herr war wirklich eine würdige Erscheinung, vielleicht die erste dieser Art, die ich in Afghanistan gesehen habe. Er hatte große Uniform und Orden angelegt, eine Brille und eine weiße Sardarmütze aufgesetzt. Zu seinen Füßen saßen seine Enkelkinder in bunten Westchen und blauem Turban. Zu seiner Rechten der höchste Zivilbeamte, der Hakim, dann der Serischserdar, augenscheinlich der höchste Steuerbeamte und daneben drei Obersten, wie sie schöner kaum gedacht werden konnten. War schon die Uniform des Djörneel von gestreiftem englischen Tuch mit Generalsepauletten bemerkenswert, so waren die der Körnells (Colonels) geradezu einzigartig. Der Älteste besaß eine braune Husarenjacke mit vielen Schnüren und trug dazu einen weißen Tropenhelm, Modell 1840, mit dünner Messingspitze. Die beiden anderen hatten ähnliche Kostüme, jedoch den gleichen Helm gewählt. Keiner von ihnen war unter 27 Jahren in Garnison, die er natürlich nie verlassen hatte. Der Älteste lebte ununterbrochen seit 35 Jahren in Faizabad. Die hin- und hergehenden Ansprachen waren zahlreich und wohlgesetzt. Ein Tee, der lange auf sich warten ließ, beschloß die Begrüßung. Auf ein gleich im Anschluß geplantes Festessen hatten wir verzichtet. Noch am Nachmittag machte ich sowohl dem General, wie dem Hakim einen offiziellen Besuch in Uniform. Von Beiden wurde ich in prächtigen Hauskostümen erwartet. Der Djörneel ließ alles abtreten und pflog sofort mit uns eine eingehende Rücksprache über die von uns einzuschlagende Route. Er riet dringend, in Verkleidung zu gehen und unser gesamtes Gepäck zurückzulassen. ein Gedanke, mit dem ich mich aus verschiedensten Gründen nicht befreunden konnte. Am nächsten Morgen wollten wir selbst die Wegkundigen verhören, da sich herausstellte, daß die eingezogenen Auskünfte unzureichend und ungenau waren.

**8. 6. 1916** Um 10 Uhr waren wir wieder beim Djörneel, der uns wiederum in großer, diesmal weißer Uniform empfing. Am Morgen hatten wir bereits den Besuch des Hakim gehabt, der uns eine Einladung zum folgenden Tage gebracht hatte. Nachmittags photographierten wir mit dem lernbegierigen Sohn des Herrschers von Faizabad, der nicht weniger als fünf alte Apparate, aber dazu nur drei Filmrollen und ein Dutzend Platten besaß. Abends Rücksprache mit dem Mirza und einem nach China reisenden Kaufmann. Er schilderte die Wegschwierigkeiten als nicht allzu groß, nur die Bergkrankheit sei für Menschen und Tiere gefährlich. Auch er schlug immer wieder vor, in Verkleidung zu reisen. Der Bezirk Faizabad besitzt etwa 10.000 Häuser, keine Industrie, einen kleinen Durchgangsverkehr; starker Stapelplatz für Waren aus Rußland und China, Teppiche sämtlich von dort.

**9. 6. 1916** Nach einem feierlichen Frühstück, das unsere Gastgeber schon nach unseren Wünschen zuzubereiten verstanden hatten, ein weiteres beim Hakim. Lange politische Erörterungen. Eine Erklärung der drahtlosen Telegraphie dauert bis 12 Uhr. Zum Schluß der

Vorstellung macht Josef Griffe vor. Unsere Gewehre werden herumgereicht. Der Nachmittag brachte wenig mehr, als den unausgesetzten Besuch des jüngeren Sohns des Generals, der von uns entwickeln lernen wollte. Der Lichtbildnerkurs wurde bis 23 Uhr fortgesetzt.

**10. 6. 1916** Früh wurde uns als Geschenk des Generals ein oder besser sein starker, gut gebauter aber untrainierter Schimmel vorgeführt. Ich konnte diese Liebenswürdigkeit unmöglich annehmen und ging alsbald zu dem alten Herrn, um es ihm zu erklären. Ich fand die ganze Mannschaft in Uniform versammelt, denn am Tag vorher hatte ich den Wunsch ausgesprochen, sie abkonterfeien zu dürfen. Es war ein großartiges Bild, das man gesehen haben muß. Nur schade, man mochte machen, was man wollte, nie bekam man die Aufzunehmenden unbefangen auf die Platte. Der alte Herr drang nach der Arbeit darauf, daß ich zum Andenken an ihn eine silberne Trinkschale in Empfang nähme. Was blieb mir anderes übrig, als mich ihm gegenüber weiter in Dankeschulden zu stürzen. Unten in seinem Haus mit größter Umständlichkeit Filme entwickelt und gegessen. Am Nachmittag machte ich einen längeren Besuch im Basar, der an Inhalt seinesgleichen suchte. Nur einige bessere Stadtgeschäfte zeigten mit besseren Waren, daß wir uns in einem Pferdelande befanden. Röhr suchte vergebens nach einem Messer. An deutschen Waren sah man Nadeln, drei Turmuhren, Posthorn, Maskefarben von Meister Lucius und Brüning und viel von Moskau und über Indien eingeführtes minderwertiges Indigo. Die Kattune für die Usbeken stammten sämtlich aus Rußland. Ebenso baumwollene Stückgüter Peschawari und Streichhölzer, diese allerdings größtenteils schwedischen Ursprungs. Eine eigene Industrie hat Faizabad nicht. Dagegen verarbeiten seine Schmiede Eisen, das in der Umgegend in einer Art Puddelverfahren gewonnen wird. Das Ser kostet in der Stadt 4 Rupies für 7 kg, genau so viel wie die Reise. (1.120 Rupies wiegen 1 Ser) Von einem Besuch der sogenannten Karkhaneh wurde uns abgeraten, dort sei nichts zu sehen. Von Seyed Ahmed hörte ich, daß in der Stadt Leute von Abdul Matin Chan, des Häuptlings von Bunir gewesen sein sollten. Ich beauftragte ihn sofort, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen. Abends waren wir beim Djörneel eingeladen. Hier die Einzelheiten eines solchen Essens: Das Fest beginnt damit, daß man zu einer beliebigen, jedenfalls von der Einladung nicht vorgesehenen Zeit erscheint. So war ich einmal um 9 Uhr früh eingeladen und kam um den Gastgeber zu ehren, bereits um 9,30 Uhr. Heute war ich um 18 Uhr eingeladen und erschien, da das eigentliche Essen doch nicht vor 21 Uhr zu erwarten war, um 20 Uhr. Von fern schon war der Festraum von zwei Lampen, einer Sehenswürdigkeit von Faizabad, erleuchtet. Eine Reihe buntgekleideter Gäste sah man sich zum Gebet rüsten, auch die Wache im Hause hatte das Gewehr mit dem Gebetskelim vertauscht. So wurden wir freundlichst ersucht, uns zu gedulden. Trotzdem erhob sich der Herr des Hauses bei unserem Erscheinen, von seiten des alten Mannes, der wie ein König in Faizabad herrschte, eine große Ehrung. Dann ließ er zwei für uns aufgestellte Rohrstühle bringen. Wir zogen es aber vor, in seiner nächsten Nähe Platz zu nehmen. Nachdem der Gesundheitszustand beiderseitig festgestellt war, gingen wir heute stark in oft hochpolitische Gespräche über. Der alte Herr erkundigte sich nach dem Grunde des Krieges und dies gab uns Gelegenheit zu einer geschichtlichen Darstellung der ganzen Vorgänge, bei der es wesentlich auf Wirkung ankam; umso mehr, als die Wirklichkeit doch kaum Verständnis gefunden hätte. Die vom Mirza laut ins vulgärpersisch übertragenen Worte Röhrs hallten auf dem ganzen Meidan von Faizabad wider und die Empörung über die Scheitanate der

Engländer wuchs zusehends. Die kriegerische Stimmung hatte sich aufs äußerste gesteigert, als gegen 22 Uhr das Essen aufgetragen werden sollte. Alles lehnte sich zunächst gespannt zurück. Dann beobachtete man mit peinlichster Genauigkeit, wie uns an einem besonderen Tisch, an den wir uns auf Befehl des alten Herrn hatten setzen müssen, serviert wurde. Es ergab sich an jenem Abend das Bild, das der alte General bei seinem Herrn und Gebieter Abdur Rahman häufiger gesehen haben mußte. Denn Abdur Rahman pflegte bei Tisch auf einem Stuhl sitzend zu speisen, während die gesamte Dienerschaft einschließlich der gesamten Würdenträger und Prinzen auf dem Boden zu seinen Füßen essen mußte. Kaum war unser Tischchen mit Speisen bedeckt, als ein ganz grün gemustertes Leder in den Saal zwischen die Sitzenden gerollt wurde. Dann kam das Speisetuch, über das die Diener immer bloßfüßig gingen, um kleine zugedeckte Näpfe aufzustellen. Vom Tischtuch, in das immer alle Speisereste eingerollt wurden, strömte ein erklärlicher Muff aus. Die Gäste rückten eifrig heran. Selbst den alten Herrn verließ ein wenig seine Würde, als er sich gegen den Rand des Tuches bewegte. Endlich kam das Pilaw. Von beiden Seiten beugte man sich über die Speisen, die Hände langten aus den aufgestreiften Ärmeln und ein stilles Schmatzen zeugte von dem Wohlbehagen der Speisenden. Die östlichen Tischsitten haben neben manchem, was uns abstößt, auch Nachahmenswertes. So spricht man zum Beispiel während des Essens nicht. Jeder greift da hinein, wo es ihm gefällt. Das Mahl dauert nur bis zur Sättigung und ist dann beendet. Die Hände langten also zu, ballten den Reis, warfen das gewählte Fleisch auf die Pilawschüssel, kneteten das Gemüse mit Behagen. Dazwischen wurde ab und zu ein Becher Wasser hinuntergegossen. Wirklich manierlich aß nur der General, die anderen schmatzten, rülpsten und keuchten um die Wette. Es ist doch etwas Gutes um unsere strengeren Tischsitten. Mit eintretender Sättigung verlangsamten sich die gierigen Bewegungen. Einer nach dem anderen lehnte sich erschöpft über die Hacken zurück und stieß einmal tief und wohligh auf. Jetzt erst fielen ein paar Worte. Die Nachbarn, zwischen denen die Dienerschaft einen Platz gefunden hatte, sahen sich wieder an. Der Hausherr sah sich sogar um und befahl dann kurz >Werderiet<: >Nehmt weg!< Die großen nackten Füße gingen wieder über das Tischtuch; das wurde flugs von unten aufgerollt, denn es lag im eigensten Interesse der Leute, noch etwas von den warmen Speisen zu bekommen. Außer dem, was von des Herrn Tische abfällt, erhalten sie gewöhnlich nur Mast(Saure Milch) und Brot. Endlich wurde ein Speiserest nach dem anderen auf ein Tablett gestoßen, das Tuch mit allem Aus- und Übergeschütteten zusammengenommen und die Lederdecke mit geübten Griffen zusammengeschlagen. Alles beleckte noch einmal die Lippen, strich sich über den Bart oder die Stelle, wo er sein sollte, murmelte ein Gebet und das Essen war beendet. Ich sprach schon von den Vorzügen der orientalischen Festessen. Zu ihnen gehört auch der schnelle Abschied nach dem Mahl. Viele nehmen sich nicht einmal die Mühe Adieu zu sagen, sondern verschwinden einfach. Uns sagte der alte Herr nach Tisch: >Ihr nehmt Abschied!< Und wir nahmen ihn mit Freuden, denn eine 3 - 4 stündige Unterhaltung in fremder Sprache und fremdem Lande ist nicht immer nur eine Annehmlichkeit und stets eine Anstrengung. Es war für morgenländische Verhältnisse ungewöhnlich spät - 23,30 Uhr. So wanderten wir denn nur zu gern unter großem Geleit vom feierlichen Salam der Posten begrüßt nach unserem Garten. Hier sollte ich noch eine große Freude erleben. Ich wußte nicht, was ich dem Kommandanten unserer Leibwache, einem alten Hauptmann, schenken sollte. Ein Paar neue Reitstiefel, mit denen er geliebäugelt hatte, hätte er nicht über die nackten Füße bekommen, so riß ich mir

einen Revolver für ihn von der Seele, weil ich wußte, daß es ihn nicht nur freuen, sondern seine ganze soziale Stellung heben würde. Als ich mit meinem Geschenk herauskam, mußte ich einen Ausbruch des natürlichen Entzückens erleben, wie ich ihn wohl nie wieder, jedenfalls nicht oft sehen werde. Der Alte mit seinem dicken Bauch und schwarz gestäubten Wimpern war tief seelisch aufgestört. Eine leidenschaftliche Freude, deren ich wohl kaum fähig wäre, bewegte ihn. Er stammelte vor Entzücken Freundschaftsbeteuerungen und fuhr schließlich, wie ich es nicht häufig gesehen hatte, über uns beide hin und küßte sich die eigenen Hände. Seinen Schatz zeigte er niemandem, um nicht Neid und Mißgunst zu erregen.

**11. 6. 1916** Nach kurzem Abschied im Hause des Generals und einer Ansprache an die Garde bei dunstigem Wetter 12 Kuruh = 38 km nach Baharak geritten. Ein Dorfältester, der 12 km weit seine Teppiche im Galopp gebracht hatte, nahm uns mit herzlicher und vornehmer Freundlichkeit auf. Wir wurden in dem verlassenen Schloß eines alten Generals, der hier vor 6 Jahren gehaust hatte, einquartiert. Der Platz war schön gelegen und einstmals gut gehalten. Ein kühles Flußbad stärkte die Nerven. Heute morgen hatten wir ein kleines Erlebnis. Kurz bevor ich aufstieg, kam ein Mann mit ganz verstörtem Gesicht und erzählte, daß ihm in der Nacht eine Schlange in den Mund gekrochen sei und nun mit dem Schwanz im Schlund und mit dem Kopf im Magen stecke. Da das Gepäck fort war, drückte ich ihm ein lediges Pferd in die Hand, riet ihm Wasser zu trinken und bis zum nächsten Mansel mitzukommen. Der Mann lief dann auch eine Strecke mit, sagte aber dann, daß er nicht weiter könne, die Schlange verursache ihm zu große Beklemmungen. Er wollte dann kurz darauf trotz meines Zuredens nicht weiter mitkommen; die ihm zugedachte Wurmmedinizn konnte er also nicht mehr erhalten. Bei dieser Gelegenheit bekam ich eine andere Schlangengeschichte zu hören. Einem armen Mann war ebenfalls eine Schlange in den Hals gekrochen. Ein weiser Mann hieß ihn rohes Fleisch und sehr viel Salz essen, wohl in der Annahme, daß die Schlange Durst bekommen müßte. Der Mann mußte dann vier Tage lang am Rande eines Flusses sitzen, damit die Schlange zur Stillung ihres Durstes ins Wasser spränge. Morgen ein >großer Herrenmarsch<, kein >Fakirmarsch<, der nicht unter 45 km anzusetzen ist.

**12. 6. 1916** Aus dem stattlichen Quartier konnten wir ohne Hast scheiden, denn wir hatten nur einen ganz kleinen Marsch vor uns und unser Gastfreund hatte seine Vorbereitungen so getroffen, daß uns nichts zu tun blieb, als zu frühstücken und zu Pferde zu steigen. Es ging dann aber beim Abschied nicht ohne eine Ansprache und eine gewisse, von meiner Seite aufrichtige Rührung ab. Der Chan ließ sich noch eine Empfehlung schreiben, die sein eigener Mirza entworfen hatte und ich mit einem kurzen Dank unterzeichnete. Der nun folgende Weg war sehr angenehm und wurde in flottem Trab in drei Stunden zurückgelegt, so daß mir das im neuen Robat zugerufene >Manda nabaschi< (Mögest Du nicht müde werden) überflüssig erschien. Umso fauler war ich trotz aller guten Vorsätze. Nach einem Imbiß, wobei der bescheidene Dorfschulze ein wenig vom Abglanz der weiten Welt zu erhaschen versuchte, zogen wir ans andere Ufer um zu baden und zu lesen. Das letzte tat ich auch, schlief aber trotz des Vorsatzes, bei Tage nicht zu schlafen, keinen Zucker zu essen und zu viel Tee zu trinken, prompt nach etwa einer halben Stunde ein. Den Abend verbrachte ich über der Karte. Es kam zu keiner rechten Arbeit. Meine Befürchtung, für mein Nichtstun durch eine schlaflose Nacht gestraft zu werden, blieb gegenstandslos. Des Abends sprach ich noch eingehend mit Seyed



Ahmed, der sich, wie der Mehmandar gemeldet hatte, all zu angelegentlich nach dem Weg nach Tschitral [seiner Heimat] erkundigt hatte. Er gab auch seine Absichten reumütig zu und versprach, mir zu vertrauen. Es ist ja auch nicht leicht, im Unklaren über seine Zukunft zu sein.

**13. 6. 1916** Eine Wegbeschreibung gehört eigentlich ins erdkundliche Tagebuch. Die Landschaft war abwechslungsreich, das Gebirge zerklüftet und voller schöner Ausblicke auf Berge, die noch nie ein europäisches Auge geschaut hat, und die zum Teil noch der Taufe harren. Wie heißt dieser Gebirgszug? Der hat keinen Namen. Wie könnte man ihn zum Ruhm der eigenen Familie und Deutschland passend benennen, war die Frage, die das leicht von der Sonne ermüdete Hirn einförmig bewegte. Aber schließlich stellte sich bei weiterer Nachfrage doch heraus, daß kaum einer der Berge ohne Namen war. Bei Paischa, auf der Karte fälschlich Pascha genannt, bot sich eine prachtvolle Weitsicht in ein östlich streichendes Seitental. Rechts und links Kegel von ganz unerhört eindrucksvoller Höhe und in der Ferne alles überragend ein König der Berge, der mit seinen Untertanen zusammen mir als Buschingebirge bezeichnet wurde. Der König war demnach doch noch zu benennen. Nach fünf Stunden erschien das Sefid-Dereh-Gebirge, das im Kascheo Kelat gipfelt und mit etwa 6.000 Metern sicher nicht zu hoch eingeschätzt ist. Am Nachmittag, gerade als ich des Schreibens etwas überdrüssig wurde, sorgte ein Bär für unsere Unterhaltung. Der arme Kerl, der jedesmal, wenn er tanzen sollte, fürchterlich heulte, war ganz verhungert; er entwickelte denn auch einen sprichwörtlichen Bärenhunger, als wir ihm etwas Brot zuwarfen. Das kleine Untier hatte eine große Zuschauermenge angezogen. Einer der afghanischen Leutnants ließ es sich nicht nehmen, einen Kampfären gegen Wolfshunde in Szene zu setzen. Er arbeitete zu diesem Zwecke richtige Kampfregeln aus. Als der Bär zu dieser Art Schaustellung noch weniger Lust als zum Tanzen zeigte, er von den Hunden vielmehr keine Notiz nahm und nun Hund und Bär gegen den Willen des Bärentreibers an Stricken zusammengezogen wurden, floh der Bär mit ungeahnter Gewandtheit. Hatte ihn der Hund aber einmal gefaßt, so ohrfeigte der Bär sich frei.

**14. 6. 1916** Heute hat sich der erste Mann mit Bergkrankheit gemeldet. Natürlich Asgher, der sich angelegentlich bei mir erkundigen kam, ob das von der Milch herrühre, die er gestern gegen seine Gewohnheit getrunken hatte. Ich konnte ihn über diesen Punkt beruhigen. Ich hatte selbst auch an mir gespürt, daß wir uns jetzt in Zugspitzenhöhe bewegten. Mein Fuchs Seyed und der Hengst Mirmast gerieten heute an einer gefährlichen Stelle ins Gefecht. Der Fuchs keilte auf Mirmast gerade in Höhe eines Abgrunds los. Dieser biß sich, ich muß sagen zum Glück, im Rücken des Sejiden fest. Ich verwalkte beide ganz gewaltig und nahm mir den Mirmast, der sich losgerissen hatte, noch ganz besonders vor. Bei dem Kampf mit den Tieren war ich so außer Atem geraten, da sich das Herz erst nach längerer Zeit beruhigen wollte. Der ganze Weg war, wie auch an den vorangegangenen Tagen, gut instand gesetzt und von Steinen gesäubert. Glückliche, wer nach uns gereist kam. Die Leute, die wir auf der Strecke arbeiten sahen, machten einen recht ordentlichen und frischen Eindruck. Man glaubte deutsche Mönche vor sich zu haben. In ihren blonden oder kastanienbraunen Bärten, den braunen kuttenartigen Wollmänteln und kleinen Kappen sahen sie wie Kapuziner aus.

Vor Zebak [2600 m] empfing mich der soeben neu ernannte Hakim mit großer Kavalkade. Er rief, nachdem ich die Leute begrüßt hatte, den ganz verduztten Notablen zu, mir doch gute Gesundheit zu wünschen. Dies taten sie dann auch. Wie ich soeben höre, soll der alte Hakim noch nicht abgedankt haben, weil der seinen Nachfolger ernennende Ferman vom Naib-es-Saltaneh ist, er aber wollte sich nur Befehlen des Emir, aus dessen Familie er stammte, fügen. Auf den weiten Ebenen, das heißt verhältnismäßig weiten Flächen um Zebak, sah ich zum ersten Mal ein mir bisher unbekanntes Tier, das Chaschgao. Eine kleine, ganz kurzbeinige Büffelart mit sehr tiefer Brust, Büschel auf der Stirn, einer sehr merkwürdigen Schwanzquaste und einem großen Schädel, der mehr dem eines Wildpferdes als dem einer Kuh ähnelte. Das Tier gibt eine vorzügliche, sehr fetthaltige Milch und soll nur auf dem Pamir, in über 2.000 m Höhe leben können. Im Winter wird es zum Treten der Pfade durch den Schnee vorgetrieben.

**15. 6. 1916** Unser Verweilen hier wird nicht gern gesehen. Gestern nachmittag haben wir noch den armen Malik Mohammed, der uns mehr als willig dient, in Sorgen versetzt. Als er neben uns eingeschlafen war, verließen wir ihn und versteckten uns kindlicherweise in der Nähe. Er mußte kurz darauf erwacht sein, denn bald war er nicht nur im Mansel gewesen, sondern hatte auch die ganze Dorfbevölkerung alarmiert, die ihm suchen helfen mußte. Alles war wie erlöst, als wir endlich wieder auftauchten. Des Abends ließen wir uns zwei Lachsforellen, die der Hakim persönlich gekocht hatte, gut munden. Nach einer läßlichen Nacht machten wir uns heute morgen zu einer großen Bergbesteigung auf. Von drei Eingeborenen begleitet, stiegen wir mit dem schwer stöhnenden Risaldar einen Berg [Koh-e Kamar-e Pisa] in der Nähe von Zarkhana hinan, von dem aus wir eine Aussicht nach den beiden feindlichen Kaiserreichen zu haben erwarteten. Der Marsch war wirklich recht beschwerlich, denn bei einer Höhe von über 10.000 Fuß wollte das Herz nicht so ganz mit. Dafür wurde aber mit jedem Meter, den wir anstiegen, die Um- und Aussicht blendender. Zunächst kamen die Berge jenseits des Oxus in die Höhe. Dann erschienen die gewaltige Grenz wacht Hindustans und endlich prachtvoll aus den Wolkendünsten ragend der auf der Karte mit 7.750 m eingezeichnete Berg nördlich Tschitrals. Die Schneemenge, die in den Tälern und an den Abhängen lag, war riesengroß. Durch das Glas war an den Hängen abgerutschter Schnee von 40 - 50 m Mächtigkeit sichtbar. Gerade in dem Augenblick, als ich die Bergprofile aufnehmen wollte, kamen Nebel und Regenwolken, die das ganze herrliche Panorama verschleierten. Der Nachmittag war einem Bad und einer öffentlichen Vorlesung gewidmet. Das Bad wäre beinahe schlecht abgelaufen, denn einmal stürzte ich beim Durchschreiten des reißenden Wassers der Länge nach mitsamt Sachen hin und schlug mich nicht wenig auf. Dann versperrte der inzwischen geschwollene Fluß den Rückweg. Wir versuchten vergeblich durchzukommen, bis uns ein freundlicher Landeseinwohner, dem die spitzigsten Steine nichts anhaben konnten, durch eine Furt trug. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir am eigenen Leibe, daß die Bergwasser täglich von 12 Uhr ab und besonders gegen 17 Uhr bis Mitternacht auf- und, wenn die Schmelze aufhört, bis in den Morgen wieder anschwellen. Bei den Leuten, die Zeichen von Bergkrankheit zeigten, haben diese sich am heutigen Ruhetag gelegt. Strecke: 12 Flöhe, 3 Wanzen, 2 Läuse.

**16. 6. 1916** Ausflug nach Dehgul und der indischen Grenze, Agram- und Naklanpaß. Von den Höhen von Zarkhana war der Ausblick nach Indien zu verlockend gewesen, um nicht der Versuchung, die Grenze näher zu erkunden zu erliegen. Röhr meinte, die Pferde würde es nicht zu sehr anstrengen. Meinem Fuchs konnte ich auch ruhig einmal einen 12-stündigen Ritt zumuten. So ging es denn in frischem Trab nach Zebak. Dort sah ich mir als guter Muselman zunächst das weiße, weithin in die Gegend ragende Ziaret des Diwaneh Schah Wali an. Der Dorfschulze war alsbald benachrichtigt und übernahm die Führung durch den steinigen Garten. Oben war nicht nur ein besonders schönes Mufflon- und Steinbockgehörn, sondern es wehte auch ein wie es schien menschliches Skalp von einer Stange. In Wirklichkeit war es aber nur die Schwanzquaste des in der Gegend allein vorkommenden Chaschago. Ihr Haar sieht wie Frauenhaar aus. Das Grab des Schah Wali, in seinem Halbdunkel nicht ohne Stimmung, war mehr als einfach. Nur an der niederen Tür, vor der wie ein Wächter auch nach dem Tode der Diensttuer des Grabes (*Chismigar*) begraben lag, waren einige Jadesteine, die in der Nähe gefunden worden waren, zu sehen. Nach kurzer Betrachtung wandte ich mich zum Gehen, wurde aber vom neuen Chismigar, dem ich ein Geldstück in die Hand gedrückt hatte, gebeten, seine Wohnung, die gleichzeitig ein Gasthaus für Pilger war, zu besuchen. Der Raum war gut gehalten, doch von Rauch tief geschwärzt und zeigte nur auf der einen Seite, die vom Wächter selbst bewohnt wurde, merkwürdige aus Mehl an die Wand geworfene Zeichnungen, die, wie man mir sagte, Blumen darstellen sollten. Einige Kinder, die draußen wohl auf ein Almosen warteten, aber zu zahlreich waren, um sämtlich bedacht zu werden, gab ich eine Rupie und den Rat, sich gut zu waschen, besonders die Augen, die schwere Schmutzkrusten umrahmten. Bis ans Ende des Dorfes und darüber hinaus wurde mir noch großes Geleit gegeben. Dann verabschiedete ich den Dorfschulzen gerade noch, bevor er ein eisiges Gewässer mit mir durchschritt. Der Weg führte durch etwas bebautes Land, dann nach Süden in ein steiniges Flußbett. In ihm wanderten wir wohl zwei Stunden langsam bergan. Im verengten Tal stieg der Pfad steiler. Kaum sichtbar zeichnete sich der Weg ab. Nach drei Stunden sahen wir als erstes Lebewesen eine Frau, die erschreckt zur Seite flüchtete. Ihre Tracht war bemerkenswert: ein Hemd, Hosen und hohe Stiefel, dazu eine leinene Kappe mit Nackenschutz, unter dem ein Paar lange Zöpfe herunterfielen. Eine halbe Stunde weiter prallten wieder Leute in Todesfurcht auseinander. In dem folgenden Dorf dagegen empfingen uns einige mutige Männer. Liebenswert leisteten sie alle nötigen Dienste, brachten Milch und Brot und antworteten willig auf alle Fragen. Die Leute hatten sämtlich einen ganz arischen Typ. Alles staunte, als ich einen, aus Bamian stammend, erkannte. Die Leute lebten in der denkbar größten Armut. Nicht einmal Weizen oder Roggen, sondern nur Gerste und auch die nur spärlich, gediehen in der Höhe. Dehgul ist das letzte afghanische Dorf. Fünf Stunden Wegs nach Süden beginnt Indien. Ich ließ es mir nicht nehmen, zu Fuß noch etwa zwei Stunden auf die Paßhöhe zuzuwandern, die in prachtvoller geographischer Schönheit dalag. Der Reihe nach waren der Kertisai, Nukam, Akram und Matschpaß kenntlich. Ich bat meinen afghanischen Führer sie sich zu merken. Er lehnte dies aber als zu anstrengend ab und meinte, ich sei ja selbst ein Mirza [Schreib- und Lesekundiger] und solchen geistigen Anforderungen besser als er gewachsen. Der Verkehr über die genannten Pässe ist gering, denn Tiere können sie nicht überschreiten, dagegen werden Waren auf den Rücken von Trägern von Tschitral nach Faizabad befördert. Die Pferdelaast aus 3 - 4 Menschenlasten bestehend, kostet 20 - 50 Rupies Fracht, je nach den Wegverhältnissen. Der

76... ] Hauptverkehr, der allerdings auch nicht bedeutend ist und nur Faizabad und Bezirk versorgt, nicht aber Durchgangsverkehr ist, geht über den Dorah Paß (Zweiweg), den auch Tiere be- gehen können. Augenblicklich war er für diese noch nicht passierbar, soll sich aber in 10 - 14 Tagen dem Handelsverkehr öffnen. Von Leuten meiner Karawane aus Sanglech hörte ich zuverlässig, daß der Mandle-Paß bedeutend schwieriger als der Dorah Paß und nur auch im Hochsommer für Fußgänger offen ist. Über ihn geht der große Verkehr nach Usmir, Kunir und Djalalabad. Auf dem Rückweg vom Paß wurde ich vom Dorfältesten eingeholt, der in Zebak gewesen war, von meinem Ritt gehört hatte und sofort nach Hause geeilt war. Ich mußte durchaus noch Tee mit meinem Berman trinken. Die Frage nach Zucker, die in der Hoffnung gestellt war, daß er mich auch ohne diesen befriedigen konnte, beantwortete ich zu seiner Freude mit einer Ablehnung dieses Luxusgegenstandes. Dafür bekam ich zum ersten Mal ein Originalgebräu, den Schirtschai, in Milch gekochten grünen Tee mit Salz zu trinken. Er schmeckte wie Bouillon mit Milch und wurde von den Soldaten meiner Eskorte mit eben- soviel Verachtung, wie von den Dorfleuten selbst mit Andacht geschlürft. Die letzte Tasse behielt sich der Geli vor. Danach verteilte er die Teebutter an seine kleine Gemeinde, die sie mit Genuß kaute. Auf dem Rückweg waren die Flüsse so gestiegen, daß ich nur mit großer Mühe das Pferd vor dem Versacken schützen und mit vollgeschöpften Stiefeln das andere Ufer erreichen konnte. Meine Mannschaft brauchte 10 Minuten, um sich zu dem Entschluß, mir zu folgen, durchzuringen. Nicht alle Flüsse waren gestiegen, einzelne sogar versiegt, die nämlich, deren Ursprung auf der Nachmittagssonnenseite lag. Strecke: 18 Flöhe, 5 Wanzen, eine Laus.

17. 6. 1916 Zwei prachtvolle Jagdritte durch das gute, nur etwas sumpfige Gelände gemacht, und die Dorfbevölkerung mit Kleidungsstücken ausgestattet. Brief an den Naib-es-Saltaneh, Wagner, Schreiner, Abdul Rahman, Molwi Obeidullah usw. geschrieben. Allen gegenüber die Notwendigkeit einer Verbindung betont. Ghulam Maiheddin (der kochende Landrat) bittet um eine Photographie.

18. 6. 1916 Das Drängen des Herrn Mehmandar war so stark und die Unsicherheit eine Nach- richt zu bekommen oder die Möglichkeit, über den Süden gehen zu können, so gering, daß ein weiterer Aufenthalt nicht lohnte, im Gegenteil uns von persischer Seite Gefahr brachte. Wir brachen deswegen um 5 Uhr wie gewöhnlich auf, um schnell über den am letzten Tag gebahnten Weg nach Ischkaschem zu marschieren. Das Wetter war prachtvoll kühl, ja am Morgen bei dem Schneewind, der hoch oben auf den Höhen wehte, etwas zu frisch. Um 8 Uhr bereits hatten wir die letzte Paßhöhe überschritten, auf der das Grab Sultan Bajezid Bos- tani sein sollte. Die Leute, die uns dort sehr unterwürfig empfingen, hatten einen so germa- nischen, mir schon häufig aufgefallenen Typ, daß ich die Karawane aufschließen ließ und von der ganzen Szenerie eine Aufnahme machte. In Ischkaschem begrüßte uns eine in Front aufgestellte Ehrenkompanie. Röhr fragte zunächst, auf welcher Seite wohl die Zivilisten auf- gestellt seien, tatsächlich war Militär und Zivil bis zum letzten Kommandanten nicht zu un- terscheiden. Dann aber wurden plötzlich die Bajonette auf die überlangen alten Hahnflinten aufgepflanzt. Der mit uns reisende alte Unteroffizier aus Faizabad übernahm ungeachtet der Gegenwart eines örtlichen Offiziers das Kommando und ließ die ganze Bande, unter der sich eine ganze Reihe 60- 70 jährige Männer befanden, vorrücken und ausrichten. Dann zog der

Offizier, der über einem recht schmutzigen Hemd zur Feier des Tages zwei alte Röcke angelegt hatte, sein altes Schlachtschwert und kommandierte den Salam. Der Griff wurde mit Gewalttätigkeit und wenigstens lautem Klopfen ausgeführt. Nach dem Griff aber brach die zurückgehaltene Gemütlichkeit in einem >Manda nabaschi< durch.

Im Mansel angekommen, mußte ich zunächst in der hauptsächlich von Flöhen bewohnten Bala-Khana hofhalten. Wie ich dort saß, stellte sich der etwa 60jährige Leutnant mit einigen der ältesten Leute zu einer Sonderhuldigung auf und entbot mir nochmals einen Salam. Ich bat ihn darauf hinaufzukommen und unterhielt mich lange und freundschaftlich mit ihm. - Der Nachmittag war einer Begehung der Grenzzone gewidmet. Der Amu Darja [der hier Darye Panj heißt] besitzt die Eigentümlichkeit, erst in unmittelbarster Nähe sichtbar zu werden. Wohl ist das Flußtal als solches weithin kenntlich, das Flußbett aber erscheint erst, wenn man an seinem Rand steht. Die Ufer sind beiderseits mit gewaltigen Rollsteinen, zwischen denen ein feiner Flugsand treibt, belegt. Das Wasser des Flusses erscheint von dem mitgeführten feinen Schiefersand dunkelfarbig. Beim ersten Anblick enttäuscht der Oxus, denn er ist keine 100 Meter breit und hat auch sonst nichts Bemerkenswertes. Ja selbst um die jetzige Zeit des Wasserhöchststandes kann er an vielen Stellen zu Pferde durchfurtet werden. Ischkaschim gegenüber liegt das Haus eines russischen Postens, der 40 Mann stark sein soll. Das Häuschen, immerhin eins der stattlichsten auf hunderte von Meilen im Umkreis, konnte meiner Berechnung nach nicht mehr als 20 Mann beherbergen. Während wir mit großem Gefolge am Ufer entlang spazierten, wurde drüben ein Reiter abgeschickt, der zunächst äußerst vorsichtig, dann in Karriere flußabwärts ritt. Ich ging dann noch auf die gegenüberliegende Höhe, um mich nach dem >Bandar< (Hafen) umzusehen, mußte aber schließlich lernen, daß hierzulande alles, was mit Wasser zu tun hat, zum Beispiel auch eine Furt als >Bandar< bezeichnet wird.

19. 6. 1916 Da wir uns nun einmal dem Feind auf Pistolenschußweite gegenüber befanden, auch von Kabul und dem Stammesland, mit dem wir besondere Verbindungen aufgenommen hatten, augenscheinlich keine Nachrichten zu erwarten waren, beschloß ich, nunmehr flott vorwärts zu marschieren und gleich am ersten Tag, wo wir noch voll ausgeruht waren, eine Probe unserer Entschlußkraft zu geben. Den Herren Afghanen war dies unangenehm; so sehr sie gedrängt hatten, nach Ischkaschem zu kommen, so wenig lag ihnen daran, schnell weiterzumarschieren. Am Abend vor dem Marsch, der uns 70 km vorwärts bringen sollte, kam denn auch der Schemedar [Wachtmeister] um eine Bitte vorzutragen. Durch etwas zuviel Bitten nervös gemacht, schnitt ich ihm aber ziemlich kurz seine Erklärung über die Länge des Weges ab. Mit einem >Bas, chalas ast< wurde er von den anderen, die mich etwas besser kannten, zum Zelt hinausgeschoben. Um 3 Uhr morgens weckte Joseph. Um 1/2 4 Uhr war bereits aufgepackt. Die Reiseführung war natürlich mit nichts fertig und hatte auch für nichts gesorgt. Ich grüßte die Peireh, die in unserem Zelt die Nacht gewacht hatte, - eigentlich waren mir drei zugehört und ritt los. Der treue Koch und Hakim ließ es sich nicht nehmen, mich noch bis an die Grenze seines Bezirks zu geleiten. Dort stieg er ab und widmete uns ein Gottes Segen erflehendes Gebet. Wir mußten ihm versprechen, vier Tage vor einem abermaligen Durchmarsch, davon war aus Vorsicht gesprochen worden, Nachricht zu geben. Der weitere Marsch gestaltete sich trotz des leeren Magens und einer kleinen Verdauungsstörung recht genußreich. Der Weg war ganz eben, gut gehalten, oder besser, für uns in Ordnung

gebracht. Südlich von uns erschien ein prachtvoller Schneegipfel nach dem anderen. Die Kuppen sahen wie von festem Zucker übergossen aus. Einem solchen Schnee konnte keine, auch die südlichste Sonne nicht, etwas anhaben. Oft näherten wir uns dem Fluß, der nach drei Stunden Ritt lebendig zu werden begann. Das war kein Wasser, sondern ein unheimliches Lebewesen, das sprang, zischte und wie aus sich heraus zu spritzen schien. Ganz willkürlich bäumte sich da und dort eine Spritzwelle auf. Der Eindruck einer bewegten lebenden Masse wurde noch dadurch erhöht, daß das Wasser eine tiefdunkelgraue, gar nicht seinem Wesen entsprechende Farbe angenommen hatte und sich kaum in dieser Farbe vom Ufer abhob. Schließlich aber ebte die starke Flut ab und der Strom wälzte sich sanft in einer Art Talsperre dahin. Kaum hatte ich die Karawane, die ich, um zu photographieren und das Bergprofil zu zeichnen vorbeigelassen hatte, wieder eingeholt, als sich Tadjiks zum Willkomm auf uns zu bewegten. In Schikaor sollte eine Mittagsrast eingelegt werden. Die guten Leute, die immer und glücklich versichern kamen, wie große Gäste wir seien und welche besondere Ehre es für sie bedeuten würde, wenn wir dort essen würden, hatten Tee, Milch, Pillow, Hammel und Honig bereit gehalten. Während ich jetzt schreibe, hocken sie vor mir und staunen, wie lange sich wohl so ein Europäer mit sich zu unterhalten vermag. Auf meine freundlich beruhigenden Fragen wußten sie nur immer wieder zu sagen, daß >das Land berggebunden, wir, die Gäste des Padischah, seine Lieblingsgäste seien und unser Besuch für sie eine hohe Ehre sei<. Der Weg am Nachmittag war deshalb weniger angenehm, weil wir durch die Wüste eines fein genarnten Sandfeldes hindurch mußten. Ein Sturm jagte den Sand hinter uns her, so daß ich wie meist an der Spitze der Karawane, diesmal der leidende Teil war. Einige lichtvolle Augenblicke gab es aber doch. Jedesmal, wenn eines der tiefeingeschnittenen Täler in Aussicht war, machte ich mich schon auf ein neues Panorama gefaßt. Prachtvolle Riesen erschienen, von oben bis unten in Schnee gepanzert. Gegen Abend wurde ihr Anblick immer bezaubernder. Einer von ihnen leuchtete in geradezu ätherischer Lichtschönheit. Die eine Seite stand im freien Licht der Sonne, die andere unter den Widerstrahlen beschienener Wolken. Endlich erschien auch der größte von allen, der Lunkoh, der Vater der Tschitralberge. Eine Masse von Schnee und Eis, ein Sinnbild der Ewigkeit und Unendlichkeit. Während dieses ganzen Teils der Reise standen auf der russischen Seite die Kaiserin-Marie-Gipfel vor unseren Augen. Schön wurde Majestät Marie aber erst am Abend, als im Tal alles im Dunkel lag und nur die Häupter der Berge noch in reiner Klarheit erstrahlten. Inzwischen hatte mich auf dieser staubigen Erde der Kasam von Khandud [2800 m] begrüßt. Er stellte den reinsten Typ der Bewohnerschaft seines Bezirkes dar. Eine beachtenswerte Mischung türkisch-mongolischen und indogermanischen Bluts, die sehr sympathisch anmutete. Wirklich klappte auch in seinem Dorfe alles vorzüglich, alles war empfangsbereit, er selbst herzlich und aufrichtig, aber nicht von übertriebener afghanischer Höflichkeit, hinter der nichts steckt. Die Wahl des Ruheplatzes in seinem kleinen Garten war vollkommen, kurz, wir durften all diese Vorzüge als Belohnung für den anstrengenden 12stündigen Marsch betrachten. Dafür waren wir aber auch ein schönes Stück, 24 Kuruh oder etwa 77km vorwärts gekommen.

**20. 6. 1916** Die starke Unebenheit des Bodens, auf dem unser Zelt stand, hatte mich trotz aller Müdigkeit keinen richtigen Schlaf finden lassen. Der heutige Tag war aber wenigstens nicht anstrengend. Der Pfad führte stets eben durch eine tamariskenbestandene Sandwüste.

Nach 4 Kuruh kam der Sitz des Hakim von Kandud in Sicht, gegen 11 Uhr die Feste Qala-e Panj, die so war, wie ich sie mir nach meinen Erfahrungen im Orient vorgestellt hatte. Vor ihr war eine Kompanie aufgestellt, - der äußerste Posten des afghanischen Reichs. Es waren wie in Ischkaschem großenteils alte, in diesem Winkel des Reichs vergessene Leute. Ich bat die Kommandanten, deren höchster den Titel Sergeant, der nächste den eines Sipadar führte, zum Tee. Beide hatten ungefähr vor 30 Jahren Dienst getan. Sie waren mit Abdur Rahman ins Land gekommen und hier oben verblieben und vergessen worden. Mein Wunsch, die Kompanie aufnehmen zu dürfen, begegnete größter Freude. Leider legte der eine der Unteroffiziere seinen Damenpaletot, in dem ich ihn gern der Nachwelt überliefert hätte, ab, um in prachtvoller Uniform zu erscheinen. Anschließend an die Aufnahme machte ich einen unerwarteten Besuch in der Feste, den Wohnräumen der Mannschaft selbst. Ohne mich geleiten zu lassen, kam ich in die fürchterlichen Höhlen, die man mir nicht zeigen wollte. In einem der lichtlosen und ungezieferwimmelnden Löcher lag ein stöhnender Kranker, der es sich aber nicht nehmen ließ, mich zum Tee einzuladen. Da ich sah, daß er nur den Wunsch aber keinen Tee hatte, so bat ich ihn meinerseits, wenn es ginge, uns zu besuchen. Der unter ganz grausamen und erbarmenswerten Verhältnissen lebenden Mannschaft ließ ich nach der Besichtigung 100 Rupien zahlen. Die Gabe erregte zunächst freudiges Erstaunen, dann Zweifel, ob sie angenommen werden dürfte. Schließlich begab ich mich noch zu einer längeren Tee-Einladung ins Quartier der Offiziere: eine kleine düstere Flohbude, die nur durch einige schmutzige Filze sich von der der Mannschaft unterschied. Hieran schloß sich eine Verteilung von Süßigkeiten an die Kinder der Soldaten, die mit 21 Frauen außerhalb der Kaserne in einem kleinen Loch wohnten. Für die abwesenden Kinder erhielten die Väter die Süßigkeiten. Erhebung über die Weiterreise, Verabschiedung der Sowars (Reiter).

**21. 6. 1916** Heute sind wir bereits einen Monat auf der Walze. In etwas veränderter Form wiederholt sich täglich das Bild der ersten Tage. Ein dienstbereiter Hakim, der sich eine gute Note in Kabul holen will und über die Gelegenheit, einen Hauch der Hauptstadt zu fühlen, froh ist. Eine ausgesogene, unterwürfige Bevölkerung, Berge und wieder Berge, Steine und wieder Steine, nichts als Weltverlassenheit, dieses alles in reinster Form hier oben auf dem Dach der Welt. Unser Hakim hat diesmal wirkliches blaues Blut. Er ist der Cha-Chan<sup>30</sup> aller Kirgisen des großen Pamir. Seine freien und angenehmen Formen, seine Liebenswürdigkeit und erfolgreiche Rührigkeit bestätigen, was seine feinen Glieder anzeigen, - den vornehmen Mann. Mit Stolz führt er uns selbst durch das Land, das er als sein Eigen betrachtet, mit mehr Recht sicherlich als der Emir. Er kennt hier auch jeden Weg und Steg. Es ist sehr angenehm, sich mit ihm zu unterhalten, denn er begreift nicht nur schnell mein schlechtes Persisch, sondern auch meine Gedanken. Er ist der erste Afghane, den ich, obwohl er keine Übung besitzt, sich auf einer Karte zurechtfinden sah. Die Bevölkerung, die hier mongolischer ist als in den ganz abgelegenen Gebirgstteilen, bringt ihm eine große Verehrung entgegen, die er sich mit adliger Selbstverständlichkeit gefallen läßt. Bemerkenswert war es heute zu sehen, wie er von einem der Aksakale einen Brief erhielt, in dem er ihm die Ausführung eines Befehls anzeigte: Ein Mann kam des Wegs, der ein kleines Fähnlein in der Hand zu tragen schien. Bei näherem Zusehen stellte es sich als ein Brief heraus, der aus Ehrerbietung vor dem Schreiben

<sup>30</sup> Muhammad Zia Chan, Sohn des Surani Sak, der ebenfalls Hakim auf dem afghanischen Pamir gewesen war.

oder Adressaten und Furcht, ihn zu beschmutzen oder zu verlieren, in einem Stabe geklemmt vorangetragen wurde. - In Baba Tangi hatten wir uns gerade, nachdem alle Anordnungen für die Karawane getroffen waren, auf einigen Gastfilzen niedergelassen, als Legionen von Wanzen auf mich und den allein neben mir sitzenden Chan zugezogen kamen. Er tötete einige mit seinem Schwert. Das Nutzlose dieser Bemühung einsehend, ließ er das Frühstück draußen am Ufer eines murmelnden Bachs servieren.

**22. 6. 1916** Ein leiser Schauer ging auf das Zeltdach nieder, als ich noch in finsterner Nacht wach zu werden trachtete. Besorgt suchte ich das Zifferblatt der vorgestern gegen meine Leuchtuhr umgetauschten Uhr des Hakim von Zebak zu erkennen. Der Sicherheit halber rief ich den Posten an und befahl ihm, Joseph zu wecken und den Pferden Gerste zu geben. Dann ruhte ich weiter. Etwa eine Stunde später sah ich wieder nach der Uhr, jetzt war sie deutlich zu lesen. 1/4 nach 3 Uhr. Ich sprang auf, machte mich fertig, packte sämtliche Sachen, munterte Asgher auf und ließ meine Pferde satteln. Punkt 4 Uhr ritt ich ab, ohne mich durch das Bitten des Risaldar, doch zum Tee zu bleiben, erweichen zu lassen. Da er trotz allen Ersuchens nie pünktlich sein wollte, beabsichtigte ich, ihn noch einmal zu strafen. Ich ritt also ab. Wenige Minuten später war er hinter mir. Zwei Stunden danach überholte uns der Diener des Hakim, nach drei Stunden trafen die Begleitmannschaften ein. Wir kamen an ein kleines Dorf. Hier spielte sich eine drollige Szene ab. Die Einwohner waren von dem vorausgeeilten Diener veranlaßt worden, mich einzuladen. Flehentlich baten sie, ich möchte ihnen doch die Ehre antun, den Tee bei ihnen zu trinken. Da sie mich aber über den Ursprung der Einladung nicht täuschen konnten, bedankte ich mich sehr freundlich und schenkte ihnen drei Rupien. So war der Versuch, mich zu besänftigen, fehlgeschlagen. Der Mehmandar war nun ganz gebrochen. Auf meine Vorhalte bat er immer nur, ihn zu schlagen, einen Stock zu nehmen und ihn zu prügeln. In Neshtkhawur wurde Halt gemacht. Die Leute, die uns dort aufnahmen, hatten einen ganz besonderen Gesichtsschnitt und sprachen nicht weniger als fünf Sprachen: persisch, türkisch, wakhi, tschitrali und paschtu.

Hier einige Sprachproben:

	persisch	wakhi-Schugnani
Wasser	ab	jupk
Brot	nan	chetech dodei
Bruder	breder	wri(n)t
Tochter	dochter	krowet
Das Joch	jöch	drugsch
Braten	kurma	kurma sich kebab
Stern	astareh	stär
Sonne	aftab	jir
Mond	matab	jumck
Frau	zan	könd
Kind	batscha	kasch



Mädchen	batscha	ptschär
Teppich	galitsche	sellnösche
Zelt	tschadar	chasme
Kuh	gau	tschat
weiß	safed	rochn
schwarz	ziar	schru
blau	abi	(sebs grün)
Kelim	ghelim	
das Haus	khana	chon pclas
Käse	brai	
Mäuse	mies	
Garten	bagh	
Tal	darah	ziräb
Stein	sang	gar
groß	bosorg	lup loe
Weizen	gandum	gdim
Gerste	djo	yirk
Pferd	asp	jasch
Turban	serband	silla distar
Yak	Chaschgao	sog
Hund	sag	sekr
Esel	char	chour
Gemse	alur	jandor
Schwert	shamschir	changer
Flinte	tufang	
Mastik	dumbalepur	
Brücke	pul	skerd
Geld	pul	rupieh
Freiheit	asadegi	türgan
Wille	murad/ichtiar	purg/tisak
Stock	tschub	tschung
Eisen	ahen	ischen
Gold	illah	
Silber	okreh	

Mehl	ard	jumbsch
Heu	alef	seboa
Nacht	schab	nagd
eingekochte Milch	kaimak	merik
Leid	tschärm	pöst
Teufel	scheitan	
Gott	choda	koda
Wolke	abre	mur
Weg	rah	wetheck
Gefäß	kesse	kebun
Teller	djimscha	kapsch

23. 6. 1916 Heute klappte der Abmarsch vorzüglich. Gegen 7 Uhr waren die Tiere am Fluß bei Sarhad angelangt, vorher hatte ich aus einer eisenhaltigen Quelle einen Trunk geschöpft. Der Übergang über den Fluß war langwierig, aber nicht schwierig, denn Gottes Güte hatte die Wasser zurückgestaut, das heißt wegen der vorausgegangenen trüben Tage führten die Flüsse weniger Schmelzwasser. Durch den Fluß zeigten uns zwei Chaschgao den Weg. Die Tiere gingen bis über die Brust ins Wasser. Sie trabten und galoppierten selbst bei ihrem plumpen Körperbau erstaunlich behende. Kurz hinter Sarhad begann der Anstieg zum Daz-Kotal. Ich wurde mehr aus Eigennutz als freundlicher Aufmerksamkeit gewarnt, ihn zu Fuß zu unternehmen. Tatsächlich spürte ich die Höhe bald. Ein kleiner Schwindel setzte von Zeit zu Zeit ein. Der Puls verkroch sich mehr und mehr. Wirklich, die Anstrengung machte sich geltend, ich freute mich, wie gut mein Herz arbeitete. Zweifellos kam ich nur langsam vorwärts, litt aber im allgemeinen weniger unter den Beschwerden der Bergkrankheit als die Leute, die ihre Pferde zu Tode hetzten. Mein Blauschimmel war auch recht angegriffen, er atmete ganz kurz und leicht und schien aufrichtig dankbar, daß ich nebenher ging. Schließlich war der [4257 m] Kotal in Sicht. Nur die Leere im Kopf blieb bestehen. Auf der anderen Seite brachte der Anblick einer großen Menge Bergfüchse eine willkommene Ablenkung. Leider traf ich nicht mit einem von fünf Schüssen. Am Mittag langten wir nach einem Anstieg von 500 Metern in einem Tal an, wo der vorangerittene Chan ein kleines Frühstück hatte anrichten lassen. Die Krieger, Pferde, Maultiere und Chaschgao, die da oben versammelt waren, gaben ein erinnerenswertes Bild. Das Schwerste sollte uns aber noch bevorstehen, ein weiterer Kotal, das uns über 700 m über das Tal hinaufführte. Nach 2 1/2 Stunden schwerstem Anstieg, der einen der Krieger ganz außer Gefecht setzte, langten wir in Montblanc-Höhe an. Dort war bereits ein Zeltlager aufgeschlagen, denn die Maultiere hatten sich eine Stunde vor uns in Bewegung gesetzt. Der Chan hatte mir sein eigenes Kissen untergebreitet, bald kam ein Mann mit einem Holzspieß an, an dem ein etwas zähes aber großartiges Kebab klebte. - Jetzt sitze ich am Feuer, denn es ist sehr *choluk* (kühl), das Schlagwort der Gegend, wie *schemal* (drückend heiß), das der Vortage.

Hirs - Hohe Bödsch Gaz, 7 Kuruh = 26 km, sehr schwerer Marsch.

**Am 24. 6. 1916** bis Bosai Gumbad mit Frühstücksaufenthalt in Mirza Murad, in einer Kirgisenjurte.

**25. 6. 1916** eben dort gewartet, um eine Nachricht vom Ambar in Taschkurgan, dem Mohammad Zia Chan unsern beabsichtigten Besuch gemeldet hatte, abzuwarten. Ein tungusischer Kaufmann erscheint unter größten Vorsichtsmaßnahmen und teilte mit allen Anzeichen der Bestürzung mit, daß der ganze Paßübergang von Taschkurgan von russischen Posten besetzt ist, die ihn aufs Genaueste untersucht, ja sogar das Futter der Kleider, die Packsättel aufgeschnitten hätten.

**26. 6. 1916** Mohammad Zia Chan veranstaltet für uns ein >Buzkashi<, ein uraltes mongolisches Reiterspiel: Einem Ziegenbock wird der gehörnte Kopf abgeschnitten, von einem Reiter aufgenommen und entführt. Die Verfolger versuchen, ihm die fest unter den Schenkel geklemmte Ziege zu entreißen. Der erfolgreiche Räuber wird weiter gejagt, manchmal von zwei, selbst drei Reitern auf einer Chuschgao. Wer sich am schnellsten und häufigsten der Beute bemächtigt, erhält einen Preis. Auch ich beteiligte mich auf meinem schnellen und wendigen Blauschimmel, allerdings erhielt mein Widerpart einen Wink des Chan, nicht zu fest zu halten, sonst hätte ich nie und nimmer ihm den blutigen Rumpf entreißen können. Auch ich bekam eine blanke Rupie. Am Abend des Tages marschierten wir bis unter den Kotal. Vom vielen Schreiben und Anordnen war ich todmüde, auch hatte ich in der stattlichen Kirgisenjurte kaum mehr als eine Stunde geschlafen. Nun erfolgt ein rührender Abschied von unseren letzten Begleitern. Es geht jetzt ganz ins Ungewisse. Der uns vom Djörneel in Faizabad als Führer mitgegebene Mollah erklärt, nicht weiter mitkommen zu wollen. Ich bleibe aber hart und bitte ihn, wenn er sich durch uns zu belasten fürchtet, unserem Zuge voranzureiten. Um 16 Uhr brachen wir auf, um noch vor Einbruch der Nacht den zwei Stunden entfernten Kotal überwunden zu haben. Tatsächlich befanden wir uns beim Dämmern zwischen Eis und gewaltigen, in diesem Umfang nie gesehenen Schneemengen auf chinesischem Boden. Der Weg zeigte Spuren von Menschen. Auch schien sich etwas am Horizont zu bewegen. Röhr und Seyed Ahmed reiten drauflos, stellen aber nur Kamele fest.

**27. 6. 1916** Der Weitermarsch das Tal hinunter gestaltet sich äußerst schwierig, das Gelände ist sumpfig; die Tiere verlieren nicht weniger als 12 mal die Lasten. Das bedeutet einen jeweiligen Aufenthalt von 15 - 25 Minuten. Es ist zum Verzweifeln. An dem ersten Karakol (Wache) und einem russischen Postenzelt vorbeimarschiert. Obwohl Hunde anschlagen, bleiben wir unbemerkt. Bei Tagesanbruch sind wir erst auf der Höhe des zweiten Karakols und werden dort von jenseits des Flusses von Tadjiks beobachtet.

**28. 6. 1916** Einen gedeckten abseits gelegenen Platz für die Tagesrast ausgesucht. Trotz der anstrengenden Märsche können es die Hengste nicht unterlassen, miteinander zu kämpfen. Von 18 Uhr nachmittags ab mit wenigen Unterbrechungen bis zum Morgen, der uns am Ausgang des Paßtales sieht, durchmarschiert. Einem Stummen Hilfe geleistet und einen Spion hochgenommen.

**29. 6. 1916** Langer ununterbrochener Nachtmarsch südlich des Flußufers. Ein Mann wird gemeldet, es stellt sich aber heraus, daß es nur ein Kamel ist. Der Mollah verzweifelt, betet und wir werden durch Gottes Hilfe glücklich gerettet.

**30. 6. 1916** Angesichts des russischen Militärlagers von Taschkurgan uns ins Gebirge geschlagen. Nach Beldir gelangt. Im Haus eines früheren Dieners von Sir Aurel Stein<sup>31</sup> untergekommen. Dort >Woche< gelesen. Kabil Chan wird eine Empfehlung ausgestellt.

**1. 7. 1916** Der Bruder Kabil Chans führt uns auf Ziegenpfaden durch verschiedene Wasser nach Schindi. Von dort beginnt ein dauernder, zunächst langsamer Aufstieg über Flußgeröll, nachdem der Regen auch die letzte Spur eines Weges zerstört hat. Das hindert das Fortkommen so wenig, wie die Spur hilft und dennoch gibt eine Spur stets eine gewisse Sicherheit und erspart durch die Erfahrung anderer viel eigenes Suchen. Röhr, der sich schon beschwert hatte, da ein 5060 Meter-Paß so wenig imposant sei, dachte über den Kandahar-Paß doch anders, als wir bei vielen überraschenden Wendungen, die immer neue Ausblicke eröffneten, nach 11- stündigem Marsch oben angelangt waren. Dort setzen wir einige Tadjiks in Erstaunen, die sich zunächst verkrochen hatten, dann aber sich als unsere Freunde rühmten. Was sie >aschkala< ausrufend, beeindruckte war allerdings in erster Linie unser >Reichtum<. Soviel Zucker, Brot und andere Dinge hatten sie noch nie gesehen. Wohl zwei Stunden verbrachten wir so in freundlicher Unterhaltung, unsere Schätze teilend und uns ihrer gemeinsam freuend. Dann ging es weiter in die recht rauhe Dämmerung hinein, einer freundlicheren Tiefe zu. Die Berge um den Paßgrund zeigten wie es gen Abend ging, ihre ganze große und herbe Schönheit. Der Wind jagte die Wolken von unten herauf uns entgegen. Mir war das Lagern auf dem kalten Grund ordentlich auf den Unterleib geschlagen, so daß ich verschiedentlich absitzen mußte. Mein Pferd drängte aber nach unten. Vielleicht hatte es tiefer weidende Stuten gewittert, jedenfalls blieb ich an der Spitze den dunklen Weg zu suchen und den Kampf mit den nächtlichen Gestalten allein aufzunehmen. Tatsächlich kamen sie mit Gebrüll näher, entfernten sich jedoch wieder, wenn ich auf sie losging. Mein Hengst war kaum zu halten, so hatte es ihm das andere Geschlecht angetan. Nachdem ich schließlich zwei Stunden durch das Dunkel abwärts gestolpert war, auf einem Weg, den gefunden zu haben ich mich anderntags selbst wunderte, machte ich an einem freien Platz halt. Was sollten wir bis zum nächsten Dorf gehen! Von dort war doch nichts zu erwarten, als Umstände und keine Hilfe. Ich wartete deshalb auf die Gefährten und ließ lagern. In 20 Minuten umging uns mitleidiger Schlaf in etwas unter Mont Blanc-Höhe.

**2. 7. 1916** Als ich beim ersten Grauen des Tages aufgestanden war, im kalten Bergwasser wieder etwas Achtung als Mensch vor mir gewonnen hatte und zum Lager zurückkam, trafen zwei Boten des Ambar aus Taschkurgan, unter ihnen unser Freund Kabil mit einem Brief für mich ein. Sie rieten zu schleunigem Weitermarsch, denn die Russen hätten gestern noch von unserem geglückten Durchmarsch erfahren und würden uns wahrscheinlich schon verfolgen. Sie erbaten sich, uns die Wege zu ebnen. In kurzer Zeit hatte die Karawane den Lagerplatz verlassen. Ich war zunächst den Weg bergan zurückgeritten und schloß nun in angemessener

<sup>31</sup> Sir Aurel Stein (1862-1943), bedeutender Erforscher der Kulturen Innerasiens, in Kabul verstorben und dort beerdigt.

Schutzentfernung. Nach vier Kilometern kamen wir an einen Kotal. Dahinter fiel jäh eine Schlucht ab, in der ein Wildwasser brauste. Durch dieses mußten wir hindurch. Mein Pferd kam glatt, wenn auch bis an den Hals ins Wasser stürzend auf dem vom Führer angezeigten Weg hinüber. Die Maultiere aber konnten ihre Lasten nicht durch die Enge zwängen. Alles mußte abgeladen und einzeln durchgetragen werden. Als sie sodann wieder aufgeladen waren, stellte sich heraus, daß noch eine Enge zu passieren war. Nun aber erkundete ich erst die Gangbarkeit des Wegs zu Fuß und zu Pferd und fand, daß außer einer schwierigen Geröllstelle ein Wasserfall von über zwei Metern Höhe und ein ebenso tiefes Loch dahinter zu überwinden waren. Nachdem sich mein Pferd beinahe alle Knochen gebrochen und nur mit knapper Mühe gerettet hatte, wobei mich ein schnelles Zugreifen Kabil Chans davor bewahrte, daß mir das aufgeregte Tier ein Bein zerschmetterte, mußte ich den Rückzug anordnen. Jetzt arbeitete alles wie die Neger das diesseitige Ufer zu erreichen und wieder aufzuladen. Wir hatten sechs Stunden verloren; der Feind war nunmehr in nächster Nähe zu vermuten. Wirklich meldete auch der oben aufgestellte Joseph drei Reiter und bat mich, nach oben zu kommen. Nach all den Anstrengungen in gestrecktem Lauf den Hügel zu erklimmen, war schon, von der Höhe ganz abgesehen, eine ganz gute Feldzugsleistung. Endlich erschienen die russischen Reiter. Ich ging mit meinen beiden Schützen vor, bis wir einen neuen Übergang in die Berge decken konnten. Ich blieb dort über eine Stunde, bis die M[...] (Kosaken) oben in den Bergen verschwunden war. Gott sei Dank zog noch ein Gewitter herauf, das uns Nachfolgende bald gänzlich verhüllte. Als der erste Donnerschlag erfolgte, stellte ich mir wider Wissen für den Bruchteil einer Sekunde vor, daß es eine russische Salve sei. Um uns setzte ein Schneegestöber ein. Das kam uns aber nur gelegen, wenn auch der Teilabstieg auf der anderen Seite dadurch erheblich erschwert wurde. In der Taltiefe war ein Trupp Reiter zu sehen. Wie in einer solchen Lage stets, denkt man zuerst an den Gegner, der ganz gut den Gebirgszug an einer anderen Stelle überschritten haben konnte. Das Glas zeigte aber unsere eigenen Leute, die nach kurzem Aufenthalt das Flußtal hinaufzogen. Unten wollte mich ein freundlicher Mingbaschi zum Bleiben veranlassen, ich eilte aber der Karawane nach, die den schweren Weg talhoch, talab von einer Seite des Flusses auf die andere in mühsamer Stetigkeit und Ordnung machte. Aller Schnelligkeit zum Trotz oder gerade infolge der Schnelligkeit erreichten wir mit dem Dunkelwerden ein kleines Rasthaus. Wie wohligh wärmte das Feuer in dem kleinen Kirgisenloch, das uns stolz als kaiserliches Gasthaus vorgestellt wurde. Teudebulung hieß es.

Der 3. 7. 1916 sollte einer unserer längsten Märsche werden, zwar ließ er sich sacht an, denn der tägliche Kotal, der uns gleich am Morgen blühte, war zwar seinen Vorgängern an Höhe, nicht aber an Steilheit ebenbürtig. Ein freundliches Schweizertal führte in die Höhe. Auf der anderen Seite rasteten wir im Regen, marschierten dann an Tschehel Gumbad (40 Kuppeln), aber nur zwei Jurten vorbei und glaubten uns nach vier Stunden Marsch unserem Ziel näher. Es wurden aber noch mehr als fünf Stunden bis wir Bagh, den Wohnsitz eines Beg erreichten. Und das wäre uns nicht gelungen, wenn uns unser forscher Führer nicht mit der größten Sicherheit wohl 30 Mal durch den reißenden Fluß gebracht hätte. Am anderen Ufer blieb ich jedesmal besorgt stehen um zu sehen, wie wohl diesmal die braven Maultiere ihre Sache machen würden. Ein Stolpern und Tier und Last wären unrettbar verloren gewesen. Aber selbst in tiefster Nacht, denn es war 21 Uhr und später gewesen, fanden die *Gatyre*

(Maulesel) ihren Weg aufs andere Ufer. Nach unserer Leistung versprochen wir uns von dem Beg das Äußerste, fanden aber vollständig im Dunkeln nur einen Mann, der sich hinter einem: >Es ist nichts zu finden< verkroch, dafür uns geistlichen Trost gab. Schließlich bekamen wir von anderer Seite doch etwas Milch und Grünes für die Pferde. Nur zu gern schieden wir von Bagh, wenn schon etwas später, weil wir erst um 23 Uhr zur Ruhe gekommen waren. Eine umso freundlichere Aufnahme fanden wir fünf Stunden weiter in Tekessekrik, am Fuße unseres Kotals, der uns endgültig in die Ebene hinunterbringen sollte. Eine große Menge braver Kirgisen bemühten sich mit den Frauen um die Wette, uns alles, was sie besaßen zu geben. Die armen Leute hatten alles das, was der reiche Beg nicht finden konnte. So machten wir denn bis 15 Uhr Rast und ich glaube, es tat den Kirgisen wirklich leid, uns scheiden zu sehen. Mich hatten die Leute gerührt und das Lächeln einer schmutzigen Kirgisin mich für den Augenblick sogar etwas verwirrt. Den letzten Anstieg habe ich in bester Erinnerung. Er machte mir nicht die geringste Schwierigkeit, dem Pferd noch weniger, denn es stürmte hinter einer Stute her und ließ sich weder mit Güte noch Kraft bändigen. Der Rückblick auf die blauen Berge, mit ihren tausendfachen Faltungen war selbst für mein müdes und etwas abgestumpftes Gemüt ein immer noch tiefer Eindruck. Dann kam es von der Paßhöhe ab, wohin uns unser Führer vorausgeeilt war, zu einem Kampf zwischen Mann und Pferd, bei dem ich nur mit größter Anstrengung Sieger blieb, der Hengst aber nach der Stute heulte, daß die Berge widerhallten. Gegen 21 1/2 Uhr holte die Karawane, die ich wohl eine Stunde erwartet hatte, auf. Hinter dem nächsten Hügel versteckt fanden wir eine vergessene Hütte, deren Inhaber, ein alter Weißbart von den Führern bis zu meinem Einschreiten Prügel bezog, weil er keinen Laut von sich gegeben hatte. Hiernach wurde die Frau geweckt, die ihre nackten Kinder auf einen Haufen packte und Feuer anzündete. Nachdem die Pferde versorgt waren, saß die freundliche Kirgisenfamilie mit uns um das gesellige Feuer. Die Nacht aber brachten wir mit Rücksicht auf die Inhaber der Hütte im Freien zu. Es war in immerhin noch 3000 m Höhe kalt genug. Der nächste Tag sollte einen Ausgleich bringen.

**5. 7. 1916** Ohne etwas gegessen zu haben (denn die Kirgisen hatten nicht, wie sie es uns versprochen, unseren Reis gekocht), ohne den Tieren auch nur das Geringste haben geben zu können, zogen wir los. Anfangs gaben die hohen und zum Teil sehr romantischen Felswände Schutz vor der Morgensonne, und boten dem Auge einen abwechslungsreichen Blick mit ihren tausenden Verwerfungen und Schichten, die im Großen den Faltungen einer Muschel ähnelten. Dann wechselte die Farbe, es kamen rote Sandsteinberge und schlossen hohe steile Lößformationen, die von weitem an Messels<sup>32</sup> Wertheimbauten erinnerten, ab. So marschierten wir Mensch und Tier stumpf-stetig aber schwunglos sieben Stunden lang. Die steilen Böschungen senkten sich nun rascher. Wind wehte uns entgegen, so daß die Tiere hoffnungsfreudig einem Wasser entgegentrabten. Aber bald verlangsamten sich ihre Schritte, sie hatten sich getäuscht. Immer wieder kam noch eine nächste Ecke, eine neue Steinwand, ein starker glühender Brodem. Weit und breit waren kein Mensch und keine Pflanze zu sehen. Schließlich tauchten aber doch Menschen auf. Nur wurde unsere Hoffnung jetzt an eine Siedlung zu kommen, durch die Auskunft vernichtet, daß wir erst oder kaum den halben Weg hinter uns gebracht hätten. Wenn ich zu Fuß lief, ging es gut weiter, zu Pferde drückten mich alle möglichen Beschwerden, so daß ich nicht den rechten Platz im Sattel finden konnte.

32

Alfred Messel, Architekt (1853-1909)

Gegen 15 Uhr stellten sich fühlbare Herzkrämpfe heraus, die auch nur so lange etwas nachließen, als ich entweder auf dem Boden oder ganz nach vorn gebeugt auf dem Sattel lag. Schließlich blieb ich zurück. Aber die Schmerzen blieben mit mir. Doch geschafft mußte der Weg werden, und sobald es mir etwas besser ging, kroch ich der Karawane nach. Endlich war die freie etwas abfallende Ebene erreicht, und schließlich sogar der Blick auf eine ferne Oase, in der sich meiner Ansicht nach Jarkent laut Karte verbergen mußte. Die Stadt selbst war allerdings nicht zu erkennen. Wir marschierten weiter, aber der grüne Strich vor uns kam nicht näher. Zwei weiße Türme standen ganz in der Ferne auf. Das war das Ziel, auf das wir losstrebten. Eine Stunde, zwei Stunden, endlich rückten sie uns wirklich etwas näher. Da hatten wir sie und schon sprengte uns von fern ein Reiter in weißem Gewand entgegen, mit etwas wie einem Schlauch in der Hand. Er schwenkte eine Kanne Milch, die Josef und ich willig leerten, um hinter der Stute des Boten in das nahe Dorf zu traben. Das Dorf mit seinen Saaten und Obstbäumen, der friedliche Hof des Mingbaschi, wo unsere Tiere schon Quartier gefunden hatten und wir in Milch und Früchten schwelgen konnten, mutete mich ganz chinesisch an. Ein wenn auch schmutziger Engel brachte diese Gottesgaben. Dann lauschten wir einem Gebet, genossen den Abendfrieden und schrieben noch einen Brief an den Ambar von Jarkent, dann umging uns der sorgenfreie Schlaf vor dem Ruhetage.

**6. 7. 1916** Eine Fülle von Arbeit: Die Führer (Chudejin) mußten entlohnt, umgepackt, geputzt, die Waffen nachgesehen und gereinigt, Briefe geschrieben, alles gesonnt und schließlich Menschen und Pferde gebadet werden. Der Mingbaschi bewirtete uns herzlich und gastlich. Ungeahnter Frieden umgab uns, langentbehrte Befriedigung erfüllte uns. In der Nacht kam unser Mollah, warum wußte ich nicht recht. Am nächsten Morgen stellte sich heraus, daß außer ihm eine chinesische Begrüßungsmision eingetroffen sei.

**7. 7. 1916** Sie bestellten Grüße und versuchten gleich Dauer und Zweck unseres Aufenthalts zu erheben. Die militärische Begleitmannschaft hatte uns zuerst zu mindesten in Erstaunen versetzt, so sehr ähnelten sie russischen Kosaken. In ihrer Erscheinung spiegelte sich am besten die russische Vormachtstellung in chinesisch Turkestan wider. Der Ritt heute kam uns lang vor, wenn es auch nur fünf Stunden waren. Der Weg war, obwohl gut und schattig, einförmig und zeigte immer wieder die gleichen Felder, nackten Kinder und verschleierten Frauen, die zum Teil recht gut aussahen. Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto mehr bekropfte Menschen tauchten auf. Jarkent steht unter dem Zeichen des Kropfes, kein Mann, keine Frau, kein Mensch ohne Kropf. Nachdem wir nahe an der Tartarenstadt und etwas ferner an der Chinesenstadt vorbeigeritten waren, langten wir in unserem Palast, einem großen schattigen, aber verstaubten und muffigen Gebäude an. Wir baten uns sofort dem Ambar anzumelden. In der Zwischenzeit schlief ich auf einem übelriechenden Teppich einen bleiernen Schlaf, der noch durch die Nachricht verlängert wurde, daß der Ambar uns in zwei Stunden empfangen würde. Der Zug durch die weiten Gärten und Basare brachte das, was man der Landschaft nach in der Stadt vermuten durfte. Wieder viele Kröpfe, schläfrige Menschen und mit Krimskrams gefüllte, zum Teil auch leere Läden, denn wie ich hörte, war nur einmal wöchentlich Basar, während das kleinere Kaschgar täglich Markt hält. Der Empfang beim Ambar war ebenso merkwürdig wie kurz. Ich genoß es, in die alten Höfe [des Yamen] einzureiten, die sich zu einem fluchtartigen Ausblick öffneten. Ganz wie in den alten

Palästen Pekings stand in den Vorhöfen eine Fülle von Menschen, die sich allerdings mehr aus Bittstellern als Bediensteten zusammensetzten. Dann kam die chinesische Dienerschaft, eine Leibwache von Soldaten, eine solche der Polizei und schließlich zwei Mann, die Gewehre zu präsentieren verstanden. Dahinter befand sich eine komische Figur, ein schwarzer Punkt in all der Buntheit, der Ambar im schlecht sitzenden alten Überrock und Zylinder. Sein Händedruck war schon europäischer, auch die Unterhaltung, die über zwei Dolmetscher geführt wurde, entwickelte sich ganz gut und zeigte, daß man es zwar mit keinem überragenden aber leidlich gebildeten und jedenfalls interessierten Mann zu tun hatte. Verfänglichen Fragen über Dauer und Zweck unseres Aufenthaltes wich ich wieder aus. Umso mehr Gelegenheit hatte ich, Mitteilungen über Krieg und Europa zu verbreiten. Beiderseitig befriedigt schieden wir voneinander, er in uns keine übereifrigen Europäer, die mit einer Hemdsärmelpolitik seine Stellung bedrohten, wir in ihm einen Mann von leidlichem Verständnis und gewisser Sympathie gefunden zu haben.

**8. 7. 1916** Am Nachmittag folgte zur angesagten Stunde der Gegenbesuch des Ambar und seines militärischen, von uns ebenfalls am Vortage beehrten Kollegen. In chinesischer Tracht war unser neuer Freund gar nicht zu erkennen, so vorteilhaft sah er aus. Beide blieben nicht lange, sondern verabschiedeten sich nach etwa einer Stunde mit einer Einladung zum Tee auf übermorgen. Ich bat den Ambar meine Briefe zu befördern. Mein Telegramm hatte er bereits am Vormittag zur Weitergabe angefordert und erhalten.

**9. 7. 1916** Besuch des Mollah Machsud, der unsere Post nach Afghanistan zu übernehmen versprach. Ganz Würde aber noch mehr Gerissenheit, treibt der geistliche Herr Opiumsmuggel, und zwar für die Königinmutter, die Mutter Muin es Saltaneh's und wahrscheinlich auch die Mutter Ain ed Dowlehs<sup>33</sup>. Er er bietet sich auch zum Wechseln afghanischen Geldes zu schlechtem Kurs.

**10. 7. 1916** Nachmittags mit unserem schwedischen Pfarrer, dessen Station ich am Vortage besucht hatte, zum Tee, das heißt zum feierlichen chinesischen Mittagessen, das erste, das Erinnerungen an alte Genüsse in Peking heraufführte, eingeladen. Dazu kurze politische Unterhaltung.

<sup>33</sup> Mu'in-es-Saltaneh - Macht des Reiches, i. e. der Sardar Enayatullah Chan, der damalige Kronprinz, dessen Mutter war die Ulya Djah oder Badr-ul-Haram Schudja'at, eine Safi von Tagao. - Ain-ed-Dowleh - Spiegel der Souveränität, i. e. der Sardar Amanullah Chan, der nachmalige König; dessen Mutter war die Ulya Hazrat oder Seradj-ul-Chwatim Sarwar Saltaneh, die Hauptfrau des Emirs und vom Verfasser als die Königin bezeichnet (vgl. Anmerkung 18). Mit der Königinmutter ist Benazir, deren Mutter gemeint. Da auch die Frauen hochgestellter Persönlichkeiten nur innerhalb des Haremserails eine Rolle spielten, ist die schriftliche Überlieferung zur jeweiligen Person und oft auch ihrer Abstammung äußerst dürftig. So verfügten vor allem die Nebenfrauen orientalischer Herrscher kaum über eine Genealogie. So weiß man z.B. über die Mutter des Emirs Habibullah Chan Namens Guriz lediglich, daß es eine usbekische Sklavin des Mir Djahandad Schah von Badakhschan war, die der Emir Abdur Rahman während seines Exils in Samarkand in seinen Harem genommen hatte. - Auch der erwähnte Mullah Machsud galt nach den Berichten der Agenten der Engländer als Verwandter des Emirs. Vgl. Public Record Office, Fo 371/2654.



**11. 7. 1916** Spazierritt wie jeden Tag unter starker Bedeckung. Nachmittags und Abend beim Missionar, der uns folgende schöne Basargerüchte, nein - Wahrheiten natürlich zum Besten gibt. 1.200.000 Mann an der Grenze von Belutschistan angekommen - nicht ganz wahrscheinlich. 2. Wir erfreuten uns einer großen Popularität, besonders bei den Muselmanen - hoffentlich. 3. Den Gruß der Inder hätten wir nicht erwidert - wir hatten ihn besonders freundlich erwidert. 4. Wir schliefen auf dem Dach unseres Hauses und hätten allnächtlich Gespräche mit Deutschland- in Gedanken ja. 5. Alle einschließlich des Ambar, am meisten aber die Russen fürchteten sich vor uns - warum?

**12. 7. 1916** Heute bittet uns der Ambar zu ihm ins sichere Gewahrsam umzuziehen. Ich weigere mich, denn gerade hörte ich, daß der englische Munschi hier eingetroffen sei. Der Bote nimmt einen Brief, in dem ich meine Absicht nach Kaschgar zu reiten anzeige und mich für die Aufmerksamkeit bedanke, mit zurück. Um 12 Uhr kommen weitere Boten und bitten mich inständig umzuziehen, denn der Ambar hätte erfahren, daß die Engländer und Russen ihre Untertanen gegen uns mobil machten und uns wegführen wollten. Ich versprach, den Ambar aufzusuchen. Er besteht auf seiner Bitte, ich auf meiner begründeten Weigerung. Brief an den englischen Generalkonsul Sir George Macartney<sup>34</sup> dem Missionar Nyström übergeben.

<sup>34</sup> Hier der Wortlaut des Briefes an Macartney:

Yarkent, le 12 juillet 1916.

Pour ne pas vous causer d'embarras, je traduis ci-dessous lettre.

Monsieur le Consul Général,

J'ai l'honneur de vous communiquer ce qui suit, comme j'apprends de source sûre qu'on tache de la part du Consul Général anglais et russe d'intimider les autorités chinoises et de les influencer contre moi. Pour empêcher toutes sortes d'erreurs, je tiens à déclarer à M. le Consul Général que tels essais ne peuvent naturellement me faire aucune impression. Je suis un diplomate et officier allemand qui ne disparaît pas sans bruit et qui sait bien se défendre soi-même.

Lorsque j'arrivai dans ce pays, j'étais fermement décidé, et je le suis aujourd'hui encore, sans considérer ce qui est arrivé à Kachgar, - de respecter strictement la neutralité chinoise; mais j'attire l'attention de M. le C. G. et de votre collègue russe sur ce point que j'opposerai toute attaque même menaçante contre mes gens, ma personne ou propriété une résistance armée de plus énergique et que j'ai pris précaution que nulle injustice ne se passe sans vengeance. Dans ces paroles je prie M. le C.G. de ne pas voir une déclaration de guerre qui serait contraire à mes bonnes intentions, mais une explication qui ne peut pas être méprisée de mon point de vue.

Contrairement aux mœurs cultivées - pas de notre côté dans cette guerre, je suis prêt à cultiver des relations correctes personnelles - je ne me gênerai pas même de venir voir, en qualité de personne privé, le gentleman Sir George à Kachgar. Vous prie de bien vouloir communiquer ma façon de voir à M. votre collègue russe, je suis M. le C. G.

vosre dévoué

Hentig.

Public Record Office, London, 150492 Fo 371/2654 (357)

'No answer will be given to this letter' ist der von Macartney hinzugefügte Kommentar. Aus den Akten geht hervor, daß zumindest die Briten im Erscheinen des Verfassers einen Bruch der chinesischen Neutralität sahen und daß sie die chinesischen Behörden unter Druck zu setzen versuchten, sich dieser Sichtweise anzubequemen. Wer sich darüber hinaus dafür interessiert, in welcher Form sich das Drama auf englischer und russischer Seite

**13. 7. 1916** Wartetag. Zwei Mal nach verschiedenen Richtungen ausgeritten. Briefe für Kabul, die ich gestern Mollah Machsud übergab, sollen angeblich abgehen.

**14. 7. 1916** Von einem Sekretär aufgefordert, über Maralbaschi abzureisen, bitte ich um Quittung für mein Telegramm zur Sicherheit, gleichzeitig schicke ich ein weiteres durch die Schweden nach Peking. Abends wiederhole ich die Bitte schriftlich.

**15. 7. 1916** Das Telegramm wird zurückgesandt. Es sei nicht in englischer Schrift geschrieben und daher unlesbar. Tüchtig Krach geschlagen. Nachmittags erklärt der Ambar, daß er das zunächst nur dem Telegraphenamt übermittelte Telegramm nunmehr an den Taotai schicken wolle. Beteuert tausendmal seine Unschuld. Ich übersende das etwas ergänzte Telegramm nochmals, gebe sogar, was ich betone, eine Übersetzung für den Ambar. Als aber der Ambar noch weitere Erklärungen erbittet, weise ich den Boten hinaus. Ich erklärte, daß das Telegramm nur für meinen Minister bestimmt und meine persönliche Liebenswürdigkeit falsch verstanden worden sei. Mit Mollah Machsud ebenfalls ernste Rücksprache. Tursen Beg<sup>35</sup> geht heute Nacht daraufhin ab. Seyed Ahmed im Basar bedroht und aufgefordert zum >indischen Doktor< zu kommen. Ich lasse meinerseits an den Doktor eine Einladung ergehen. Das Wetter die ganze Zeit trocken, zum Teil bewölkt, nicht allzu warm.

**16. 7. 1916** Sonntag. Morgens sende ich einen Brief an unseren Gesandten ab. Der diensttuende Mirsa erhält Auftrag, ihn einschreiben zu lassen, kommt aber nicht zurück. Gegen 11 Uhr machen wir uns auf, der Einladung des Herrn A[.....] zu folgen. Unterwegs sehe ich den Mirsa stehen. Ich sah ihm an, daß er den Brief nicht besorgt hatte. Unter dem Vorwand, daß bei der Anschrift >Deutsche Gesandtschaft< fehle, war er zurückgewiesen und nicht befördert worden. Empörende Freundschaft! Ich sage mich beim Ambar auf 5 Uhr an. Gott sei Dank, daß wir bei unseren christlichen Gastgebern den Ärger ein wenig vergessen konnten. Punkt 17 Uhr beim Ambar. In vollkommener Kühle lege ich ihm folgende Fragen vor: 1. > Ist seiner Excellenz dem Ambar bekannt, daß China seine Neutralität erklärt hat, d.h. keinen der Gegner bevorteilen oder benachteiligen will? 2. Ist seiner Excellenz dem

abspielte, der möge es bei Sir Clarmont Skrine und Pamela Nightingale *Macartney at Kashgar* (London 1973, S. 248 ff.) nachlesen. Allerdings enthält die Darstellung eine Reihe von Ungenauigkeiten. Darüber erweisen sich diese Autoren als voreingenommen, was nicht zuletzt daher kommt, daß sie sich fast nur auf englische Quellen stützen.

<sup>35</sup> Tursen Beg begab sich im Auftrag des Verfassers zu Muhammad Zia Chan. Dieser bestand darin, u. a. die Schatulle mit den Insignien des Roten Adlerordens mitzubringen, die der Verfasser in der Obhut des Chans gelassen hatte. Nachdem der Verfasser gegen Ende seines Aufenthalts in Kabul nach reiflicher Überlegung beschlossen hatte, dem Emir die Insignien des Ordens nicht zu verleihen, hatte er sie auf die Reise mitnehmen müssen. Tursen Beg entledigte sich dieses Auftrages, indem er die Schatulle unter dem Bauch eines starken Widders festband, der inmitten einer Schafherde an den russischen Posten auf dem Pamir vorbeigetrieben wurde. Aus den Berichten der einheimischen Agenten, die in britischen und russischen Diensten standen, geht hervor, daß man recht gut über die vom Verfasser verschickten Briefe unterrichtet war, wie viele allerdings tatsächlich abgefangen wurden, bleibt jedoch unklar.

Trotz der Versuche britischerseits, Seyed Achmeds habhaft zu werden, ließ dieser nach einem Bericht des indischen Aksakals an Macartney vom 20. August 1907 bei diesem über einen Mann namens S. A. S. Fazal-i-Ilahi bitten, an Seyed Achmeds Familie in Peshawar zu telegraphieren, daß es ihm gut ginge.

Ambar bekannt, daß die Verkehrseinrichtungen des chinesischen Reichs wie Post und Telegraph jedem, auch den Kriegführenden, soweit sie keinen Mißbrauch damit treiben, gleichmäßig zur Verfügung stehen? 3. Ist seiner Excellenz dem Ambar bekannt, daß das Verweigern einer solchen Möglichkeit gegenüber einer der beiden Parteien ein Neutralitätsbruch ist? 4. Ich habe vor vier Tagen einen Brief geschrieben und erwarte noch immer die Antwort. Wann ist diese zu erwarten? Auf Frage 2 ließ der Ambar eine große Erklärung bezüglich des Briefes los. Ich ließ sie gar nicht übersetzen, sondern beharrte auf der Beantwortung dieser und der folgenden Fragen. Er sehr verlegen, versprach, die Antwort sogleich zu geben.

**17. 7. 1916** Einladung zum Kaffee bei Herrn Nyström. Röhr hatte am Vormittag einer Operation beigewohnt, die N. ausgeführt hatte. Der Ambar läßt erneut nach dem Brief fragen, um ihn zu befördern. Ich behalte ihn in der Tasche. Während wir bei Nyström sitzen, trifft ein Bote des Ambar mit einem großen türkischen Schreiben ein, worin er mich meiner >wachsenden Intelligenz< versichert, seine Maßnahmen, wie er sie dem Tutu in Urumtschi berichtet hat schildert und fragt, wie lange ich zu bleiben gedächte. Ich antwortete sofort.

**18. 7. 1916** Brief vom gefangenen Bayern Josef Gaus sofort beantwortet. Der Ambar läßt fragen, ob ich nicht einen Boten mit Telegramm durch die Taklamakan nach Maralbaschi, um die Zensur in Kaschgar zu vermeiden, zu schicken beabsichtige. Er würde es übernehmen eine Begleitung mitzugeben. Sehr schwül, in der Nacht Staubsturm.

**19. 7. 1916** Brief an Bolin in Kaschgar und den Taotai daselbst. Meine Absichten und wie ihnen von chinesischer Seite begegnet wurde. Vormittags beim Missionar, in seinem Garten gefrühstückt. Briefe an Gaus, den Generalkonsul Knipping, Bolin und den Taotai abgeschickt.

**20. 7. 1916** Besuche. Briefe nach Schanghai, an den Taotai und den Tutu in Urumtschi abgeschickt.

**21. 7. 1916** Bestätigung, daß mein Telegramm (21 Wörter) am 18. in Kaschgar aufgegeben.

**22. 7. 1916** Ambar erkrankt. Nach seinem Befinden gefragt. Er erklärt, mich bald besuchen zu wollen. Brief von Herrn Bolin, der die Lage als sehr kritisch für uns darstellt.

**23. 7. 1916** Sonntag. Antwort für Bolin.

**24. 7. 1916** Abgang der Briefe an den Generalgouverneur in Urumtschi, an den Gesandten in Peking und an Bolin. Asgher zieht ab. Besuch in der Klinik des Missionars Nyström. Eine Fistel wird operiert. Eine Stunde später erscheint ein Beamter des Ambar, um mir prompt auf meinen Brief nach Urumtschi mitzuteilen, daß bereits vor neun Tagen die beiden Verbündeten (meines Erinnerns Türken) nach Peking abgereist und wohl nicht mehr erreichbar seien. Bald nach dieser Nachricht erscheint ein anderer mir schon vielfach angekündigter Türke, der, wie Freunde warnen, ein russischer Spion sein soll. Er zeigt sich gut unterrichtet, macht viel Sprüche, sucht unser Vertrauen zu gewinnen und Näheres über unsere Pläne vor

allem die Reise nach Kaschgar zu erfahren. Er bittet Röhr für den nächsten Tag, ihm in seinem Laden ein Blatt abzuholen, in dem angeblich der Fall von Verdun und die Einnahme des Suezkanals behandelt sind.

**25. 7. 1916** Röhr benutzt diese Gelegenheit, ihm ins Gewissen zu reden und sanft auf unsere Seite zu ziehen. Selbst ausgesprochene Vorwürfe nimmt er nicht übel, sondern teilt uns zum Beispiel mit, daß die beiden, bei uns arbeitenden Schneider Spione des russischen und englischen Aksakals sind. Abends bei Nyströms.

**26. 7. 1916** Post von Kaschgar, die uns aber nichts bringt. Studium der >Moslem World< und >International Mission Review<.

**27. 7. 1916** Donnerstag und Markttag. Studien fortgesetzt, Brief nach Haus geschrieben, den ich diesmal über russisch Turkestan leite.

Jarkent, den 27. Juli 1916

Liebste Eltern,

Endlich kann ich Euch nach langen, für Euch bangen Monaten ein Lebenszeichen geben. Ob es Euch wohl erreichen wird? Von Afghanistan aus wäre es wenig wahrscheinlich gewesen. Es war nicht damit zu rechnen, daß unsere Boten nach Teheran ihr Ziel erreicht hätten oder erreichen würden. Wir selbst und die Westgrenze des Landes waren zu gut bewacht und von Indien aus hätten Euch die Engländer schon selbst benachrichtigen müssen.

Zwar reichlich erschöpft, aber doch aufatmend haben wir nicht nur die Schrecken des Pamir bestanden, sondern auch die russischen Sperrketten wie ein Wunder durchbrochen. Jetzt fühlen wir uns im neutralen China unmittelbarer Sorgen ledig und verhältnismäßig frei, ein langentbehrtes Hochgefühl. Hinzu kommt die Genugtuung, daß es uns doch gegen alles Erwarten gelungen ist, unseren Auftrag zu erfüllen.

Nach China auszuweichen mag Euch schwer erklärlich scheinen. Es blieb aber, wenn ich meine Mission weiterführen und mit der Welt wieder in Verbindung kommen wollte, keine andere Möglichkeit. Hier stehen mir Telegraph und Post wenigstens bis Peking und bei einem ersehnten Friedensschluß der schnellere Rückweg über Rußland offen.

Jarkent haben wir als ersten Aufenthaltsort wählen müssen, weil die Russen den Weg nach Kaschgar, dem politischen Zentrum Westsinkiangs, verlegt hatten. Jarkent ist eine zwar große, aber stille Stadtoase mit einer Bevölkerung von etwa 200.000 Menschen, bis auf einige hundert chinesische Händler und Handwerker, alles islamische Turkotataren. Auch lebt hier eine große afghanische Kolonie, die die >Lieblingsgäste Seiner Majestät des Emir< mit respektvoller Gastlichkeit und Freude über den Zuwachs ihrer politischen Stellung empfangen hat.

Um möglichst freizubleiben, konnten wir die dringende, etwas verdächtige Einladung des chinesischen Landrats, hier Ambar genannt, in seinen weitläufigen, aus Chinas besseren Zeiten stammenden Palast zu ziehen, höflich ausschlagen und ein viel geräumigeres Gebäude außerhalb des eigentlichen Stadtbezirks mieten. Natürlich gab das zu allerhand Gerüchten

Anlaß, so z. B. daß wir diese Vorkehrung für unsere noch im Gebirge gelassenen Mannschaften getroffen hätten.

Der Vorsteher der afghanischen Kolonie schickte uns Teppiche zur Ausstattung des palastartigen Hauses sowie Küchengerät und Feuerung. Tursen Beg, im Hauptberuf Opiumsmuggler, meldete sich unmittelbar, ich weiß nicht, auf wessen Veranlassung, bei uns zum Dienst. Er ist ein Hüne von Gestalt, ein verwegener Bursche und, wie sich herausstellt, ein Freund unserer Sache, der des >Islam<.

Sehr erfreulich ist für uns, daß sich am Orte eine Mission des Svenska Missionsförbundet befindet, die wesentlich eine ärztliche Tätigkeit ausübt. Ich hoffe sie auch für diesen Brief in Anspruch nehmen zu können. Drei sympathische Schweden, sämtlich verheiratet, verwalten sie. Wir kommen für sie aus einer anderen Welt, wie sie für uns in einer ebenso entfernten leben.

Unmittelbar nach meiner Ankunft habe ich mich sofort mit der Liste meiner Begleiter über die Regierung in Urumtschi in Peking und dort auch bei unserer Gesandtschaft gemeldet. So müßtet Ihr eigentlich, wenn alles klappt, etwa heute in vierzehn Tagen über den Draht oder vielleicht nach zwei bis drei Monaten von mir schriftlich hören.

London und Petersburg sind sicher von meinem Eintreffen hier schon heute unterrichtet. Sobald sich mein Schicksal weiter übersehen läßt, ausführliche Zeitung. Zunächst nur dank- und freudeerfüllt

Euer Otto.

**28. 7. 1916** Der Mollah aus Faizabad verabschiedet sich, reist aber nicht ab. Ich lasse ihn auffordern, doch nicht zu lang zu bleiben. Besuch zweier Kendy-Türken.

**29. 7. 1916** Zwei Boten, einer des Vormittags und einer des Nachmittags fordern mich auf, Jarkent zu verlassen. Ich bitte diese Aufforderung doch an die Gegner zu richten und erkläre, auf jeden Fall bis zum Eintreffen einer telegraphischen Antwort aus Peking zu warten. Der Telegraph sei gestört, läßt mir der Tutu von Urumtschi sagen. - Die Türken bei uns zu Besuch. Röhr erhält die Nachricht, daß in Taschkurgan starke Truppenansammlungen stattfinden sollen. Ein Armenier spricht vor.

**30. 7. 1916** Die Türken sollen, weil sie Verbindung mit uns aufgenommen haben, augenblicklich die Stadt verlassen. Ich schicke Röhr zum Ambar, der die Türken nicht zu behelligen verspricht. Am Nachmittag wird der uns besuchende Armenier von einem Soldaten in ungehörigem Ton aufgefordert, nach Haus zu gehen. Ich lasse den Soldaten ablösen, seitdem begrüßt er mich besonders freundlich.

**31. 7. 1916** Wie fast täglich draußen in der Mission. Die Basargerüchte nehmen phantastische Formen an. Wir hätten für 80.000 Tenge<sup>36</sup> Brot gekauft. Ein deutliches Zeichen, daß wir, wie uns immer schon nachgesagt wurde, in den Bergen viele hundert Leute stehen hätten. Ich

<sup>36</sup> Tenge (Silber) und Tilla (Gold) bildeten die Währung der Chanate Buchara und Chiwa, die ferner im nördlichen Afghanistan und offenbar darüber hinaus auch in diesem Teil Chinas im Umlauf war. Acht oder neun Tenge waren eine Tilla wert. Der Wert des Tenge schwankte mit dem Preis des Silbers und nahm mit der russischen Expansion ab. In den 1880er und 90er Jahren kamen zwischen 5 und 6 Tenge auf den Rubel.

wolle das Land erobern um mich zum Ambar zu machen. Überdiplomatischer Brief von Herrn Bolin aus Kaschgar, der nichts sagt und nichts verspricht.

Jarkent am 31. Juli 1916

Liebe Mutter,

aus dem Bedürfnis, mit Euch zu reden und in der Hoffnung, daß Euch doch einer oder der andere meiner Briefe erreicht, diese Zeilen. Meine Gesprächsthemen sind ja äußerst beschränkt, deshalb will ich versuchen, Euch eine unschuldige Beschreibung meiner jetzigen Umgebung zu liefern und zwar diesmal von der weiteren.

Das Land hat für den, der aus Persien oder Afghanistan kommt, viele Reize, genau so wie es die beiden vorgenannten Länder für den haben würden, der aus Jarkent seinen Schritt dem Gebirge zuwendet. Im ganzen mittleren Asien keine so große, so intensiv bebaute und so stark bevölkerte Gegend gesehen, wie die des Jarkentflusses. Kommt man durch Stein- und Sandwüste vom Gebirge herab, so möchte ein Laie und vielleicht auch der unerfahrene glauben, daß so leichter, feiner Sandboden überhaupt und unter irgendwelchen Umständen Früchte trägt. Der Augenschein zeigt, daß dieser gleiche Boden nicht nur eine, sondern bis zu drei und vier gute Ernten jährlich zu bringen imstande ist, daß Bäume auf ihm mit der zehnfachen Geschwindigkeit wachsen als bei uns und wären seine Bewohner nicht von Natur faul und mehr noch degeneriert, hier ein irdisches Paradies sein müßte. Laß es Dir ein wenig vor Augen führen! Bedenke indessen, daß ich aus einem größtenteils arm-öden Gebirgsland komme und daher Beobachtungen mache, die Dir vielleicht garnicht bemerkenswert erscheinen.

Der erste Eindruck der Jarkentebene war der einer riesigen baumbestandenen Fläche, wie ich sie seit langem nicht mehr gesehen. Eine Augentäuschung spiegelte mir einen großen Fluß vor, wie ich aus dem toten Gebirge ihm näher komme, verschwand das Bild auch bei näherem Zusehen durch das Glas nicht. Schließlich war es aber doch nur Sand; durch ihn wälzte sich still ein graues, sandgesättigtes Gewässer. Und wo es der Mensch über seine Ufer hinausleitete, da war es grün, unmittelbar. Denn alles, wo das netzende Wasser nicht hinkam, blieb Wüstensand. Nur sah er nicht gelb, sondern meist etwas greulich aus. Dabei war er so fein, daß er unwillkürlich die Vorstellung einer vollgeschriebenen Seite hervorrief, wo er soeben seine tintenlöschende Kraft erprobt hatte.

Der Wüstensandweg führte zu einer Brücke. O staunenswertes Zeichen kommunistischer Fürsorge eines ererbten Staatssinnes, der bisher von mir nicht gesucht und auch nicht vermißt wurde. Noch dazu überbrückten die roh nebeneinandergelegten Pappelstämme, die der Luxus eines Geländers einhegt und schmückt, ein Wasser, das ganz ohne Lebensgefahr zu durchfurten ist. Ich erhole mich von meinem Erstaunen, um nur in ein neues zu fallen. Welche Fülle von Bäumen, und nicht nur Pappeln, denen ihrer Schnellwüchsigkeit halber auch in Afghanistan zehn bis zwölf Jahre zugestanden werden, nein, Nuß- und Pflaumenbäume - und darunter liegen Frauen, jawohl, ausgewachsene, unverschleierte Frauen. Ist dieses China nicht ein merkwürdiges Land! Längs des Weges sehe ich nur höchst erstaunte, fassungslose Gesichter. Nur die Kinder, die in paradiesischer Nacktheit und großem rasiertem Kopf umhertollen, stimmen meinem freundlichen Lächeln zu. Alles andere ist baß

entsetzt über die Fremdlinge. So war es am ersten Tag, so finde ich es immer noch auf meinen morgendlichen und abendlichen Spazierritten durch das Land. - Einmal hatte ich eine große Freude. Wie ich, längst des mich begleitenden China-Kosaken ledig, wieder nach Haus galoppierte, verhielt ich bei einem kleinen Trupp Hammel, die ein sauberes junges Mädchen in rotkattunenem Hemd, wie es die Frauen hier allgemein tragen, Scheitel und langen schwarzen Zöpfen und einem kleinen gestickten Käppchen, wie es ebenfalls Landesbrauch ist, doch ungewöhnlich frischen und liebenswürdigen Zügen mich mit der üblichen aber von weiblichen Wesen nie gesehenen Verbeugung begrüßte. Ich grüßte wieder und hatte im Weitergaloppieren das wohlige Gefühl, als ob an dem dreifach umpanzerten Herzen etwas aufgetaut sei. Nur einmal in der ganzen Zeit fühlte ich mich ähnlich berührt, als drei kleine Hadjis auf der Heimreise von einer unfreiwillig verlängerten Mekkafahrt verschiedene Stationen hindurch unser Zelt mit ihrem kindlichen Gezwitzchen erfüllten. Aber das ist einer ausführlichen Schilderung, wie ich sie an Hand meines Tagebuches geben kann, wert.

Mehr oder weniger unser einziger Umgang sind hier zwei schwedische Missionarsfamilien. Herr Nyström mit Frau und zwei Kindern sowie der ebenfalls verheiratete Herr Arell. Den Frauen tut man zuerst Unrecht und erklärt sie für Blaustrümpfe, muß ihnen aber bald Abbitte tun, wenn man all ihre soliden und echten nordischen häuslichen und fraulichen Eigenschaften erfährt. Beiden Ehepaaren sind wir zu großer Dankbarkeit verpflichtet, die wir hier keineswegs abtragen können. Frau Nyström bringt unserem Seyed Ahmed - einer der fürchterlichen Gesellen, die Dir immer im Traum erschienen sind - das bürgerliche Kochen bei - gegen unser touristisches schon ein erheblicher Fortschritt. Frau Arell spendet uns jedes Mal, wenn wir sie aufsuchen, und das geschieht ein über den anderen Tag, von dem wertvollen, aus Schweden mitgebrachten Kaffee. Dazu freundliche Worte und Zeitungsnachrichten, für die wir ausgestoßenen, von aller Welt abgeschiedenen nicht dankbar genug sein können. Ich bitte beide Familien auf die Liste der besonders zu empfangenden Gäste zu setzen.

Solch ein paar anständige Leute geben einem bei allem, was man sonst erlebt, den Glauben an die Menschheit wieder. Leider ist Herr Nyström schwer ohrenleidend und muß sich demnächst in Schweden einer Operation unterziehen.

Mein Befinden ist, wie immer, ausgezeichnet. Hier schließe ich, denn eine bessere Nachricht, die in Dir weiterklingen und alle Sorgen nehmen soll, kann ich Dir nicht geben.

In stetem Gedenken

Euer Otto.

**1. 8. 1916** Der Ramasan ist einen Tag später als der Kalender vorschreibt beendet, da der Mond noch nicht erschienen ist. Gute Zeitung aus Afghanistan. Besuch eines Arabers, der von sich nur als >Fakir< spricht und manch lustige Geschichte erzählt, z. B. wie ihm der russische Kaufmann in Kaschgar bei Beginn des Krieges den Tee 1/2 Tenge billiger berechnete in der Annahme, die Türkei würde sicher mit den Russen gehen, wie er beim Aksakal des russischen Konsuls [Fürst Mestschersky] eingeladen war; deutsche Grammophonplatten verkaufte, wie Ibrahim Pascha floh, Kriegsnachrichten verbreitet wurden und anderes mehr. Er bekommt zur Feier des Id einen großen Tribut in Gemüsen, Ackerfrüchten und anderem

mehr. Mohammed Ali, Bruder von Abdul Kadjar, (trotz seines Namens ein Araber) beide im Gefolge der stumpfsinnigen Türken, sind von einer auffälligen geistigen Beweglichkeit, sehr höflich, freier und europäischer in ihrem Benehmen als mancher Europäer. Die Aksakale haben Befehl, im Basar zu verbreiten, daß sich schwere Ungnade zuzieht, wer uns Geld wechselt und von uns russisches oder englisches Geld nimmt; ebenso würde jeder mit dem Tode bestraft, der uns besucht. In den letzten 10 Tagen sind russische Goldrubel ganz erheblich, um 20 - 25 % gefallen.

**2. 8. 1916** Ausgabe der Briefe und deren Studium.

**3. 8. 1916** Übertragung der Ziffern von Schreiner. Brief des Missionars Törnquist beantwortet.

**4. 8. 1916** Antwort entziffert und mit Mollah Machsud wegen eines Boten verhandelt.

**5. 8. 1916** Taufe oder vielmehr Namensgebung. Nachricht, daß die Engländer schwer geschlagen und mein Telegramm an den Adressaten abgesandt, Akten geordnet, Brief an den Präsidenten der chinesischen Republik<sup>37</sup> und an den Gesandten über Aksu abgesandt.

**6. 8. 1916** Großes Türkenfest. Wie bei allen Festen so sind auch im Ausland die Vorbereitungen zu einem Fest meist dessen reizvollster Teil. Die unseren bestanden wesentlich im Disponieren, denn ein williger Diener, der nur die unangenehme Eigenheit hatte, sich stets als solcher zu bezeichnen, nahm uns in seinem Haus alle Mühen ab. Er besorgte die Papierlaternen, die die Räume erhellen sollten, er kaufte Zucker und Zuckerwerk, Tee, zwei wundervolle Hammel, die uns den ganzen Tag ein Trauerlied mit hoher Stimme vorblökten, 5 Ser Reis, genug um eine ganze Armee zu füttern, wohl abgezählte wertvolle Blechteller und Schüsseln, Gemüse und Fett, das Fett, vor dem ich so oft gewarnt worden war, aber auch ohne Warnung nie gegessen hätte. Die Gäste waren auf zwei Stunden vor Sonnenuntergang gebeten. Schon des Nachmittags aber, als wir in leichten Kostümen Lichter steckten und Süßigkeiten ordneten, auf die Teppiche warteten, erschienen die ersten Gäste. Gottlob machten sie wenig Umstände. Nach einer stummen Reverenz stellten sie ihre Überschuhe ab und betrachteten ohne ein Wort zu sagen unsere Hantierungen.

(Hier bricht das Tagebuch ab, weil ich kurz danach den geplanten Ritt von Jarkent nach Kaschgar unternahm. Er ist wenigstens in groben Zügen in meinem Kriegsbüchelchen wiedergegeben. Auf dem Ritt selbst hatte ich das Tagebuch nicht mit, wohl aber ein Notizbuch, das eine eingehende Beschreibung der Ereignisse sowohl des Rittes nach Kaschgar, wie die Ereignisse dortselbst und der Abbeförderung nach dem nächsten größeren Städtchen auf dem Wege nach Osten Maralbaschi enthielt).

Jarkent, den 10. August 1916

Liebe Eltern.

<sup>37</sup> Li Yüan hung (1864-1928), nach dem Tode Yüan Schi kais am 16. 6. 1916 Präsident bis 1. 7. 1917 und 1922 - 1923.



Ich warte immer noch auf eine Bestätigung meiner telegraphischen, bald auch meiner brieflichen Meldung. Diese geht durch Postläufer, die Tag und Nacht unterwegs sind. Um meine Schreiben und Telegramme der Willkür örtlicher Machthaber, z.B. des chinesischen Militärgouverneurs in Kaschgar oder feindlichen Generalkonsulate zu entziehen, habe ich sie durch Mittelsleute jenseits der Taklamakan in Maralbaschi aufgeben lassen, eine kostspielige Angelegenheit. Aber um sicher zu gehen, mußte ich diesen Weg versuchen, wiewohl die Zivilbehörden mir eine ungehemmte Beförderung versicherten. - Die Machtverhältnisse sind hier schwer zu durchschauen. Nach dem was wir von unseren Missionsfreunden erfuhren, stehen sich fern der Zentrale in Peking, die sich wenn schon ohne merklichen Erfolg um Unabhängigkeit müht, nur durch einen an krummen Stangen hängenden Draht verbunden, zwei große Gruppen gegenüber. Eine nationale, wenn man sie so bezeichnen kann, der muslimischen Turkotataren, geführt von einer fortschrittlichen chinesischen Beamtschaft, und eine, die sich mit ihren Geschäftsinteressen hauptsächlich den beiden Grenzgroßmächten unterworfen hat. Diese haben sich die Unterstützung auch des kommandierenden Generals, des Matitai, gesichert, er damit sich die Rückzugslinie über russisches Gebiet, wenn eines Tages die patriotische Menge seiner Gewaltherrschaft ein Ende bereiten sollte.

Wenn ich mich mit Hilfe der Gesandtschaft und Billigung der Zentralregierung, gestützt auf die afghanische Kolonie und unsere Islamfreundlichkeit als Deutscher nicht halten kann, müßte ich den langen Marsch durch ganz China antreten. So ringe ich jetzt um den riskanten Entschluß, selbst in Kaschgar, wohin mich der Ambar nicht lassen möchte, eine Entscheidung herbeizuführen. Ich weiß nicht, wie weit der Wille und die Macht der chinesischen Behörden reichen, ihre Neutralität zu wahren. An sich könnte ihnen an einer solchen Machtprobe gegenüber den Generalkonsulaten<sup>38</sup> gelegen sein.

Sollen sie meine Briefe, wenn sie in ihre Hand fallen, ruhig lesen, wenn sie sie nur weiterleiten! In Spannung, aber sonst ausgeruht und schon wieder kampfbereit

Euer Otto.

*Wie in der Einleitung angekündigt, konnte die Lücke aus britischen Quellen aufgefüllt werden. Hier zunächst die englische Übersetzung eines Berichts des indischen Aksakals an den britischen Generalkonsul in Kaschgar vom 7. August 1916. Die Informanten waren mit Sicherheit die zwei Schneider, die für den Verfasser und für Röhr arbeiteten.*

<sup>38</sup> An dieser Stelle ist anzumerken, daß Macartney seinen Gesandten in Peking, Sir John Jordan laufend über den Stand der Dinge unterrichtet hatte. Dieser wiederum schrieb am 16. August 1916 an seinen Außenminister, Lord Grey. Er stellte fest, daß die chinesischen Behörden es an der gebotenen Energie vermissen ließen und fährt dann fort: >...In concert with the Russian Minister I have made repeated representations to the Chinese Government, and the latter have promised to have the men arrested and handed over to the nearest German Consul. On the 10th instant I made a strong personal representation to the Minister of Foreign Affairs and handed to His Excellency a memorandum, reciting the facts of the case, and requesting that peremptory orders be sent for the immediate arrest of the Germans and their conveyance to China Proper and for the handing over of the Indian prisoner to His Majesty's Consul-General at Kashgar.

I have requested my Russian Colleague to take similar action and am hopeful that our joint efforts will prove effective. ...<

P. R. O., Fo 371/2654 166329 (326)

On the 6th August I and the Russian Aksakal called on the Hsien and informed him that the Germans were going to give a feast to all Turkish subjects and that they (Germans) had given out that they would punish any one that did not attend.

The Amban replied: >Yes, I know this; also that they claim jurisdiction over Kabulis, Badakhshis, Wakhis, Persians, Turks as well as Germans. I have reported this by wire to the Governor, and also have informed the Taoyin. < The Amban added that he was waiting for orders as to how he should proceed.

The Amban had told the Germans that they were guests, and that jurisdiction over Kabulis and Wakhis was claimed by the British Government. On this the Germans made no further remarks.

One Tursun Badakhshi had come by unknown road to Bozai Gumbaz. He has come back to Yarkand; both ways escorted by certain Kirghiz. He appears to have come via Dungbash, Yarkand river, Yamantuz mountains, Charlung and Yakarik. Muhammad Yunis Beg informs me that the following persons attended the German dinner: Muhammad Yunis Beg; Haji Kamal, gunsmith, Russian subject; Sayad Umar; Sayad Abdul Fattah; Abdul Kadir; Abdullah; Yakub, Armenian; Sabit; two other Arabs (names not known); Mullah Maksud, Kabuli; Hazrat Shah, Badakhshi; Tursun<sup>39</sup>, Badakhshi; Ismail, Badakhshi and Sidik Haji, Kabuli. These people went in the evening and returned at 4 in the morning. It is not known what conversation or discussion took place between them and the Germans. But so much is known that the Germans intend demanding their rights in Yarkand.

We, the two Aksakals, advised the Amban to keep watch over the movements of the Germans and not allow any people to go to them. The Amban said: >Yes; I have these things in mind. I have sent 18 telegrams to China at the cost of 600 taels over the Germans<sup>40</sup>.

*Es folgt der Bericht des englischen Generalkonsuls Macartney an den englischen Residenten in Kaschmir.*

No. 34 (Confidential), dated Kashgar, the 19th August 1916.

From Sir George Macartney, K.C.I.E., His Britannic Majesty's Consul-General,  
Kashgar,  
To The Resident in Kashmir, Srinagar.

In continuation of my letter No. 31, dated the 10th instant, I have the honour to submit the enclosed correspondence concerning Germans who recently arrived in Yarkand from Afghanistan.

<sup>39</sup> An dieser Stelle merkte Macartney folgendes an: >Tursun is well known to me as a Badakhshi who is ever taking goods on credit from people, but never pays for them. Now he is openly in Hentig's service, and he has taken letters for him from Yarkand to Sarikol, where Hentig appears to have secret agents among the Jafar Kul Kirghiz. Tursun has not been registered as a protected British subject. G. M. < Trotz der Tatsache, daß die Briten Tursun nicht als Schutzgenossen und somit als Gegenstand ihrer Jurisdiktion beanspruchen konnten, suchten sie die Hand auf ihn zu legen unter dem Titel, daß er einem Belutschen namens Sayad Jalal seit Dezember 1912 einen Betrag von 4.254 Rupien in Kabuli-Währung schulde.

(vgl. P. R. O., Fo 371/2654 166329 (371))

<sup>40</sup> P. R. O., Fo 371/2654 166329

2. On the 9th instant Hentig bolted from Yarkand, accompanied by the Austrian soldier known here as Yusaf, and by two men Hentig had brought into his service here, namely Tursun (Badakhshi) and Abdullah (Turk). The third German Mashrut as he is called by the natives was left in Yarkand, with the Indian soldier Sayad Ahmad.

3. Before Liu Hsienyin knew that Hentig had disappeared, he was already one march off, on his way to Kashgar. As a pretence of action, a few soldiers were sent after him from Yarkand. They caught up with him at the next stage (Kok Robot); but they made no effort to stop him. Hentig did not halt at Yangi Hissar; though the Hsienyin of that town knew that the German party was in the neighbourhood, he took no action beyond the sending news of its passage on to Kashgar.

4. I received information of Hentig's approach only about four hours before his actual arrival in the Kashgar Chinese city. No time was lost in informing the Chinese, and the Russian Consul, from whom I borrowed two Cossacks in case of emergency.

5. No sooner the Titai in the Chinese city heard the news than he called out all his troops; and in doing this, he certainly could not have made more commotion if, instead of Hentig's modest party, a whole German regiment had been marching on his city. Detachments were sent in all directions and into all side-roads to intercept the Germans. One of these detachments came across the party, which had already passed the Chinese city, and was making, stealthily by a side-road, for the Muhammadan town. The Commandant politely told Hentig that quarters had been prepared for him in the Hsien Yamen of the Chinese city, and that he should turn back. Hentig refused and insisted on going on to the Muhammadan town; and as Chinese troops barred his way, he threatened to shoot if he was opposed. But the Chinese Commandant warning him that Chinese troops would also shoot, Hentig submitted to the situation and allowed himself and his followers to be conducted to the Hsien Yamen, in the garden of which a summer-house had been got ready for him. In this garden he was kept a prisoner. The Turk Abdullah was taken away from him and thrown into jail. For a whole week Hentig was not allowed to go outside the garden. A guard of about 100 men was mounted over him day and night. The only person whom the Chinese permitted to come near Hentig was Mr. Tornquist, a pro-German Swedish missionary.

6. In the meantime verbal messages were constantly passing between the Consuls and the Taoyin. We demanded that Hentig should be disarmed and be made to leave for Inner China forthwith; on the other hand, the authorities evinced a certain timidity in the use of forcible measures; still after a few days' application of moral suasion, coupled with hints of the Titai's anger and headstrong violence, they so swore down Hentig's opposition that they succeeded in obtaining his consent to go. At first Hentig wanted to bargain for one day's liberty in Kashgar. But we would not agree to this: We told the Taoyin our suspicions that Hentig was probably thinking of taking refuge in one of the Swedish mission houses; and if he did this, the Chinese would have the Swedes to deal with, also questions of Swedish neutrality trumped up for their embarrassment.

7. After a week's confinement, on the 17th instant, Hentig, the Austrian Yusaf and Tursun Badakhshi left Kashgar, *en route* to Inner China, under a strong Chinese guard. Before his departure Hentig wrote, I believe, to Mashrut the German at Yarkand instructing him to give the Chinese no more trouble, but to travel from Yarkand direct to Maralbashi, where the two parties should meet.

8. I hope that in my next letter I shall be able to report the complete removal of the German nuisance from Kashgaria.

9. Throughout this affair Prince Mestchersky and I have acted in perfect accord.

Indeed we had always taken concerted measures in whatever matter of political concern we had to treat with the Chinese authorities.

P.S. I ventured to suggest in my telegram to the India Office dated the 6th July 1916 (see enclosure to my report No. 18 dated the 6th July 1916) that Hunza levies should be stationed on the Hunza border to intercept the Germans, should the Chinese oblige them to travel out of Chinese territory by the road they took in coming. If levies have to be stationed, it is evident that they will have no work to do now, and they may be withdrawn<sup>41</sup>.

*Im nun folgenden Abschnitt berichtet, wie eingangs erwähnt, der schwedische Missionar John Törnquist, wie er die Episode erlebt hat:*

Eines heißen Nachmittags im August 1916, kurz vor Sonnenuntergang, kamen einige Schüler herbeigeeilt und berichteten, daß ein deutscher Offizier angekommen und als Gefangener zum Yamen des geführt worden sei. Ich wußte, wer dieser deutsche Offizier war, da er sich einige Zeit in Jarkent aufgehalten und von dort aus Briefe mit mir gewechselt hatte. Allerdings hatte ich ihn inständig gebeten, nicht in die Gegend von Kaschgar zu kommen.

Umgehend war ich fertig und galoppierte zu Pferde in Richtung Stadt, hin zum Yamen. Dort war bereits eine Menschenmenge versammelt. Kaum hatte ich mich Dr. von Hentig vorgestellt, als der Bürgermeister in Person erschien und mich vor Erleichterung fast umarmte. Es gab weit und breit niemanden, der sich mit dem Angekommenen verständigen konnte und nun bat der Bürgermeister mich, im Yamen zu verweilen, Tag und Nacht, so lange der Besuch andauerte. Das war natürlich nicht möglich aber ich versprach zu kommen, so oft man meiner bedurfte.

Bald erfuhr ich, wie sich alles zugetragen hatte: Hentig hatte vorgehabt, nach Kaschgar zu gehen, um mit dem Regierungspräsidenten zu verhandeln. Aus Versehen war er dann auf den Weg nach Hancheng [Neu-Kaschgar] geraten und geradewegs durch das streng bewachte östliche Stadttor geritten, in dessen Nähe die Residenz des Generals [des Ma Titai] liegt. Er war in Begleitung zweier Bewaffneter, eines österreichischen und eines afghanischen Soldaten [Tursen Beg] und wurde deshalb am Stadttor angehalten. Der brutale und flegelhafte Afghane hatte versucht, sich mit Gewalt Einlaß zu verschaffen, mit der Folge, daß beinahe die gesamte Gesellschaft niedergeschossen worden wäre. Zwei Offizieren gelang es, sich noch im letzten Augenblick dazwischen zu werfen.

Nun kehrten sie um, um den Weg außerhalb der Stadt nach Kaschgar fortzusetzen. Sie waren allerdings noch nicht weit gekommen, als sie sich von Soldaten umringt sahen und wieder in die Stadt zurückgeführt wurden. Zum Glück konnte der Bürgermeister seinen Anspruch geltend machen mit der Forderung, daß sie als seine Gäste in den Yamen geleitet würden. Auf diese Weise waren sie zwar der Form halber frei, tatsächlich aber Gefangene, da es ihnen verwehrt war, das Dienstgebäude zu verlassen. - Hentig war außerordentlicher Absandter des deutschen Kaisers beim Emir von Afghanistan gewesen. Nach der er sich einige Zeit in Kabul aufgehalten hatte, hatte er die Rückreise antreten müssen und der einzige Weg, der

<sup>41</sup> P. R. O., Fo 371/2654 166329 (345)

ihm offen stand, war der über das derzeit noch neutrale China. Von der Grenze aus hatte er nach Peking telegraphiert und um einen Paß gebeten, den er nun in Kaschgar vorzufinden hoffte.

Kaschgar allerdings und jegliches Tun und Lassen der örtlichen Verwaltung wurden streng von den Repräsentanten der Entente, dem russischen und dem englischen Konsul, überwacht. Als Hentig unerwartet in Hancheng aufgehalten worden war, ließ er dem General umgehend eine Note zukommen, in der er ihn darum bat, ihn besuchen zu dürfen. Während er auf die Antwort wartete, weihte er mich so genau wie möglich in sein Vorhaben ein und wie er sich die weitere Durchführung vorstellte. Schließlich traten einige Offiziere ein.

- Seine Exzellenz, der General lasse grüßen und mitteilen, daß er den deutschen Offizier nicht empfangen könne, aber er bäte den schwedischen Missionar, sofort zu kommen und den afghanischen Soldaten mitzubringen. - In der Gesellschaft der Offiziere machten wir uns nun auf. Der große Afghane stellte fortwährend sein auftrumpfendes und vorlautes Wesen zur Schau. Im Gürtel trug er einen schweren Revolver, den er von Zeit zu Zeit mit dummdreisten Gebärden vorwies. Die freundlichen Offiziere indessen übersahen sein Gehabe und ließen ihn das Ding behalten.

Bei unserer Ankunft in der Residenz wurde der Afghane zu seinem großen Erstaunen sofort angehalten, während ich von dem Vertrauensmann des Generals empfangen und in dessen Wohnung geführt wurde. Dieser war ein lebhafter, sympathischer Mensch, einer unserer guten Freunde. Der Abend war glühend heiß und wir ließen uns unter dem großen Ventilator auf der Veranda nieder und erfrischte uns an Früchten.

Mittlerweile begann mir mulmig zu werden. - Vom General kam keine Aufforderung, die Zeit verstrich und ich hätte nach Hause aufbrechen sollen, bevor die Stadttore geschlossen wurden. Schließlich konnte ich mich nicht länger beherrschen. - Wünsche der General noch heute Abend mit mir zu sprechen, so bäte ich, daß dies so bald wie möglich geschehen möge. Es sei spät. Meine Frau fange sicherlich an, sich zu ängstigen und bald würden die Stadttore geschlossen werden.

>Gemach, gemach<, beschied mich der Oberst - >auch werden wir dafür sorgen, daß die Stadttore für Sie geöffnet werden<.

Währenddessen kamen und gingen Boten mit Berichten und nahmen ihrerseits wiederum Ordres entgegen. Alles geschah im Flüsterton, so daß ich nichts verstehen konnte. Dann wandte sich der Oberst zu mir: >Ich fürchte, daß Sie den General heute nicht mehr werden sprechen können - Sie verstehen. Er ist heute nicht in der Verfassung, Sie empfangen zu können<.

Später erfuhr ich, daß der Oberst mich mit Bedacht davon abgehalten hatte, den sturztrunkenen General zu sprechen, der inzwischen alles vergessen hatte. Niemand, so hieß es, hätte voraussagen können, was möglicherweise geschehen wäre, wenn er, betrunken und gereizt, den afghanischen Soldaten gesehen und dieser ihm womöglich in diesem oder jenem widersprochen hätte.

Es war beinahe Mitternacht geworden, als ich von einigen Soldaten nach Hause begleitet wurde. Erst als ich versprochen hatte, mich zu Frühstück wieder einzufinden, ließ der Bürgermeister mich ziehen. Man konnte ahnen, daß jeder Beteiligte Angst hatte, mit dem gefürchteten Deutschen allein sein zu müssen.

Nun begann eine Woche fortwährenden Unterhandelns. Auf Befehl des Gouverneurs wurde ein Ausschuß eingesetzt. Er setzte sich aus den höchsten zivilen Amtsträgern der Stadt sowie aus Kaschgars Bürgermeistern zusammen. Ich indessen wurde telegraphisch aufgefordert, mich als Dolmetscher für den Fremden zur Verfügung zu halten und ihn nach Möglichkeit dahingehend zu beeinflussen, sein Forderungen in Grenzen zu halten.

Die chinesischen Behörden saßen zwischen allen Stühlen: Hentig forderte freie Wahl zwischen Aufenthalt am Ort oder der Möglichkeit, offizielle Besuche bei der Regierung eines neutralen Landes abstaten zu können. Der russische sowie der englische Konsul indessen fürchteten in wie die Pest und suchten seiner mit allen Mitteln habhaft zu werden. Mancherlei Gerüchte über den Deutschen hatten sich inzwischen verbreitet. So soll er auf dem Wege durch Persien und Afghanistan Konsuln ermordet, sich wie ein Räuber benommen haben sowie in Jarkent Vorräte und Munition erstanden, ferner Leute zu einem Aufstand gegen die Chinesen angeworben haben.

Es war demnach das Anliegen der Behörden, darauf hinzuwirken, daß der gefürchtete Gast seine Reise zur Küste so schnell wie möglich fortsetzen konnte. Da der mächtige und unberechenbare General von Haß, vermischt mit Furcht vor dem unnachgiebigen Fremden erfüllt war, mußte man mit dem Schlimmsten rechnen. Daß die beiden Konsuln obendrein in Verhandlungen mit dem General standen, war ein offenes Geheimnis.

Mehrmals mußte ich vor dem General das Wort führen und das Recht auf freie Reise durch das Land anmahnen. Dabei konnte es geschehen, daß dieser häßliche kleine Mann mit den Tigeraugen ohne daß ihm widersprochen worden war, in Raserei geriet und mit den Fäusten auf den Tisch schlug, daß die Teetassen hüpfen. Als der Regierungspräsident einmal zugegen war, war dieser blaß vor Angst, daß der General mir etwas antun könnte. Dies geschah indessen nicht. Er besann sich eines besseren und später merkte ich nichts mehr davon, daß er mir gram gewesen war. Er dankte mir vielmehr als alles überstanden war sogar öffentlich im Namen des Gouverneurs für die Dienste, die ich ihn während dieser Verhandlungen geleistet hatte. ...<sup>42</sup>

Maralbaschi, den 15. September 1916.

Liebe Eltern.

Ich bin nun doch nach sorgfältiger Überlegung losgeritten. Es blieb beim Ausbleiben jeder Nachricht aus Peking und von der Gesandtschaft mir nichts übrig als meine unmittelbare Zukunft selbst in die Hand zu nehmen.

Nur mit einem arabischen Seyiden, der großes Ansehen bei der islamischen Bevölkerung besitzt, als Dolmetscher und Josip als Pferdehalter, von Tursen als Leibwächter gedeckt, bin ich in nicht ganz 48 Stunden (270 km) vor Kaschgar angelangt. Schon in der ersten Nacht erreichte uns bei Tagesanbruch ein Zug berittener Polizisten, die mich ersuchten, nach Jarkent zurückzukehren. Ich teilte ihnen mit, daß ich am Nachmittag weiterreiten würde. Sie wagten es nicht, mich aufzuhalten, waren aber zu erschöpft, um mich in den Bezirk von Yängi Hissar zu begleiten. Dort richtete die Behörde die gleiche Bitte an mich, wagte aber ebenfalls nicht, mich aufzuhalten.

<sup>42</sup> John Törnquist, Kashgar. Några Bilder från innerså Asien, Stockholm 1926 (Svenska Missionförbundets Förlag) S. 272 - 278 (Übersetzung Urd von Hentig)

*J's land folk och mission*

Am Nachmittag des zweiten Tages kam es dann zu einem Auflauf vor den Toren Neu-Kaschgars [Hancheng], zu dem man mir den Zugang verwehrte. Am Nordtor aber holte mich dann ein zu meinem Empfang entgegenkommender hoher Mandarin ab.

Ich schildere Euch später einmal die dramatischen Stunden, die ich eigentlich nur durch einen Zufall, das Eintreten des Missionars Törnquist, überlebte. Rührend setzten sich die chinesischen Zivilbeamten, nicht ohne Gefahr für sich selbst, für mich ein. Mit Mühe und Schläue hatten sie ihre Stellung gegenüber dem Matitai, dem Militärgouverneur und den allerdings stark eingeschüchterten Generalkonsuln gehalten und mich gerettet. Ich stellte aber fest, daß meine Stellung auf die Dauer zu schwach war, so sehr ich unerklärlicherweise meine Widersacher erschreckt hatte. Mein keckes Auftreten hatte ihnen anscheinend bewiesen, daß noch unbekannte Kräfte hinter mir ständen.

Es blieb mir nur die Möglichkeit, Röhr abzubrufen und mich gleichfalls auf Maralbaschi, ich ostwärts und er nordwärts durch die Taklamakan, in Marsch zu setzen. Vor uns liegt der längste Marsch, den ein Kontinent dieser Erde erlaubt aber wieder hinein ins Ungewisse, in dem Euch zunächst lassen muß.

Euer treuer Sohn

Maralbaschi oder Malalbesche, wie es die Chinesen umbilden, wurde mit dem üblichen Halloh und in schnellster Gangart am 23. [8. 1916] kurz nach Mittag erreicht. Da meine Mannschaft sauber am Ziel eintreffen wollte, hatte sie tags zuvor fünf Frauen angestellt, um Ihre schmutzige Wäsche zu waschen. Vor den Mauern angelangt ordnete sich alles zum Einzug. Die Trompeter stimmten ihr Lied an und erhobenen Hauptes im tänzelnden Schritt der Rosse zogen wir in der kleinen, aber nicht unbedeutenden Provinzialstadt ein. Die kleine Beamtenstadt, ich weiß nicht ob man sie hier auch Tartarenstadt nennt, war schnell durchmessen. Wir ritten zu meinem Erstaunen am Yamen vorbei und gelangten bald durch den Basar, wo augenscheinlich Verkaufstag war, in ein Rasthaus. Hier empfing uns der Ambar, eine würdige Gestalt mit einem für einen Chinesen auffällig starken Bart, den er aber auch die ganze Zeit eitel strich. Nachdem die ersten Höflichkeiten ausgetauscht und wir mit einer großen Spende aller möglichen sehr verlockenden Früchte beehrt worden waren, gab es ein feierliches chinesisches Diner mit allen seinen kleinen Eigenheiten und Feinheiten. Inzwischen wurde meine Waffenkiste an meinen Augen vorbei in das Zimmer des Begleitoffiziers getragen. Da das Rasthaus sehr dürftig war, schlug man mir vor, in das Landratsamt umzuziehen. Ich nahm in diesem Fall die freundliche Einladung umso freudiger an, als ich mich ja auf einen mehrtägigen Aufenthalt gefaßt machen mußte und es keineswegs ein Vergnügen gewesen wäre, die ganze Zeit in einem kleinen, allseits der Beobachtung offenem Gebäude zu sitzen. Meinem Wunsche entsprechend stellte man mir eine Schlafbank im Garten auf, wo ich nunmehr die ganze Zeit Hof halten mußte, bis ich zu den verschiedenen Mahlzeiten abgeholt wurde. Es kamen der Militärgouverneur, ein Verwandter des Generals, mein politischer Gouverneur, der kleine chinesische Unteroffizier, der von mir englisch an Hand des von der >Commercial Press< herausgegebenen Wörterbuches lernen wollte und schließlich mein getreuer Tursen, der nicht eher ruhte, als bis er den ihm stets vorbehaltenen Auftrag bekam *gusfend*, (ein >Schaf<), das heißt in Wahrheit eine Melone zu schlachten. Bei den vielen Schafen, die mir freundlichst zum Geschenk gemacht wurden, ich aber weder an-

mitnehmen konnte, hatte ich durch die Dienerschaft, wenn eine solche Beehrung drohte, bedeuten lassen, daß für mich eine Melone einem Hammel gleichwertig sei, ich sie sogar vorzöge. Die so dargebrachten Melonen führte Tursen Beg in seinem Churdjin mit und fragte dann bei passender Gelegenheit: >Gusfend mikuschim<, >soll ich einen Hammel schlachten?<, worauf er kunstgerecht die Melone aufschneidete und jeder sein Teil, die Pferde die Schalen bekamen.

**24. 8. 1916** Schon früh besuchte mich mein aufmerksamer Gastgeber, der überhaupt alle zwei Stunden erschien, um zu sehen, ob ich noch da sei, und immer wieder sein Bedauern auszudrücken, daß er seine Sympathie nicht besser in Wort und Tat zeigen könne. Am Vormittag unternahm ich einen kleinen Ritt an den Fluß um dort zu baden. Trotzdem ich mangels einer Badehose mir jeden >Umstand< verbat, hatte sich doch die ganze mitgerittene Gesellschaft am Ufer versammelt, um zu sehen, wie weiß meine Haut sei und besonders, wie und was ich alles anzöge. Der Tag verlief in Sprachstudien mit fast allen Mitgliedern des Hauses Lu. Am Nachmittag kam S. Exzellenz > I Dağen< in großer und freudiger Aufregung mit einem Telegramm zu mir. Tatsächlich folgte dem chinesischen Text, der mir gleich von vier Seiten vorgelesen wurde, der deutsche stark verstümmelt. Die Gesandtschaft hatte augenscheinlich bisher keines meiner fünf Telegramme erhalten. Denn es folgte auf die etwas überflüssige Mahnung vorsichtig, nicht zu rasch zu sein, die den chinesischen Behörden ihre Schutzpflicht nicht zu erschweren. Wenn die Herren in Peking gewußt hätten, wie diese Schutzpflicht bisher ausgeübt worden war. Ich erkundigte mich nach dem Telegraphenbeamten, der alsbald in Person erschien und sich stolz bereit erklärte, ein englisches Telegramm von mir zu übernehmen. Im Beisein der ganzen Familie Lu und aller Politiker entwarf ich die Antwort für Peking, die ich dem Beamten in den Apparat diktierte und die am 25. nachmittags in Peking sein sollte. Ich bin neugierig, ob sie über Urumtschi hinausgegangen ist. Der letzte Passus war direkt zur Kenntnis des Tutu bestimmt. Am Abend kam I Dağen noch über eine Stunde zu mir, um von seinem Haß und seiner Liebe zu sprechen. Haß gegen Tutu und Taotai, Liebe für alle Feinde der Russen, die ihn einmal in seiner politischen Laufbahn schwer gekränkt hatten. Staubbedudert meldete an dem ereignisreichen Tag schließlich noch ein Bote, daß Röhr am letzten Mensil vor dem Ort angelangt sei. Röhr war mit der in Jarkent zurückgebliebenen Karawane auf meine Weisung und nach Abrede mit den chinesischen Behörden auf dem graden Wege durch die gefährliche, aus Sven Hedins Beschreibung bekannte Wüste Taklamakan gezogen und glücklich in der großen Seidenstraße eingetroffen.

**25. 8. 1916** Früher als ich erwartet hatte, erschien er bereits am Morgen in Person. Josef und Tursen Beg waren ihm ohne die Einwände der Chinesen zu beachten, entgegengeritten und hatten ihn schon in der Nähe der Stadt getroffen. Die Zeit bis er vor mir stand, wurde mir aber doch lang. Es gab mancherlei Fragen zu stellen und zu beantworten. In Jarkent schien alles geklappt zu haben. Meine Abreise war sofort bekannt geworden und hatte ungeheure Aufregung im Basar hervorgerufen. Die unglaublichsten Gerüchte waren in Umlauf gesetzt und geglaubt worden. Am Tag nach meiner Ankunft in Kaschgar wußte man bereits von einem Wettrennen zwischen mir und den Kosaken von der Neu- zur Altstadt, von einer Unterredung mit den Konsuln, dem Anrücken meiner verborgen gehaltenen Reiter, meinen



Absichten, die Zügel der Regierung an mich zu reißen. - Alle übrigen Anordnungen waren pünktlichst befolgt und die noch in Jarkent ausstehenden Geschäfte zu aller Zufriedenheit erledigt worden. Ich hatte bis zum letztmöglichen Zeitpunkt den Grenzposten gehalten. Nach Kaschgar hatte ich aus vier guten Gründen gehen müssen, um den über uns verbreiteten falschen Gerüchten entgegenzutreten, Fühlung mit dem politisch wichtigsten Platz der Provinz aufzunehmen, den Feinden unsere Furchtlosigkeit zu zeigen und die telegraphische Verbindung mit der großen Welt aufzunehmen. Der Tag brachte weiter nichts Neues. Erst am Abend, als die Weiterreise festgesetzt werden sollte, gab es eine kleine Auseinandersetzung. Zunächst einmal waren, wie sich herausstellte, unsere Sachen beschlagnahmt worden. Sodann wollte man uns in Maralbaschi wie schon auf dem Wege zurückhalten. Ich erklärte dagegen keinen Widerstand leisten zu wollen, wenn man andernfalls Gewalt anwenden wollte. Ich wurde gebeten, wenigstens einen Tag oder einen halben oder bis zum nächsten Morgen um 8 Uhr zu warten, weil man bis dahin die Antwort des Tutu zu haben glaubte. Ich bestand darauf, um 6 Uhr abzureisen. Augenscheinlich kam die Antwort noch in der Nacht, denn mir wurden weiter keine Schwierigkeiten bereitet, im Gegenteil die Reise über meinen Wunsch hinaus beschleunigt.

**26. 8. 1916** Um 6 Uhr war alles fertig, nur der Ambar schlief noch, augenscheinlich weil in der Nacht ein kleiner Regen seine Gastgeberruhe gestört hatte. Im schnellsten Schritt wurde gegen 10 Uhr bereits die erste Etappe Batai erreicht, dort war alles prachtvoll hergerichtet. Schu Laoye belustigte uns mit dem von Gaus gelernten Deutsch: >Schöne junge Hindifrau, Tee trinken, wie geht es Ihnen, < wurde nach einem Zettel in schönster chinesischer Verballhornung verlesen. Den Nachmittag von 14 Uhr ab nach Tjotai marschiert, dort gegen 18 Uhr eingetroffen.

**27. 8. 1916** Bis Schitai gezogen, kleiner Marktflecken, wo uns die Leute freundlich willkommen hießen. Abends beweist Röhr seinen praktischen Sinn, indem er, was in der Folge noch häufiger geschah, zwei Türen aushebt und über zwei Teebänken uns eine Lagerstatt im Hof bereitet. Der Weg führt sodann durch eine große Waldwüste. Sanddünen und ausgedehnte Wasserlachen machen ihn schlecht passierbar. Vor einer dieser Lachen, die über mannstief war, blieb alles stehen. Reiter und Tiere hielten ratlos, bis wir mit dem Wagen kamen und seitwärts eine passierbare Stelle ausfindig machten. Josef war durchgeritten und hatte sich dabei vollständig durchnäßt. Dies wurde mir, der ich mit Schu Dağen im Wagen gefahren kam, mit solcher Aufgeregtheit erzählt, daß ich zuerst annahm, er sei ertrunken. Großen Eindruck machten die gewaltigen toten Wälder. Vom Sande überwandert waren die Bäume abgestorben, fast versteinert und dann wieder vom Winde freigelegt worden. Gegen 15,30 Uhr, also verhältnismäßig spät für einen so früh begonnen ununterbrochenen Marsch erreichten wir unser Ziel Tunganmasar. Noch in der Nacht, vor kaum dämmerndem Morgen, wurde mir ein dorthin nachgeschicktes Telegramm des Herrn Ma-Titai aus Kaschgar gebracht und stolz verlesen. Teilnahmsvoll erkundigte er sich nach dem Fortgang der Reise, dem Verhalten seiner Offiziere und wünschte mir viel Glück. Etwas spät, zu spät.

**28. 8. 1916** Im Quartier angelangt fand ich alles von unseren Freunden und Gastgebern besetzt, die mich ruhig zu ihren Füßen sitzen ließen. Auch das mir zugeteilte Fleisch war von

ihnen abgeholt worden. Schließlich kam unser kleiner Unteroffizier und zerrte meinen Quartierwirt, einen alten Mann von 70 Jahren aus dem Haus. Ich bat, dies nicht zu tun und ersuchte ihn um eine Erklärung. Er schleifte ihn aber auf die Straße und prügelte ihn dort mit einer Peitsche. Der Alte schrie ganz gottserbärmlich. Ich konnte dies nicht länger mit ansehen, trat dazwischen und bat den jungen Mann nochmals aufzuhören. Als er in meiner Gegenwart zu prügeln fortfuhr, entwand ich ihm die Knute, warf sie weg und drohte ihn nach Haus zu schicken. Dieses unerwartete Eintreten verschaffte uns bei der tunganischen Bevölkerung größte Popularität. Sie äußerte sich in den schönsten Melonen, frischem Brot und anderen Gaben mehr. Wir blieben auch den ganzen Tag bis zum Abend von Besuchen verschont. Erst dann erschien Schu Dagen und Chan Dagen, der sich inzwischen auch aus unserem Bereich verzogen hatte. Lustig zeigt er, wie die regen Tschasse (Maultiere) ihre Ohren hängen lassen. Die Nacht verbringen wir auf dem Dach. Es gewittert in der Ferne und ist nicht allzu kühl. (Salzwasser)

**29. 8. 1916** Die ersten vier Stunden durch wahre Wüsten, durch zum Teil sandigen, zum Teil festen und salzigen Boden bringen uns bis Tschudchuduk. In 12 km Entfernung sind die Berge sichtbar. Nach 3 1/2 Stunden Rast, die uns die freundlichen Gaben, vom Gouverneur 100 km entgegengeschickt versüßen, brachen wir auf, um im scharfen zweistündigen Ritt durch eine weitere Salzwüste Chandi zu erreichen. Der in den letzten Tagen unterlassene Ankunftssalam wird von meinem kleinen Feind, wohl auf Anordnung des kommandierenden Offiziers, nun mit besonderer Strammheit gebracht. Mirmast, meinen kleinen kurdischen Schimmelhengst gezüchtet, er verrenkt sich stürzend die Schulter.

**30. 8. 1916** Früh um 5 Uhr aufgebrochen durch eine fortlaufend bebaute Gegend bis an den Fluß geritten, über den drei Brücken führen. (Uferanlagen) Gegen 9,30 Uhr 20 Li vor Aksu in einer kleinen betriebsamen Stadt mit vielen Gasthöfen gerastet. Nach etwa einer Stunde an einen kleinen Fluß, den Aksu-Fluß gelangt. Dieser zu anderen Zeiten wahrscheinlich vollständig verschwindende Fluß ist in der augenblicklichen Jahreszeit ein reißender Strom, der viel Wasser von dem 5000 m hohen Koschalgebirge herunterführt. Er wird auf zwei Fähren überschritten, während die meisten Pferde an einer weniger reißenden Stelle durchgeschwemmt werden. Die Herren Chinesen stürzten sich wie ein Mann auf die Fähre und ließen mich am Ufer sitzen. Nachdem ich den Betrieb eine Zeit lang angesehen, beschloß ich, hinüberzuschwimmen. Schon als ich etwas seitwärts ritt, um von da ab weiterzuschwimmen, wurde mir von allen Seiten nachgeschrien. Ich ließ mich aber nicht aufhalten und stieg in die kalten Fluten, von denen mein Fuchs bald fortgetrieben wurde. Als ich schon glaubte, über die schlimmste Stelle hinweg zu sein und auf einen Punkt zusteuerte, wo mir das Wasser sicher zu sein schien, kamen wir in einen Strudel und wurden weggerissen. Ich tauchte tief mit dem ängstlichen Pferd unter und hatte nur eine Sorge, meinen wertvollen Tropenhelm zu retten. Dann steuerte ich auf eine Insel zu, wo ich mein Pferd erst zu Atem kommen lassen wollte. Vom anderen Ufer waren einige Fährleute mir aber schon zu Hilfe geeilt. Ihnen folgend brachte ich das Pferd glücklich an das jenseitige Ufer. Röhr erzählte mir, welche Aufregung auf der anderen Seite mein Unfall hervorgerufen hatte. Er wie ich hatte sich aber nur um meinen unersetzlichen Hut gesorgt. Gegen 15 Uhr erst waren die Wagen sowie alle Tiere übergesetzt. Die berittene Eskorte war schon vorgeritten. Durch die Stadt, in der die

Bewohner wie die von Jarkend einen etwas degenerierten Eindruck machten, ging es in flottem Schritt zuerst nach einem, dann nach einem anderen Yamen, dem des Ambar. Hier fanden wir uns zunächst allein. Nach einiger Zeit kam unser Gastgeber, der augenscheinlich eine Konferenz unseretwegen gehabt hatte. Der Form halber fragte er uns, ob wir in seinem Haus oder außerhalb der Stadt, wo es aber große Umstände machen würde, wohnen wollten. Ich erklärte mich natürlich, da die Frage nur aus Höflichkeit an uns gerichtet war, bereit, bei ihm zu wohnen, das heißt, mich bei ihm einschließen zu lassen.

**31. 8. 1916** wurde mit uns verhandelt, ob wir vier fünf Tage an Ort und Stelle bleiben und ob wir die Waffen abgeben wollten. Höflich verneinte ich beides, und blieb bei meiner Absicht am 1. aufzubrechen. Ich erklärte wie immer mich bereit, die Waffen den Chinesen zur Aufbewahrung zu überlassen, gänzlich abgeben könnte ich sie nicht, denn dazu läge gar kein Grund vor. Meine Frage, ob ich die Stadt sehen könne, wurde verneint und mein Wunsch, dem Taotai meine Aufwartung zu machen, überhört. Aber später kam man auf diesen Wunsch zurück und fragte, ob ich den Besuch machen wollte. Ich sagte, ich hätte den Wunsch gehabt, aber da ich anscheinend als Gefangener betrachtet würde, solle man mich nicht fragen, sondern hinführen oder einschließen lassen. Danach machten wir den Besuch. Der Taotai war ein überlegener Fünfziger, der sehr höflich und schließlich sogar herzlich mit uns sprach. Er mißbilligte die Vorfälle in Kaschgar und bat uns, einen Tag länger dazubleiben, um Zeit zu einem Telegramm nach Urumtschi zu gewinnen. Um nicht durch starres Festhalten an unserer einmal eingenommenen Stellung Freunde zu verlieren, versprach ich ihm, einen Tag in Aksu zuzulegen. Abends ein großes Diner von 110 Gängen mit den Gehilfen des Taotai und einem anderen Landrat, der wie ein Statist einer kleinen Bühne aussah und neben dem sich unser Gastgeber in seiner Ruhe und Überlegenheit sehr vornehm ausmachte. Abends Telegramm nach Urumtschi (in Kuldscha). Nachmittags Telegramm von mir nach Peking wegen des Jarkender Ambar.

**1. 9. 1916** Am Vormittag Briefe an Mama und Papa, Törnquist, Schreiner, Abdul Kadjar, Achmed Kemal an den Gesandten und Maltzan<sup>43</sup> geschrieben. Besuch unserer Begleiter. Sie wollen uns einen Teppich schenken, ich lehne ab. Als aber Ma Dağen selbst kommt und ihn als persönliches Geschenk für 7 Ser eingekauft zu haben erklärt, nahm ich den recht schönen Teppich, der auf weißem Grund die Altargeräte zeigt, an. Gegen 16 Uhr erschien ein Bote, um uns zum Taotai zu bitten. Dort fand ein Diner statt, das ein Tagebuch gar nicht beschreiben kann. Der würdige kräftige Beamte tat uns in verheerender Weise Bescheid. Gott sei Dank war das süße Getränk so verdünnt, daß auch die 20 -30 Gläschen nicht betäubten. Die Verständigung ging trotz einiger Schwierigkeiten ganz gut, in erster Linie, weil der ganz außerordentlich gescheite Mann leicht erriet, was man sagen wollte und sofort was wir unvollkommen vorbrachten, musterhaft in Chinesisch wiederholte. Die Nacht über machte sich der volle Magen doch geltend. Zu unserer Sicherheit hatte man nicht nur einen Nachtwächter in dem Garten, wo wir schliefen, aufgestellt, sondern ließ aufs Aufmerksamste auch die umliegenden Grundstücke abpatrouillieren. Um nicht zu schlafen oder ihre Wachsamkeit zu beweisen, schlugen die sechs pflichtgetreuen Beamten mit wachsendem Eifer auf ihre Stöcke

<sup>43</sup> Adolf Georg Otto 'Ago' Freiherr v. Maltzan (1877-1927), Legationssekretär von 1912-1917 in Peking; der Verfasser kannte M. seit seinem ersten Aufenthalt in China.

(da bangse). Schließlich konnte ich nicht anders und zischte kräftig, aber nur mit dem Erfolg, daß sie umso eifriger lärmten. Glücklicherweise haben aber auch chinesische Wohlbeleibtheit, chinesische Gewissen und chinesischer Schlaf eine Grenze. So erwachte unsere Leibwache, die in Flohsprungweite von uns schlief, und verhandelte mit den einzelnen Beamten, bis sie sich allmählich verzogen. Nur einer der unserer Stimme unerreichbar blieb, setzt seine Tätigkeit auf seinem Xylophon, hölzernem Instrument fort, bis entweder er oder ich einschlief.

**2. 9. 1916** Schon vor 4 Uhr wurde aufgestanden, um unsere selbst festgesetzte Abmarschzeit nicht zu unterschreiten. Zunächst kam die nicht überraschende Meldung, daß alle Tore verschlossen seien. Sie wiederholte sich, so oft ich Seyed Ahmed schickte, bis ich etwas nach 5 Uhr selbst in den Vorhöfen des Palastes erschien. Tatsächlich war trotz meiner wiederholten Bitte die Tür mit dem Vorgeben nicht geöffnet worden, daß der Ambar die Schlüssel habe. Obwohl ich mir ja geschworen hatte, die größte Ruhe des Herzens und Geistes in allen Lagen zu bewahren, empfand ich doch jede Einschränkung meiner Freiheit als bitter demütigend. Am meisten fürchtete ich durch offensichtliche Erregung die Vorstellung zu erwecken, ich sei anmaßend. Ein gutes Geschick hat es mir, so glaube ich erleichtert, bescheiden zu bleiben, ganz besonders hier in China, wo man um begangenes Unrecht wieder gut zu machen und sich auf die uns gewährte Behandlung berufen zu können, uns höhere Ehren erwies als selbst in Afghanistan. Aber eine schwere innere Demütigung kann auch durch die höchste äußere Ehre nicht ausgeglichen werden. Punkt 6 Uhr traten wir aus unseren Gemächern um aufzusitzen. Die Tür wurde nun auch wirklich geöffnet. Es bot sich dann das Bild, das ich in der letzten Zeit so oft erlebt habe: Ein gewaltiger in eine Staubwolke gehüllter Hof, zwei lange Reihen Reiter, im dunklen Vordergrund der Halle zwei Maultierkarren, dazwischen Diener und schlechtgekleidete Neugierige, ein gewaltiger Tusch, daß unsere vier an der Hand geführten Pferde zusammenfahren, die drei Ehrenkanonenschläge und eine schnelle Vorwärtsbewegung, die uns endlich aus der Stadt hinausführt. In der Empfangshalle des Ortes erwartete uns bereits der Taotai, um uns einen Abschiedstee vorzusetzen. - Die gegenseitigen Freundschaftsbeteuerungen waren kurz und herzlich. Dann blieb das ganze Geleit zurück und wir zogen allein hinaus in die bare Wüste, immer an den krummen, zum Teil bizarren Telegraphenpfählen entlang. Unser Quartiermacher waltete wahrer Wollust seines Amts. Alles was uns in den Weg kam, schnauzte er an, befahl Reitern abzusteigen, Liegenden aufzustehen und Frauen, sich zu verziehen. Am ersten Dorf angelangt, fand er die dort für unseren Empfang getroffenen Vorbereitungen ganz unzureichend, sprach in einer längeren Rede seine und des Taotai Unzufriedenheit aus und zog einzelnen mit der Peitsche auf die Tschapans, daß die Staubwolken nur so stiebten und tobte schließlich mit seiner schwarzen kleinen Stute voraus. Mein Fuchs stieg in großen schnellen Schritten hinterher, denn da er nicht zackeln durfte, darüber hatten ihn einige tüchtige Paraden am heutigen Tage belehrt. Im Quartier, wo wir gegen 12,30 Uhr eintrafen, wütete der Übertüchtige geradezu, er wäre froh gewesen, wenn wir ganz unerfüllbare Wünsche ausgesprochen hätten, nur um der Bevölkerung zu zeigen, wie er für Gäste arbeitete und wie unzureichend ihr ganzes Tun und Vorbereiten sei. Wegen der *da bangse* mußte ich durchaus und tat es auch gern etwas schlafen. Mit seinen Kleidern verstopfte er alle Luftlöcher des Raumes und siehe da, schon saß ich im

Dunkeln. Dieser freundlichen Energie mußte ich weichen. Gegen 5 Uhr lud Tschu Dağen zum Mittagessen, während dessen er die von Röhr gelernten Vokabeln anwendete.

**3. 9. 1916** Von der Nacht schweige ich. Sie war fürchterlich, es war als ob meine Haut eine zehnfache Empfindlichkeit für alles was kreucht und fleucht besäße. Keinen Augenblick kam ich zur Ruhe, obwohl ich dieser Empfindlichkeit nicht nachgeben wollte. Bald suchte ich nach meiner Insektenspulverbüchse und fand sie nicht. Dann untersuchte ich im Zimmer unter den Augen des blinzelnden Lue Laoye zunächst mein Hemd. Nach einer 1/4 Stunde die Bett-sachen und fand nichts. Schließlich fand ich das Insektenspulver, verlor es aber wieder, dann entledigte ich mich nacheinander des Lakens, des Hemds, der Decke und dennoch juckte es immer irgendwo. Auch der Hof kam keinen Augenblick zur Ruhe. Bald erschienen Reiter, dann ein Wagen, schließlich kamen losgerissene Pferde, fraßen von unserem Maß, kurz es war ein voller Ersatz der *da bangse* gegeben. Heute hat man uns wieder einmal betrogen; wir sollten 90 Li machen, es waren aber keine 60. Angelangt, versuchte der führende Offizier mich zu beruhigen, daß morgen der Weg besonders lang und ohne Wasser sei, daß es durchs Gebirge ginge, alles Trostgründe von denen er aus Kenntnis meiner Person glaubte, daß ich mich ihnen nicht entziehen würde. Unser Quartiermacher beteiligte sich beim Einreden und kommandierte, obwohl er vom Opiumgenuß der Nacht wie ein Totengerippe aussah, mit doppelt lauter und energischer Stimme.

**4. 9. 1916** Ein kleiner Wüstenmarsch, nichts für jemanden, der die Kewir durchkreuzt hat. Noch dazu hat man das erfreuliche Gefühl, vorwärts zu kommen, denn der Weg gleitet ohne Hindernis an der Telegraphenlinie entlang. Nach einer großen, ganz flachen Ebene windet er sich durch vielgestaltiges Gebirge, bleibt aber freundlicherweise immer auf einer Höhe. Mein Hengst zieht so hinter einer Stute her, daß ich den guten Führer, der das schon längst hätte sehen müssen, etwas unfreundlich bitte, zurückzubleiben. Nach einigen hundert Li kommen wir an ein kleines Salzwasserwirthaus, der Wirt steht einladend am Tor. Wir wandern aber weiter bis zum heutigen Ziel, das nach zwei Stunden Marsch erreicht wird.

**5. 9. 1916** Der heutige Tag brachte in seiner Marscheinteilung nichts Neues. An einer kleinen Station wurde Halt gemacht. Leider bekam er den Pferden außerordentlich schlecht. Als wir schließlich am Nachmittag in der kleinen Kreisstadt Baitschingkiang einritten, waren sowohl der Fuchs wie Röhrs Pferd steif und lahm. Der Einzug in der Stadt unterschied sich in nichts von derartigen schon häufig, zeitweise täglich erlebten Einzügen. Dumme, stumpfsinnige Gesichter, auf denen sich die Unentschlossenheit, ob sie grüßen sollten oder nicht, qualvoll malte, der falsche Trompetentusch, der von den kleinen Lehmwänden schwach widerhallte, die Kanonenschläge im Yamen beim Passieren der Hauptpforte und schließlich das provinzielle Diner, das uns diesmal nach Übersiedlung ins Rasthaus vom Stellvertreter des kranken Ambars gegeben wurde. Abends ein Gang durch die kleine Stadt. Ich liebe so sehr in die kleinen Häuslichkeiten hineinzublicken, mich an den Lichtwirkungen einzelner Lampen, dem Schattenwerk einzelner Gestalten, der Betriebsamkeit und der Müdigkeit der abendlichen Hausbewohner zu freuen. Leider trieben die zu meiner Bewachung und Beehrung vorschreitenden Soldaten alles Volk und besonders das Weibervolk mit grobem Wort in die Häuser. Doch gab auch dieser Umstand merkwürdige Bilder durch Tür und Fenster

flüchtender Gestalten, ja eine junge Frau deckte in einer merkwürdigen Reflexbewegung, obwohl ja gar keine Gefahr vorlag, mit beiden Händen den Schoß. Die Nachtgeräusche kann man nur in einem Gedicht wiedergeben, von dem Husten, Schroten und Grunzen der Pferde, Hundebellen, Hahnenschrei und Rufe zum Morgengebet, die ganze Skala durch. Leider machten uns die Pferde Sorgen. Röhrs erholte sich, meines dagegen, das am Tage fünfmal getobt, einen Sattel zerbiß und den Tebbessi, den in Tebbes erstandenen Schimmel, verletzt hatte, stand mit geschlossenen Augen trübselig da.

**6. 9. 1916** Die Landschaft gestaltet die Tage immer gleichmäßiger. Auch die Marschstrecken unterscheiden sich nicht viel. Wir legen täglich annähernd 50km zurück und bleiben damit 10 hinter meinem Ideal zurück, aber das Ideal ist etwas, was unerreicht bleibt. Nach einer kleinen Zwischenstation kommen wir nachmittags in Chitsör, einem kleinen Marktflecken an. Die ganze Bevölkerung scheint auf den Beinen. Auffällig ist mir der stark mongolische Charakter und auch der Wechsel in der Frauentracht, die nicht mehr das lange, so kleidsame Hemd, sondern über Hosen und halbkurzem Hemd eine chinesische Jacke tragen. Die Gesichter zeigen grobe, von den Knochen unterstrichene, brutale und beinahe unwahrscheinlich aussehende Züge. Mit dem üblichen falschen Tusch, der so dämonisch klang, daß sich selbst die sonst nicht verwöhnten chinesischen Soldaten lachend ansahen, sind wir soeben in das Örtchen eingezogen. Das Rasthaus lag unmittelbar hinter dem Tor. Die roten Tuchbahnen über den Türen und das Gewimmel der Tungschi zeigte, daß wir erwartet wurden. Durch zwei Höfe und eine Halle, eine bisher nicht beobachtete Anlage, gelangten wir zum Hauptgebäude, das prachtvoll rote Filze, rote Laternen und einen Türvorhang auszeichnet. Im Inneren ist ein Stilleben aus Kandiszucker und Früchten aufgebaut. Lüe Laoye schreit ungezogen nach allen möglichen Sachen: Armewasser, Milz, Neitse, Früchten, Tee und anderen Dingen, von denen er ganz ungeniert zuerst nimmt. Durch den Türvorhang kann ich auf den Hof sehen, auf meinem Thron die einzige Unterhaltung. Eine Menge denkwürdiger Gestalten führt die Pferde langsam im Kreis. Ein alter Tugane in Lumpen, ein schlichter Tungschi mit langem Bart und schönem bunten Tschapen [Kaftan].

**7. 9. 1916** Als die Sterne nach einem kleinen, viel Bestürzung hervorrufenden Regen wieder klar am Himmel standen, ging um 2,30 Uhr der Wecker und eine Stunde später rief mit ausnahmsweise schöner und klarer Stimme der Muezzin zum Gebet. Ich dachte an die kaiserliche Prinzessin aus Sinkiang, vor deren Fenster der Kaiser in Peking Landsleute ansiedeln und eine Moschee errichten ließ, damit sie die heimatlichen Klänge nicht vermisste. Von 1/2 6 - 11 Uhr ein langer Wüstenritt, der ein unendlich erscheinendes Plateau hinaufführt und durch eine Bachpforte und einen Steilrand wieder hinab aufs alte Niveau. In der Öde hat eine, man weiß nicht wie, aus dem Boden kommende letzte salzhaltige Quelle, ein Rasthaus gegründet. Hier sitzen wir, während die Pferde eine wohlverdiente Mittagsrast halten, Tschu Dağen dagegen mit seinen trübseligen Maultieren flott nach Kultscha vorausfährt. (110 Li) 70, nach anderer Vorhersage 90. Nach einer Stunde Wegs gelangen wir an ein Tor, angeblich eine Basarwache. Dort wartet ein Mann in seidene Kleidern. Wir sehen uns gegenseitig ins Gesicht, er bleibt liegen. Kurze Zeit darauf, als wir ein weites trockenes Flußtal hinunterreiten, kommt derselbe Mann hinter uns hergesprengt und will mich sprechen. Er versucht es tartarisch, ich chinesisches, wir kommen nicht zusammen. Schließlich verstehe ich, daß er ein

Stambultürke war, der auf uns gewartet hat. Ich reite mit ihm zu Röhr zurück, der seines Pferdes wegen im Wagen fuhr. Um den beiden eine ungestörte Unterhaltung zu lassen, reite ich voraus, so daß mir die chinesischen Reiter instruktionsgemäß folgen müssen. Drei Stunden geht es so durch Sonne und Sand, bis endlich ein Wachturm sichtbar wird und von dort sich das Land zu unseren Füßen breitet. In einer halben Stunde Wegs ist die Oase Kultscha erreicht. Aus den Baumschatten weht uns eine fast frostige Kühle entgegen. Die Trompeten blasen ihren falschen Tusch, schmetternd in die staubige Luft, so daß die schläfrigen Bewohner der sehr erbärmlichen Hütten an die Türen und Luken gelaufen kommen, die Mädchen und Kinder heranstürzen, um die Fremdlinge zu sehen. Näherten wir uns aber, so hielten sich die jüngeren Damen die meist nicht ganz sauberen Händchen vors Gesicht. An der Yamenpforte lautes Parlamentieren, ob wir dableiben sollen oder nicht. Dann erscheint der Ambar, eine sympathische Person, der uns einzutreten und wenigstens einen Tee zu trinken nötigt. Im Laufe der Unterhaltung kommt auch der Kommandant und nun wird es politisch. Er behauptet unsretwegen nicht weniger als sechs Telegramme gleichen Tags erhalten zu haben, die ihm somit die höchste Sorgfalt zu üben anempfehlen. Mit der Bitte keine >da bangse< zu machen und nicht zu sprechen, schlafe ich von einer starken Garde bewacht, ein. In der Nacht werden wir nur einmal durch den von >bösen Orten< zurückkehrenden Lue gestört, worauf Röhr ihm im Schlaf wie den Hengsten, wenn sie kämpfen, ein kräftiges >Ho-to< zuruft.

**8. 9. 1916** Tag wichtiger politischer Ereignisse. Vor Tisch Brief an den Gesandten, nach Tisch Empfang der türkischen Deputation. Die Leute sind gerührt, Deutsche zu sehen und solche, die aus Stambul kommen. Sie wollen eine Bittschrift überreichen und sich verschiedenes vom Herzen laden, kommen aber infolge der vielen Spione nicht dazu. Im Fortgehen flüstert der [.....] Röhr nur zu >Spion<. Wir versprachen ihm am Abend unseren Gegenbesuch zu machen. Hiernach ritten wir durch den Basar an den russischen Kaufhäusern und einer erstaunlichen Anzahl großer Läden vorbei. Besuch beim Tungling, der sich aufdrängt, uns zu den Türken, seinen Freunden zu begleiten. Abends suchen wir Versprechen gemäß den sogenannten Da Mollah, den großen Geistlichen auf. Wir waren erstaunt, daß man uns schließlich reiten ließ. Augenscheinlich war man unserer Entschlossenheit gewichen und hatte auch noch keine Weisungen für den Fall erhalten. Nach einem Ritt durch die Stadt, deren abendliche Marktbilder nur der dicke Staub verschleierte, gelangten wir draußen an ein schönes Gartengrundstück, wo unter einem großen Nußbaum Sitzpolster und Stühle gebreitet waren. Ich schüttelte die Spione ab und nahm auf dem Boden Platz. Nach einigen Eingangsformeln und guten Wünschen kamen wir bald zur Sache. Ohne Scheu trug der Große >Mollah< seine Leiden und Beschwerden vor, wie ihn die Feinde gequält, wie sie jede Verbindung mit der Gesandtschaft abgeschnitten, wie die Chinesen keiner der Verhetzungen der Russen und Engländer widerstanden und wie sie schließlich doch hoffnungsvoll in die Zukunft blickten. danach wurde ein sehr gutes Kebab nach türkischer Art aufgetragen, als Herzensspeise ein Koran herumgezeigt und bewundert und ein kleiner Bestechungsversuch von Seiten des Mollah gemacht. Während der ganzen Zeit saß der Vertrauensmann des Gouverneurs, Tschu Dagen neben mir. Sein Amt war nicht leicht, denn einmal verstand er wenig und dann mußte er sich auch einige kleine Wahrheiten gefallen lassen, ja sie bestätigen. Mit erstaunlichem Freimut sagte der Mollah, die Chinesen seien zwar ganz gute Leute, aber wenn sie an einem

Ohr gezogen würden, dann fielen sie auch nach der Seite. Ich dachte unwillkürlich an Niedermayers Watschenbaum. Die sehr eindrucksvolle Szene (türkische und chinesische Laternen, großer Umstand) beschloß ein lautes Gebet, das der Mollah vorsprach und von der ganzen Gesellschaft mit erhobenen Händen mitgebetet wurde. Er flehte zu Allah für den Sieg Deutschlands, Österreichs, Bulgariens und der Türkei und bat ihn, die Herrscher der verbündeten Länder zu schützen. Dies mitten im tiefsten China.

**9. 9. 1916** Im Traum verfolgte mich der Gedanke, daß ein englischer Zensor meiner Mutter schlaflose Nächte bereite und mich erfaßte eine unbändige Wut, daß der Kriegsschauplatz, den ich nunmehr seit zwei Jahren durchmaß, so gar kein Ende nehmen sollte. Auch der Gedanke, daß die Arbeit von 13 Berichten den Feinden in die Hände gefallen sein sollte, erregte mich. Aber Gottlob haben sie ja nichts erfahren, was sie nicht wissen sollten. Gerade als ich im Begriff war, das von Urumschi Unterschlagene nochmals darzustellen, kam weiterer türkischer Besuch, diesmal Mohammad Effendi, ein Kurde aus Mossul. Eine haßglühende Verleumdung des großen Mollah machte keinen guten Eindruck. Insbesondere warf er ihm vor, daß er sich als Türke bezeichne und Scham Mollah, d. h. aus Damaskus, während er in Wahrheit ein Perser aus Urmia sei. Für mich genügte, daß der Mollah der Gegenstand des Hasses meiner Feinde ist um für ihn einzutreten. Daß er kein Engel war, wollte ich den feindlichen Kurden gerne glauben. Noch während wir uns unterhielten, erschien der Ambar, um ein diesmal etwas verfrühtes Frühstück mit uns einzunehmen, d. h. wahrscheinlich das ihm unangenehme Zusammensein mit dem Türken zu stören. Es war ihm umso unangenehmer, als wir uns persisch unterhielten und die zum Lauschen aufgebotenen Tungschi nichts verstehen, auch nicht etwas zu verstehen vorgeben konnten. Vor bald aufgetragem Wein und Schweinefleisch floh dann der Türke. Den Nachmittag bis zu unserer Abreise blieben wir in schwieriger Unterhaltung mit den Chinesen beisammen. Neben den Ursachen des Krieges wollte der Ambar auch die Kriegführenden und ihre Stärke kennenlernen. Bezeichnend war, daß ein recht gebildeter Chinese nicht wußte, was jedem Bauer in Afghanistan bekannt war. Einige Einkäufe von dem berühmten Kultschaleder, die Haut 6 Mark, ein schnelles Reismittagessen, dann das alte Bild: Triumphzug durch die Stadt bei vorangetragenen Fahnen der Republik und einer ganz ordentlich blasenden Hornistenbande. Gaffende Menge, von bekannten Tungschi begrüßt. Ein Abschiedstee vor der Stadt und hinaus in die Wüste. Fünf Stunden bis Logno oder chinesisch Oebatai, wo Lüe Laoye mit gellendem Laut die Bauern erschrickt. In fünf Minuten sind die Tiere abgeladen, versorgt, Milch gebracht, getrunken, die Bretterbänke zum Schlafen im Freien aufgestellt und alle Anordnungen für den nächsten Tag getroffen.

**10. 9. 1916** Noch bei Sternenschein aufgebrochen, und ohne Halt bis 9 Uhr durchmarschiert. Unterwegs konnten wir zum ersten Mal eine Arbeiterkolonne beobachten, die den allerdings sehr ausbesserungsbedürftigen Telegraphen erneuerte. Die Leute hatten sich zu ihrem Wüstenaufenthalt mit Wassermelonen, nur wenig Draht und gar keinen Isolatoren versehen. In Tschulabat der Karte, Dulabat der Chinesen, bei eines guten Alten Teeladen Halt gemacht und die Mittagshitze ausgerastet. Abends von einem unerklärlichen furchtbarem Krampf in der Magengegend befallen, lange Zeit ohnmächtig vor Schmerzen.



**11. 9. 1916** Schöner Marsch bei kühlem Wetter. Sehr flott im kleinen Paß auf dem >Wesirferd< geritten. Tschu Dagen ist nach einem kleinen Fleck am Rand einer großen Oase geritten und ich habe einen Pfirsich genossen. Also mit meinem Magen kann mein gestriges Unwohlsein kaum zusammengehungen haben. Dann ging es durch grünes flaches Land, das sehr an norddeutsche Landschaften erinnert. Auch das prachtvoll getigerte Vieh stand dem unseren kaum nach. Ja, mancher Bulle hätte ohne weiteres seinen Platz im Herdbuch gefunden. Da Mäuschen sehr flott geht, auch wenn ich im Schritt nebenher marschiere, so langen wir schon nach 2 1/2 Stunden im kleinen Städtchen Burgur, Sitz eines Ambar an. Das Städtchen ist schon nicht groß, aber der Ambar scheint noch kleiner. Er spricht ein unverständliches chinesisches und ist nur in dem Verbot entschieden, uns mit keinem Fremden - es gibt einen Inder, einen Badjouri - zusammenzulassen. Als wir mit Tschu Dagen erscheinen, wird er ein wenig aufgeräumter. Das Essen war fürchterlich, dagegen wird, weil ich den Wunsch geäußert habe, spazieren zu gehen, aus dem Basar die Miliz zusammengetrommelt. Unwillig und linkisch stellt sie sich nach dem Kommando eines chinesischen Schreibers auf. Alte Vorderlader werden aus einer Kiste verteilt. Ein Tungschi mit Stock übernimmt das Kommando. So machen wir eine Ehrenrunde durch die Straßen, ganz wie die aufziehende Wache in Berlin von einer Anzahl Jungens begleitet. An einem Tor holen uns zwei Laternenträger ein und so wird der kleine Gang durch die staubigen Straßen des kleinen Orts, wo nur noch die chinesischen Pfandläden auf sind, ganz romantisch. Brief an Gaus nach Turfan. Die Nacht ist ungewöhnlich schwül. Kein *da bangse*, dafür ein anhaltender Wirbel auf der großen Trommel. Als Paukenschlegel dient ein Flaschenkürbis.

**12. 9. 1916** Vom Ambar und durch die üblichen Kanonenschläge geehrt, brachen wir kurz nach 6 Uhr auf und gelangten gegen 11 Uhr 30 nach dem kleinen Marktflecken Jängitsikar. Die Hitze ist seit 8 Uhr ganz erheblich, schlimmer als im Hochsommer in Jarkent. Ein Versuch, den bevorstehenden Nachtmarsch durch einen kleinen Schlaf vorzubereiten, mißlingt. Aufbruch um 7,30 Uhr bei Vollmond, während die Soldaten noch um die Schönen des Ortes werben. Prachtvoller Nachtmarsch. Ich reite die Diwaneh, die, soweit sie sich von anderen Pferden verfolgt glaubt, gut geht, aber manchmal gefährliche Seitensprünge macht. Hinter uns singen zwei tartarische Soldaten und Pferdeführer um die Wette, in der Stille der hellen Nacht ein bleibender Eindruck. Ab und zu überholten oder begegneten wir Wagen, die schon lange zur Beunruhigung der Diwaneh ihr Schellengeläut anzeigt, bis sie durch den Sand dahergewankt kommen. Der Weg ist im allgemeinen, an dem bisher zurückgelegten gemessen, gut. Je länger wir marschieren, desto klarer wird dem Beobachter, daß Entstehung und Erscheinen der Oasen eine gewisse Gesetzmäßigkeit zugrunde liegt. Durchschnittlich alle 30 km innerhalb der Sand und Steinwüste befindet sich ein fruchtbarer Streifen, wo das Wasser entsalzt oder den Sand durch seine Feuchtigkeit bebaubar gemacht hat. Morgens um 3 Uhr, als Menschen mit fleißigem Geschrei den nahenden Morgen verkünden, rücken wir in Klein Eschme ein. Da nicht einmal eine Bretterbank zu haben ist, ziehe ich es beim nahenden Morgen vor, mich im Haus zu verkriechen und schlafe auch wirklich schwer bis 9,30 Uhr.

**13. 9. 1916** Es ist mir zumute, als ob ich einen Sonntag zu lang ausgeschlafen hätte. Wie ich diese Empfindung Röhr mitteilte, meint er: >Ja, als ob Sie Sonnabend durchgebummelt hätten<. Ich sehe nach den Pferden. Draußen ist es jedenfalls höllisch heiß. Woher mag das

wohl kommen. Unbedeckten Sonnenhimmel hatten wir auch bisher und die umgebende, auch ferne Landschaft hat sich kaum verändert. Allerdings bekommen wir immer mehr Binnenklima und wohl auch den gemilderten Hauch der Taklamakan zu spüren. Heut Nacht war es wiederum recht kalt und nur wenn man durch angebaute Strecken oder unter Bäume kam, änderte sich die Temperatur auch plötzlich und merklich. Vor der Wahl eines Reittiers bittet mich Seyed Ahmed, den Mirmast, vor dem er sich mehr und mehr fürchtet und der nach den Aussagen der Leute wiederum zwei Pferde verletzt hat, zu reiten. Nichts tue ich lieber als die Erziehung unseres Freundes zu übernehmen. Gleich am Tor beginnt sie. Er kriegt Prügel, als er ein friedliches Pferd anzugreifen versucht. Die Erziehung wird fortgesetzt, so lange er sich brüllend auflehnt. Drei Stunden marschiert er gut im hellsten Vollmond, bis er eine kleine Pause benützt, ein neues Attentat zu versuchen. Danach lasse ich ihn galoppieren und versetze ihm nach dem Rennen noch eine tüchtige Tracht Prügel. Die Nacht bringt auf merkwürdige Gedanken: >Was würde man machen, wenn ...< und dann denkt man sich all die Herrlichkeiten aus, die man seit zwei Jahren so schwer hat entbehren müssen. Vor allem anderem Bücher, einige wenige Lebensannehmlichkeiten. Vollständig frisch langen wir nachdem wir nur 5 1/4 Stunden geritten waren in Tschertschi an. Die Nacht ist herrlich, ja es herrscht sogar merkwürdigerweise eine geradezu märchenhafte Stille. Die beiden Haustüren werden ausgehoben und bald schlafen wir, obwohl wir uns nicht angestrengt hatten.

**14. 9. 1916** Heute Entwurf eines Reiseromans, worin der Hauptheld aus Furcht vor dem Kriege es vorzieht, ins Ausland zu gehen, von dort in dreifacher Qual alle Kämpfe zu Hause miterlebt, den Krieg sich in den fernsten Teilen der Welt ziehen sieht und schließlich von einem unwiderstehlichen Drang getrieben heimfährt und fällt. Mit Tschu Dağen eine lange Unterredung über politische Verhältnisse. Ich erfahre, daß der Ma Titai [der Militärgouverneur von Kaschgar] abgelöst sei. Es ist wohl nicht wahr. In der Nacht von 3,30 Uhr - 10,15 Uhr in schnellem Tempo weitergeritten. Mirmast ist manierlich. Im Dorfe war, da kein Befehl vorlag, nichts zu haben.

**15. 9. 1916** Wir brachen um 5 Uhr auf, um die angeblich nur übrigen 80 Li bis zur nächsten Station vor der Tageshitze zurückzulegen. Beim Abmarsch erschien Tschu Dağen ganz verschwiemelt, um den vorher abgeratenen Umweg über Kirli jetzt anzupreisen. Am anderen Platz sei kein Pferdefutter. Ich schlage vor, es mit einem oder zwei Tieren herschaffen zu lassen, statt der großen Karawane den Umweg zuzumuten. Hierauf ging er bereitwillig ein. Unterwegs wurden noch verschiedene Versuche gemacht, uns um den Tag zu betrügen. So sollte auf einmal der Weg nicht weitergehen und anderes mehr. Ich ritt aber weiter, ohne mich um alle Einwände zu bekümmern. Der Tag war glücklicherweise bedeckt, sonst hätte zwischen den Kofalbergen, in die wir nach vier Stunden einbogen, die Sonne recht unangenehm wirken können. Zu unseren Füßen rauschte ein lustiges und schon lang als fürchterlich reißend beschriebenes Bergwasser. Um 11 Uhr erreichten wir die noch nicht benachrichtigte und deshalb anfangs wenig gastliche Station, wo Röhr und ich zunächst gemeinschaftlich zur Bändigung von Mirmast schreiten mußten. Nach einiger Zeit erschien ein Tungschi, drückte mir vertraulich die Hand, wie man dies eben bei Europäern macht und hielt mir trotz meiner chinesischen Anrede eine lange türkische Ansprache. Um 5 Uhr nachmittags wollten wir abrücken. Tschu Dağen erklärte aber so überzeugend bei Nacht nicht durch einen vor

Karaschehir vorbeifließenden Fluß waten zu können, da ich in Unkenntnis der wahren Verhältnisse nachgeben mußte. So verbrachten wir die Nacht in Chamango. Da ich nachmittags geschlafen hatte, so fand ich Gelegenheit, das Zurrüstegehen, Schlafen und Erwachen des Hofes zu beobachten. Zuerst wurden die Pferde >standhaft<. Dann verkrochen sich auch die Menschen, nur ein einzelner Hund bellte, schließlich wurde es auch ihm zu langweilig. Die Pferde fingen an zu traumwandeln, die Menschen zu schnarchen, der Mond noch heller zu herrschen. Einige findige Pferde hatten entdeckt, daß sich der anspruchsvolle Josef sein Lager stark mit Heu unterpolstert hatte, so holten sie unter ihm ein Bündel nach dem anderen hervor. Mit der wachsenden Kälte wurden die Pferde wacher und reger. Bald tobten eine ganze Reihe eingeborener Tiere im Hof herum. Gottlob war der von mir selbst gefesselte Mirmast nicht unter ihnen. Als es Zeit zum Aufstehen, das heißt immer erst zwei Uhr war, hüllte ich mich in meine Wolldecke. Wie >Nur Mohammed< sich ausdrückte, war es eine eiskalte Nacht.

**16. 9. 1916** Noch im hellen Mondschein treten wir aus den mehr und mehr sich verflachenden Bergen. Ein früher Morgen ist doch wunderschön, wenn man die Nacht Ruhe hatte und sie nicht durchwachen mußte wie so oft in diesen zwei Jahren. Der Weg bietet nichts Bemerkenswertes, doch ist die mit Riedgras stellenweise bedeckte Wüste nicht ohne freundliche Ausblicke. Vor uns rechts sind Berge zu schauen, immer besser als der gewöhnliche unendliche undurchdringliche Dunst. Schon unterwegs begegnen uns ungewöhnlich viel Chinesen, auch ansässige, die auf ihre Äcker hinausgehen. Hier haben wir zum ersten Mal ackerbautreibende, also richtig kolonisierende chinesische Bevölkerung. Der starke chinesische Einschlag wird auch durch die Beobachtung bekräftigt, daß Frauen mit ganz groben Gesichtern aus und in türkischen Familien chinesische Kleider tragen. Ja, die Einwohner von Karaschehir selbst, das wir nach 7-stündigem Marsch erreichen, stellen einen richtigen Mischtyp dar. Seyed Achmed hält sie somit für Chinesen. Der Empfang ist aufmerksamer als sonst, nachdem ich einen Tungschi, der erklärt hatte, es gäbe kein Wirtshaus, ich solle ins Yamen kommen, tüchtig angehaucht hatte. Der Ambar, ein Mann aus Schanghai, wie alle erst ein Jahr hier, von Kansu übernommen, kannte unsere Herren in Kanschu. Die Soldaten machen einen ausnahmsweise guten Eindruck.

**17. 9. 1916** Seit vielen Monaten zum ersten Mal wieder unter einem Dach geschlafen. Es war erfreulicherweise sowohl wanzenfrei und noch dazu draußen mörderisch kalt. Da unsere Wache in den Außenhof zurückgezogen war, auch die große Trommel mangels eines Trommelfells nur mit Brettern überschlagen war, so ließ sich trotz eines Sündenschlafs am Nachmittag ganz gut ruhen. Den ganzen Morgen widmete ich mich dem diplomatischen Geschäft, des Hufbeschneidens und der Beaufsichtigung des Beschlags, der bisher tadellos gehalten hatte, wie Röhr behauptete, weil der Hufschmied beim ersten Nagel jedes Eisens >Bismillah< (Im Namen Gottes) gerufen hatte. auch diesmal sagte einer der alten Leute sein >Bismallah<, so daß wir hoffen können, unterwegs keine Schwierigkeiten zu haben. Am Nachmittag gab es wieder eines der feierlichen Dinners, die wir so gut zu überstehen gewöhnt sind. Wie stets waren auch heute Gäste geladen, die sich durch Bescheidenheit und tüchtiges Vorlegen auszeichneten. Als wir uns kurz darauf verabschiedeten, machte ich mit Tschu Dagen und dem alten Vater das ganze Dankzeremoniell mit. Das sonst nicht anziehende,

ziemlich einsam in der großen Wüste einer zusammengeschrunpften Tatarenstadt gelegene Yamen besaß ein reizendes Architekturstück. Wie sich herausstellte, eine [.....] die augenscheinlich recht alt war. Die schnell hereinbrechende Dunkelheit ließ keine Beobachtungen zu. Es war so kalt, daß ich es vorzog, fast die ganzen fünf Stunden mit Ausnahme von zwei ganz kleinen Trabreisen zu Fuß zu laufen. Dabei veranstaltete ich ein Wettrennen mit einem hinter mir her kommenden Geläut, das ich zuerst für die Kutsche Tschu Dağen's hielt, bis es sich als die nächtliche reitende Post herausstellte. Nach einiger Zeit tauchte voraus die Pekingpost auf. Beide konnten mir nichts bringen. Wie trostlos in dieser Trostlosigkeit! Zehn Minuten vor 23 Uhr ritten wir in dem gänzlich verlassenem Tabilga ein, wo sich bald ein fürchterliches Geschrei nach allen möglichen nicht vorhandenen Sachen erhob. Wir wurden damit getröstet, da es hier >Gobi< (d.i. Einöde, Wüste) sei.

**18. 9. 1916** Trotz aller Morgengeräusche bis 7 Uhr ausgeschlafen. Mit Tschu Dağen ganz chinesisch gefrühstückt. Das Auswärtige Amt würde an meiner Anpassungsfähigkeit seine Freude gehabt haben, - vielleicht auch nicht. Hiernach wurde mir ein Telegramm überbracht, das gleiche, das ich schon in Maralbaschi erhalten hatte. Von den Behörden wurde nochmals Geld angeboten. Ich lehnte dankend ab. Ankäufe, dann ein Badespaziergang ins Grüne. Aufbruch von Tabilga um 16 Uhr. Der Mond läßt heute auch gar zu lang auf sich warten. Erst nach 22 Uhr kommt er wirklich hinter den Bergen hervor. Bis dahin war eine lange Zeit, Wünsche und wieder Wünsche hin und her zu bewegen, und an die Zukunft zu denken. Wie schwer ist es, so allein an sich selbst zu arbeiten. Um 22,15 Uhr erreichen wir unser Nachtziel, einen großen, mit vielen Häusern bestandenen, von alten Bäumen überschatteten Ort, Tschuwä nach Lüe Laoyes Aussprache. Nein, wie er mir eben erklärt, lag der kleine Fleck auf der Mitte des heutigen Weges, während wir jetzt im Uetschtala, dem Uetschaktal der Karte *angelangt sein sollen und wohl auch sind.*

**19. 9. 1916** Langer Marsch durch die wasserlose Wüste von 14 - 23 Uhr. Nach Jütschego.

**20. 9. 1916** Josef raucht sich einen Haschischrausch an und greift Röhr, während ich in den Bergen spazieren gehe, mit Worten und Taten an. Er macht eine gewaltige Szene, erteilt Röhr Befehle und schreit heftig, bis ich ihn andonnere: >Josef habt Acht, richt Euch, kehrt marsch<. Dann wurde er noch zur Abkühlung verschiedentlich von Röhr mit Wasser übergossen. Auf der Straße in der Nacht und am Tage ziemlich reger Verkehr. Die Bevölkerung sämtlich Tunganen. Um 16 Uhr aufgebrochen, den eigenen Gedanken bis 21,30 Uhr nachgehungen. Stets von neuen Wünschen verfolgt: Einmal die Meinen zu sehen, dann dem Tutu, dem russischen Konsul, dem englischen Postdirektor, der meine Briefe zurückhält, die Nase und Zähne einzuschlagen. In Kumischeh selbst ist es so kalt, daß ich in der Nacht herumlaufe, den Streit der Pferde schlichte und mir schließlich von Seyed Ahmed meinen Pelz hole. Danach bis 10 Uhr im Sonnenbrand geschlafen.

Am Morgen des **21. 9. 1916** fanden wir den sonst stets gesunden, auch jetzt noch brüllenden Mirmast mit ganz geschwellenem rechten Schenkel. Beim Marsch durch die Wüste, die außer kleinen Erhebungen kaum eine Abwechslung bietet, läßt sich schön träumen. Als wir gegen 21 Uhr ins eigentliche Gebirge kommen, windet sich der Weg so scharf, daß man oft

der Marschrichtung entgegengesetzt reitet und sich in der Dunkelheit jede Minute in einen anderen finsternen Talkessel eingeschlossen glaubt, aus dem man keinen Ausweg sieht. Mehrfach hielt ich in der schwarzen Nacht die merkwürdig aufragenden Felswände für das Rassthaus. Endlich erscheint ein heller Fleck und ich gewinne die mit mir geschlossene Wette, daß wir am Ziel sind. Nach über einer Stunde, während der sich Lüe Laoye eifrig betätigt, erscheint um Mitternacht die Karawane und wird schnell untergebracht. Diesmal schlief ich vorzüglich auf neuen Filzen in einem Haus ohne Furcht vor Ungeziefer.

**22. 9. 1916** Vormittags eine Bergpartie unternommen, von der der mich zunächst begleitende Tschu Dagen schnell Abstand nimmt. Der Nachmittag bringt auf eine landschaftlich selten schöne Schlucht mit steil abfallenden Hängen eine Überraschung. Nach weiteren Windungen des Tales finde ich es von einer Reiterschar besetzt, die mit ihren wehenden Bannern bei unserer Annäherung in lebhaft Unruhe gerät. Ich setze mich zurecht, um den zerschissenen Anzug durch gute Haltung zu bügeln und nehme die Parade der Reiter von Toksun ab, während ein Jüngling mir mit hoch erhobener geflickter Besuchskartentasche entgegenkommt und ihm Lüe Laoye die mir bestimmte Karte ohne Umstände, wie das seine Art ist, abnimmt, schaue ich den abgessenen, ihre ganz alten deutschen Gewehre präsentierenden Reitern fest, sie mir neugierig in die Augen. Die bunte Schar, die wehenden Banner, die Posaunenstöße aus den alten Tempeltrompeten, all dies in einem öden Wüstental, gestalten die ganze Szene höchst eindrucksvoll. Im schnellen Trab zog dann mein Schwarzer durch die immer tiefer hereindunkelnde Nacht hinter der vorausgaloppierenden Schar her. Auf der nach Toksun abfallenden Ebene löst sich plötzlich aus der Lichtlosigkeit eine neue Reiterschar mit zwei weiteren Bannern. Auch Trompeter stimmen alsbald die schon oft gehörten falschen Weisen mit Trommeln abwechselnd an. Hundegebell kündigt eine Ortschaft. Draußen empfangen uns zwei Diener mit Laternen, die neben mir herschreiten. Die Einwohner gucken verschlafen heraus, denn es geht gegen Mitternacht, aus den Haustüren und stellen ihr einziges Licht heraus. Die Trompeten schmettern einen Tusch herrlich und fürchterlich. Wir sind in Toksun. Bei meinem überraschenden Erscheinen konnten - wahrscheinlich zum großen Bedauern der ferner Beteiligten - die auf den Pferden mitgebrachten Böller nicht in Tätigkeit treten.

**23. 9. 1916** Vormittags große Besuchsauffahrt der schon am Abend angelangten hohen Militär- und Zivilbeamten. Von I Dagen werde ich augenscheinlich auf höheren Befehl zur Besichtigung des Ortes und zum zweiten Frühstück geladen. Gott sei Dank gab I Dagen nur ein Schantung-Diner, das heißt Reis und Hammel, statt der stets bei Chinesen sonst üblichen 40 - 50 Gänge. Die Truppe I Dagens waren aber auch Tunganen. Nach einem kleinen Schlaf während der Mittagshitze brechen wir auf. Das Bild war wie in Aksu sehr malerisch. Im Vordergrund saßen alte überwiegend chinesisch aussehende Tungschi, die dem fremden Gast aufs Pferd helfen wollten. Sie halfen so, daß man wirklich nicht aufsteigen konnte oder den Anschein erweckte, es nicht zu können. Bis zum Tore geleiteten uns die Reiter aus Toksun oder Turfan. Woher sie stammten, wurde mir geflissentlich verheimlicht. Mit vier Bannern und ihren Leibposaunen stand im Torweg meine bisherige Garde in voller Rührung über je einen Ser sehr freundschaftlich präsentierend. Der Nachtritt durch einen wüsten Morast war ganz ergötzlich, einmal weil die neue Eskorte so eifrig Posaune blies und dann, weil Lüe, der

gern mit nach Peking gehen und dort >ein kleiner Offizier< werden wollte, uns so gut unterhielt. Ab und zu tauchte auch in dem Morast ein Feuer auf, das, wie Lüe erzählte, sich die Chinesen nicht erklären konnten, und die Schantung-Leute fürchteten; nach einiger Zeit verschwinde es wieder. Jedesmal, wenn ein unheimliches Feuer, wohl sich selbst entzündend sichtbar wurde, wurden einige Posaunenstöße, die stets mit einem furchtbar unanständigen Ton einsetzten, befohlen. Unterwegs wurde uns noch eine kleine allmählich gewohnte Überraschung zuteil. Auf offener Straße war ein Altar aufgebaut, von dem uns Trauben und Melonen vor dem zahlreich trotz der nächtlichen Stunde angesammelten Publikum gereicht wurden. Gegen Mitternacht trafen wir vor Turfan ein. Dort ganz großer Empfang in einem hübsch hergerichteten Torbogen durch sämtliche Militär- und Zivilbehörden. Auf Lüe Laoyes Aufforderung >weggehen< breche ich auf, sonst hätte ich beinahe das mir verlockend angebotene zarte Hammelrippchen angenommen. Ich kann dem schlaunen Lüe nur dankbar sein.

**24. 9. 1916** Langsam ritten wir durch die von kleinen Petroleumlampen festlich beleuchtete Stadt. Wenn ich die Fragen meines Begleiters beantwortete, mußte ich fürchterlich Staub schlucken. Etwa drei km freier Raum trennten uns von der Neustadt, wo sich die Yamen befanden. Erst um 2 Uhr begann man dort uns mit einem 40 Gänge umfassenden Diner zu feiern. Nicht vor dem Morgen kamen wir langsam zur Ruhe und konnten in den Tag hineinschlafen, der weiteren Essen, dem Erweisen und Erwidern von Höflichkeiten gewidmet war.

**25. 9. 1916** In den Zwischenzeiten schreibe ich an einem Memorandum für den Tutu. Am Nachmittag - das gehört zu unserem System zur Beruhigung der Gemüter - lasse ich dem Kommandanten der Stadt, dem wir uns schon am Vormittage angesagt hatten, Griffe vormachen und uns alsdann durch die Basare der beiden Städte führen. Die Waren kamen ausschließlich von Urumtschi. Der eigentliche Handel ist in Händen von Tunganen und Chinesen, denen die Pfandleihe ganz vorbehalten ist, die Lebensmittelhändler waren Türken. Abends chinesisches Konzert. Tschu Dağen erhält Befehl, mit uns noch nach Ansi shan zu reisen. Besuch von Potschense (Torfan). Die ausgebrannten Reste zeigten nur noch die größten Formen. Sie erinnern an Karnak. Festlicher Empfang in den reichen Dörfern Supa und Oerpa. In der Nacht nach Hause.

**27. 9. 1916** Am Vormittag Fertigstellung des Memorandums, das Lüe, stolz auf seine Mission, einsteckt. Rührender Abschied von dem mir in seiner Schlauheit und Anhänglichkeit sehr ans Herz gewachsenen Jungen. Großer Abschiedsempfang, den ich aber durch das schon längst gelernte >Sauma< kurz abzurechnen weiß. Von 16 - 21 Uhr ritten wir durch die Wüste bis Sinjimku, kleinen Flecken am Eingang der Berge.

**28. 9. 1916** Spaziergang in der Nähe des Ortes. Am Berghang ein kleiner buddhistischer Kuppelbau, der nicht allzu alt zu sein scheint. Überreste großer Kasernenbauten. Aufbruch 13 Uhr. Nach Überschreiten eines kleinen Höhenrückens marschieren wir auf sehr angenehmer Straße durch ein fruchtbares Tal, wo viel Baumwolle angebaut und gerade geerntet wurde. Unterwegs ernste Rücksprache mit Röhr. Abends gegen 19 Uhr von dem Ältesten begrüßt in Leaumutjing eingerückt und in einem neuen Haus des Dorfältesten einquartiert. Auf dem

Weg auffällig viele Mollahs und chinesische Wollhändler. Rücksprache mit Tschu Dagen über die Provinzialverwaltung, Tutu und Präsident, die er beide für käuflich hält.

**29. 9. 1916** Um 6 Uhr bei großer Morgenkühle aufgebrochen. In etwa fünf Stunden die kleine, aber rührige Stadt Bigantse erreicht. Einer der vielen Empfänge, die uns immer weniger in Verlegenheit setzen als die Chinesen. Ein guter alter Ambar, eine grütnersche Gestalt, die sich angenehm zurückhält, nicht den ganzen Tag bei uns hockt und ein frisches Tischtuch besitzt. Augenscheinlich hat er sich nach drei Jahren am Platz auf eine lange Zeit dort eingerichtet, denn das Haus ist gut gehalten und nicht im Zustand ständigen Verfalls wie die meisten großen Yamen. Nachmittags und abends eine Szene mit Nur Mohammed, der plötzlich nach Hause will und sich jedem guten Grund gegenüber stumm und taub verhält. Schließlich wird er von Tschu Dagen, der ihm den ganzen Fall noch einmal türkisch erklärt - natürlich versteht er das noch weniger - ärgerlich zu Bett geschickt. Nach Mitteilung von Tschu Dagen soll sich die revolutionäre Bewegung in Südchina sehr verstärkt haben.

**30. 9. 1916** Morgendiner von 10 Gängen. Chinesischen Wein in Sektkelchen, den der alte Ambar uns vortrinkt. Schließlich wurde der alte vornehm schüchterne Herr doch gesprächig und fragte nach den deutschen Drachen und den ihm gänzlich unverständlichen Unterseebooten. Von einer neuen Eskorte Tunganen begleitet, ritten wir dann durch Grün und Wüste in schöner Abwechslung 6 1/2 Stunden ins neue Quartier. Nachmittags die Kastellbauten, die aus der letzten monarchischen Zeit stammten und damals 250 Reiter beherbergten, angesehen. Bei dem älteren zerfalleneren der beiden Bauten wurden uns einige Buddhafiguren und ein kleiner Ring in Steigbügelform angeboten. Ich erstand ihn. - Lange Unterhaltung über Seyed Ahmed, den wieder einmal ein englischer Aksakal angefordert hatte. (Streifung)

**1. 10. 1916** Schon wieder der 1. und Neumond dazu. Nach einem Marsch, der all meinen Drang nach Vorwärts stillt, kommen wir ins Gebirge und kurz danach an das Rasthaus, wo ich sofort zum Bad im Zimmer mit nachfolgendem Sonnen auf dem Hof schreite. Das ganze Dorf sieht zu. Die Nacht schlafe ich drinnen und höre von dort aus mit dem schönen Gefühl unbeteiligt zu sein alle die mir wohlbekannten Laute, höre Mirmast, die weckenden Posaunen, Seyed Ahmed, der nach einer kleinen Ermahnung wieder wie vorher am Werk ist. Mit dem Essen steht es knapp, das Brot ist noch von Bigantse.

**2. 10. 1916** Es marschiert sich herrlich bei Tage; allein das Auge, wenn schon durch eine sehr einförmige Gegend schweifen zu lassen, ist eine Erquickung für den, der viel in der Nacht marschieren muß. In Wirklichkeit bietet die Gegend recht wenig. Von Bigantse wird eine große, beinahe unendliche Wüste nur durch kleine Berge unterbrochen. Heute erscheint der Berg südöstlich unserer Marschrichtung ganz nahe. Vorgestern war er noch als schöne Luftspiegelung über dem nunmehr durchquerten Gebirge sichtbar. Gegen Mittag wird ein kleiner Tempel neben einer Quelle erreicht. Der Kommandant meiner Wache, ein behäbiger Herr packt aus: Zu meinem großen Erstaunen schönes frisches Brot, ein fettes Huhn, alles Dinge, die wir uns schon lange gewünscht, aber nicht bekommen hatten. In zwei weiteren Stunden sind wir am Ziel, einem kleinen Weiler, der von einer Anzahl anscheinend nur männlicher Chinesen bewohnt ist. Lediglich ein alter Türke zeugt von verdrängter Rasse.

**3. 10. 1916** Wieder ein recht langer Marsch durch die Wüste. Wann kommen wir endlich nach Chami? Schlimmer kann die Gobi auch kaum sein. Die chinesische Verwaltung arbeitet gut. In dem Augenblick, wo wir unser Quartier erreichen, trifft auch von irgendwoher das Futter ein, so heute bereits von dem noch immer fernen Chami. In seinem Bezirk sind wir aber. Seit einigen Tagen spüre ich mein Herz. Hoffentlich hat es nichts zu bedeuten. Auf dem Wege gibt es genug Gelegenheiten zu allen möglichen Plänen und Träumen: Einrichtung des Konsulats in Kaschgar, tausend Zukunftspläne, trotz der Kriegserklärung Rumäniens muß doch das Ende nahe sein, es kann ja nur unseren Sieg bedeuten.

**4. 10. 1916** Das Leben beginnt wirklich einförmig zu werden. Bei Tag marschieren, marschieren und Wüste, in der Ferne kahle Berge, bei Nacht immer wieder dieselben allmählich gewohnten Geräusche. Mit der Alltäglichkeit verliert sich ihre Poesie, obwohl eine gewisse Vertrautheit mit ihnen wiederum den Vorteil hat, daß sie nicht mehr aufregen können. Auch die Menschen um einen herum sind nicht dieselben Studienobjekte, obwohl sie sich dem aufmerksamen Beobachter natürlich täglich von einer anderen Seite zeigen. So rückte allmählich zum wahren und aufrichtigen Freunde unser Tschu Dagen auf. Seine politischen Neigungen haben wir jetzt erforscht. Es war gar nicht so einfach, denn er ist unendlich vorsichtig, so vorsichtig, daß seine eigenen Landsleute sich bei ihm nicht auskennen. Jetzt hat er sich aber doch als tödlichster Feind des Matitai, seines zivilen Kollegen und auch des Tutu [alle in Kaschgar] erklärt, obwohl er es mit dem letztgenannten nicht verderben und sich gern durch uns seine Gewogenheit sichern will. Mit dem Kurs der letzten zwanzig Jahre, die China nur Demütigungen und Schwächen eingetragen haben, ist er gar nicht einverstanden. Yüan schi kai hält er für einen aufrichtigen Menschen, den jetzigen Präsidenten für eine *Kreatur der Japaner und kurz gesagt für einen Dieb. Diebe und ehrliche Menschen, das sind die beiden Kategorien, in die er seine engeren Kollegen einteilt.* Unter die erste Rubrik fällt weitaus die Mehrzahl der Beamten, gerade in Sinkiang, wo sie ohne Interesse zur Sache oder am Wohlergehen der Gemeinde nur in die eigene Tasche wirtschaften. Um meine Menschenkenntnis zu prüfen, fragt er mich jedesmal, wenn wir einen neuen Beamten kennengelernt haben, was ich wohl von ihm halte. Meist ist sein Urteil schroffer als meines, wenn ich alten Herren, die mich gastlich, ja gütig aufnehmen, ihre Schuftigkeit nicht gleich ansehen kann. Bei seiner Menschenbeurteilung laufen allerdings sehr viele landsmannschaftliche Gefühle mit. Alle Fremdprovinzler sind ihm von vornherein ein Greuel und müssen sich erst mit Mühe und ernster Arbeit bei ihm gnädige Beurteilung erwirken. Mit Tschu Dagen über die Bedingungen gesprochen, zu denen ich bereit bin, mit dem Tutu einen Frieden zu schließen.

**5. 10. 1916** Mit dem Nachtschlaf, dem einzigen Trost der traurigen Tour wird es nun auch schlechter. Früher schlief ich wenigstens nach 12-Stundenritten gut, jetzt genügen sie nicht mehr, um als Sorgenbrecher zu wirken. Gegen 3 Uhr, nachdem ich so etwa von 19,30 - 20 Uhr ab geruht habe, wache ich auf. Da reicht das Gurren des Jabu oder ein besonders lebhafter Traum von Josef aus, um mich ganz und für längere Zeit zu wecken. Gewöhnlich sehe ich dann nach den Sternen, horche wie die übrigen schnarchen und krieche dann, wenn alles ruhig ist, ich die Futterbeutel befühlt und mich körperlich erleichtert habe, in meinen Schlafsack. Am Morgen vollzieht sich alles gewohnheitsmäßig. Die Chinesen arbeiten gut, die



übrigen Leute wissen, was sie tun sollen und warum sie beschimpft werden. Die Gegend ist etwas wüst. Einzelne vielversprechende Grasbüschel. Wirklich, wir erreichen in dem der Karte unbekanntem Saopu ein Örtchen, das sich durch eine Umwallung und zwei neuere Pagoden auszeichnet. Die Bevölkerung stellt einen ganz eigenartigen Mischtyp dar. Er ist anziehender noch als der auch nicht häßliche der Tunganen. Tunganen erschienen mir immer geeignet, auf dem reißerischen Umschlag eines Schauerromans alle seine Sensationen vorweg zu nehmen. Josef hat eine merkwürdige Empfindlichkeit entwickelt. Als er gestern zum Brunnen ging, roch er den früher mit so schlechtem Erfolg gerauchten Haschisch. Es war ihm den ganzen übrigen Tag übel. Heute konnte er nicht mehr zum Brunnen gehen, weil er fürchtete, den Haschisch zu riechen.

6. 10. 1916 Auch diese Wüste geht nach 10 Tagen ihrem Ende zu. Am Horizont zeigen sich Steppe und Flecken. Bäume tauchen zuerst als Luftspiegelung, dann in einer Wirklichkeit auf, die einen in Erstaunen versetzt und die Frage bewußt werden läßt, warum man sich eigentlich wundert, - nur weil es ein über eine Woche nicht mehr gehabter Anblick ist. Unterwegs macht mir der Führer unserer tüchtigen Begleitmannschaft Freude. Er ist einer von der naiven jovialen Art, die man in China nicht allzu häufig findet. Meistens schlief er, so zum Beispiel die ganze Nacht und den ganzen Ritt über. Er hat eine geradezu geniale Art, sich mit Untersachen und einem Pelz bekleidet so auf das arme Pferd zu hängen, daß er sich den süßesten Träumen hingeben kann. Eine tiefdunkle Brille täuscht ihm auch bei der hellsten Sonne wenigstens Dämmerung vor. Ein künstlerisch gekniffener Hut vollendet den Anblick. Ab und zu erwacht er aber doch. So zum Beispiel, wenn sich unter Schellengeläut ein über den anderen Tag die Post nähert. >Die Post<, meint er freundlich erklärend: >Excellenz, gibt es in Deutschland auch Post?< Ich bejahe und versuche - aber vergebens - ihn damit in Erstaunen zu versetzen, da es in Deutschland nicht nur eine Post gibt, sondern da sie sechsmal täglich ausgetragen wird und mir alle Male Briefe mitbringt. Von der Post kommt er auf den Telegraphen, an dem wir nunmehr seit 50 Tagen entlanggleiten. >Haben Excellenz in Deutschland auch Telegraphen?< >Ja, in jedem Haus<. Das hielt er aber augenscheinlich doch für eine große Lüge, denn er schwieg und schlief lieber weiter, als sich derartiges erzählen zu lassen. Unsere sonstige Begleitung umfaßt diesmal keine besonders bemerkenswerten Gestalten. Der Tungschi ist der ausgesprochene Bösewicht der Bühne. Die Posauenbläser sind zwei Pantherkatzen, haben aber nichts von der mongolischen Schönheit der beiden nackten Dioskuren, die mich von Kaschgar aus begleiteten. Einige Schantungleute mit langen dünnen Bärten und zum Teil germanischen Gesichtern sind als solche gleich kenntlich. Es fehlen die markanten Figuren des scharlachroten Tijalauje, des langhaarigen knickstiefeligen Ma Laoye, des Tsi Laoye und Li Laoye sowie der alten triefäugigen Chinesen, die im Dienste ergraut sind. Auch der stumme korrekte Ma Laoye müßte bei der Aufzählung der Typen nicht vergessen werden. Sein rassegemischtes Gesicht, seine stumm-korrekten Verbeugungen bleiben mir unvergeßlich. Wie ich von Tschu Dağen erfahre, sollen alle diese lieben, braven Soldaten ihren Tutu damit betrogen haben, daß sie Zahl der uns begleitenden Mannschaft sehr viel höher angaben und was sie für Futter und Beköstigung weniger zahlten einsteckten. Am unverschämtesten betrog seinen Landsmann der Ma Dağen von Kaschgar, der 60 Mann statt der mitgerittenen 30 angab. Die Kleineren begnügen sich mit kleineren Durchstechereien. Mir kann es gleich sein, ja mich nur freuen, falls etwa die

Engländer meine Reise bezahlen sollten. Wir bleiben heute in Tupu, weil Tschu Dağen seinen angegriffenen Wagen auf eine neue Achse setzen will. Es ist ja auch ganz gleich, wo wir einkehren, die Wirtshäuser sind alle schmutzig und ob unsere Pferde heute oder morgen die restlichen 70 Li machen, ist unwesentlich.

**7. 10. 1916** Gegen 10 Uhr taucht am Himmel ein großer Ort auf, der der Entfernung nach Chami sein muß. Einzelne Heuwagen fahren ein. Kleine Wirtshäuser sprechen ebenfalls für die Nähe einer Stadt. Schnell erscheint sie, soweit dies bei einer Sinkiangstadt, die keine hervorragenden Gebäude besitzt, möglich ist. Eine bunte kleine Moschee, deren Kacheln richtig blitzen, lehnt sich an einen chinesischen Tempel: Ein Bild religiöser Toleranz. Im Verlauf der äußerst staubigen Straße erscheint eine Riesenmauer, die die dahinterliegenden Gebäude völlig deckt. Sie soll einen prinzlichen Palast bergen. Nach einem Blick ins Grün, der von einem Stadttor schön ausgeschnitten ist, reiten wir zuerst in die Yamen-Neustadt, dann durch ein gewaltiges Tor in die Neustadt selbst ein, wo unsere Unterkunft durch seine roten Begrüßungsbehänge kenntlich ist. Wir hatten gebeten, unserer vielen Leute wegen nicht im Yamen absteigen zu müssen. Kaum habe ich mir die Gamaschen von den wundgelaufenen Beinen gezogen, als der Ambar gemeldet wird. Während ich mich wieder begrüßungsmäßig anziehe, steht schon eine Menge Menschen im Zimmer, von denen mir der eine, gerade wie ich mich mit ihm hinausgeben will, als der Ambar bezeichnet wird. Er ist ein einfacher, liebenswürdiger Mensch, der zwar nicht alles versteht, was ich sage, sich aber auch nicht in Verlegenheit setzen läßt. Endlich erscheint Tschu Dağen, ein Landsmann, der uns glücklich aus jeder Gesprächsverlegenheit erlöst und mit einer von seinen Freunden geschätzten Unterhaltungsgabe gleich alles mögliche zu plaudern beginnt, ohne seine eigenen Wünsche und die stete Frage nach Preisen und Kursen zu vergessen. Nach dem Ambar kommt ein unangenehmer Besuch, der Tungling. Er benimmt sich fast absichtlich ungezogen, denn er ist ein moderner Mann, der bis zum 8. Lebensjahre, wie ich später erfahre, in Japan war. Durch seine schwarze Brille mich anglotzend, fragt er wirklich unverschämt, >haben Sie einen Dolmetscher?< Ich verneinte freundlich und frage, welche fremden Sprachen er spreche, ob japanisch. Ich rede ihn zu seiner großen Verlegenheit japanisch an. Er gesteht, 15 Jahre nicht dort gewesen zu sein. >Ich will Ihre Visitenkarte, wieviel Leute sind Sie?< In diesem Tone geht es fort bis er plötzlich aufbricht. Nur Mohammed und der Hadschi melden sich ab.

**8. 10. 1916** Für beide Zeugnisse und Empfehlungen sowie Anweisungen, auch einen Brief an Herrn Törnquist geschrieben. Nachmittags Diner beim Ambar, es ist gepflegt und gut. Wir benehmen uns wie die alten Chinesen, ja unsere chinesische Höflichkeit erweicht sogar den großen Tungling (Da Tungling). Wir besuchen ihn nach dem Essen. Er empfängt uns mit hohen militärischen Ehren und vier mit einer brennenden Lunte entzündeten Kanonenschlägen. Abends erzählt Tschu Dağen alte chinesische Heiratsgeschichtchen: wie bei einer Auktion der Frauen eines Verstorbenen Sohn seine Mutter im Dunkeln erwarb, wie ein Diener und ein alter Mann, das ihren Wünschen entgegengesetzte erhalten, zwangsweise tauschen und anderes mehr. Anlaß dazu gibt die Nachricht, daß die von den russischen Soldaten und Offizieren in Ili zurückgelassenen Frauen und Mädchen nach ihren Photographien zu festen Sätzen in Urumtschi angeboten werden. Das russische Ansehen leidet hierunter erheblich. Seyed Ahmed hat ein Afghane aufgesucht. Er sollte einen Türken, angeblich

Träger eines Schreibens des Sultan Chalifa nach Kabul begleiten. Er wollte morgen zu mir kommen; ich bin neugierig, was der Mann zu sagen hat.

**9. 10. 1916** Gerade als wir, Röhr und ich in den Basar gehen wollten, erscheint der Afghane Abdul Gafur aus Dschelalabad. Er sieht dem Naib-es-Saltaneh [Nasrullah] sehr ähnlich, u. a. weil auch ihm die Vorderzähne fehlen. Seine Lebensgeschichte ist ein Roman. Mit 15 Jahren hat er die Heimat verlassen, ging nach Bombay, von dort nach Bagdad und zurück nach Indien, war dann 15 Jahre fireman (Heizer) auf ostasiatischen Schiffen, hatte auch Antwerpen, Hamburg und andere deutsche Städte besucht, wurde dann watchman (Wächter) in Hankau, durch den Krieg brotlos und hatte schließlich mit dem besagten Türken, der seine Sache wenig gewandt gemacht haben muß, den Weg bis Chami gefunden. Hier wurde sein Genosse oder Herr, der Seyed Hamza, gewaltsam auf Antrag des russischen Konsuls zurückbefördert, während der kleine Afghane in der Versenkung verschwand. Zwei Minuten graste er draußen in einem Obstgarten mit einem Hemd und Pantoffeln des großen Sejiden bekleidet. Nach Hankau kann er nicht zurück, weil die Reise mit dem Türken ihm die peinliche Aufmerksamkeit der Engländer zugezogen hat. Weiterreisen läßt man ihn ebenfalls nicht. Auf unsere Fürsprache, die wie ich ihm erkläre, ihn auch unter Umständen gefährden kann, verspricht aber der Ambar, da ihm nichts geschehen und er sogar noch eine Wegzehrung erhalten soll. Er flucht der Schwäche Afghanistans, das seine Kinder ohne Schutz in der Welt läßt. Nach Friedensschluß will er nach Kabul wandern. Das ganze ist eine der sinnlosen Unternehmungen, auf deren Spuren wir nun schon häufiger gestoßen sind. Der fluchende Seyid wird der deutschen Gesandtschaft noch schön zur Last fallen. Was mag wohl der Tutu für seine vielen politischen Gefälligkeiten erhalten haben? Hier muß ich die Nachricht einfügen, daß die Engländer die sämtlich in Hankau, Schanghai und Tientsin beschäftigten Afridis vor die Wahl gestellt haben, entweder sich registrieren zu lassen und einen englischen Paß zu nehmen oder den dauernden Verfolgungen von Privaten und Konsulaten ausgesetzt zu sein. Viele haben das erste vorgezogen, anderen wie unserem Freund ist es schlecht gegangen. Nachmittags Besuch beim Wangje, Sproß einer mongolischen Herrscherfamilie. Es gibt noch eine ganze Anzahl mongolischer Prinzen in der Provinz Chotan, Beijentscheng, Aksu und anderen Orten. Wir betreten das Innere der großen Mauer, die eine Reihe von Posten birgt. Aus einem Turm empfangen uns die Weisen einer Musikkapelle. Im großen Empfangssaal, den wir durch das Spalier vieler Diener und festlich gekleideter Kinder durchschreiten, es ist ein mohammedanischer Festtag, erscheint bald ein wirklich sehr vornehm aussehender alter Herr, der viel in China gereist ist, Peking und sogar den deutschen Gesandten kennt. Er gibt mir für ihn eine Karte. Der Krieg ist das gegebene Gesprächsthema, das wir den ununterrichteten Chinesen nur selten gegenüber berühren können. Bald nach unserer Rückkunft macht er uns einen Gegenbesuch. In einer russischen Kalesche und großer Begleitung von mehr als 100 Dienern fährt er vor. Ich schenke ihm verschiedene Photographien und ein Album mit Häuserbildern. Tschu Dagen erzählt mir, daß er über das gewaltige Einkommen von 100 000 Ser Silber verfügt und fast ganz Chami besitzen soll. Er ist stolz auf das gute Aussehen und den langen Bart des 60jährigen alten Herrn.

**10. 10. 1916** Wir treten jetzt in das rein chinesische Gebiet sozusagen aus der türkischen Kolonie über. Schon in Chami selbst leben überwiegend Chinesen. Uns macht sich der

Unterschied alsbald sehr fühlbar. Während in Sinkiang die Behörden einfach gefordert und erhalten hatten, müssen sie jetzt weitgehend Rücksichten auf die Bevölkerung nehmen. Dies zeigt sich in einer unverschämten Übervorteilung der Reisenden. Für das Waschen von 20 kleinen Stücken nimmt eine Frau die für hiesige Verhältnisse unerhörte Summe von einem Tael Silber, zwei Tael Papier, was etwa in unserem Geld 10,-- RM entspricht. Mit anderen Dingen ist es ähnlich. Dabei wird unser chinesischer Freund genau so überteuert wie wir. Er beschimpft jedenfalls alle Chinesen ganz fürchterlich als Betrüger und behauptet, sie am liebsten erschlagen zu wollen. Im Grunde ist aber der ganze Unterschied nur auf den zwischen eigenem Land und Kolonisationsgebiet zurückzuführen, wo man nicht nach dem Preis fragt, sondern ihn zu bestimmen und dann noch freundlich unterwürfige Gesichter zu sehen gewohnt ist. Die Grenze des Hammels, vor der sich Seyed Ahmed so sehr gefürchtet hatte, wird nun wirklich überschritten. Es sind nur noch Schweine zu sehen. Für unseren Freund bildeten die schwarzen Borstentiere wirklich einen Grund, um, ohne an seine Zukunft zu denken, den langen Weg zu rückreisen zu wollen. Nur nach langem zunächst fruchtlosen Einreden gelang es uns, ihn von einer Dummheit abzuhalten. Als guten Muselmanen kamen uns die unreinen Tiere fast ebenso gefährlich vor. Auf der Bratpfanne sieht man sie ganz gern, aber in Freiheit zu beobachten sind sie schrecklich. Auch haben sie die Unmanier, einem stets auf einen ebenso schrecklichen Ort zu folgen und sofort zur Erfüllung ihrer Pflichten als Hygienepolizei zu schreiten. Mit den Pferden und Maultieren, sie sich augenscheinlich auch belästigt fühlen, stehen sie auf Kriegsfuß. Die Brüder beschnupperten sie zunächst und kniffen sie dann ordentlich mit den Zähnen. Als mohammedanisches Pferd aus einem fanatischen Land nahm Sipai Salar<sup>44</sup> das erste, das er in seinem reinen Leben sah, mit den Zähnen hoch und schüttelte das grunzende Ungetüm tüchtig. Bis Huang lu gang 80 Li - 4 1/2 Stunden. Ein gleichweiter Weg führte hier nach zwei Wirtshäusern nach [...]. Das Wasser soll von hier ab schlecht werden.

**11. 10. 1916** Tschu Daŕen reitet und drückt glücklich, wie vorauszusehen, mein Pferd. Ich erzähle ihm unterwegs noch einmal die Geschichte meines Falls in Singkiang. Das Wasser am Ort ist recht gut genießbar, ja ich trinke es, weil all diese Wüstenbrunnen vertrauenerweckender sind als die Wasser in bewohnten Gegenden. Der Chinese allerdings beurteilt ein Wasser nur nach seiner Verwendbarkeit als Teewasser, und da eignet es sich nicht gut. Nach einem letzten Abschiedstrunk geht es am

**12. 10. 1916** auf eine lange Reise von 170 Li. Schon in der Nacht hatte sich ein Sturmwind erhoben, der durch alle Decken an und unter mir ging. Ganz fürchterlich war dieser Wind. Als wir dann aus den schützenden Mauern des Rasthauses herausritten, war mir für Minuten der Atem so benommen, daß ich stillhalten, umdrehen und mühsam nach Luft schnappen mußte. Der Weiterritt gestaltete sich nicht sehr anmutig. Mit jeder Stunde wuchsen bei einem eisigen Winde die Schmerzen in den Kopfknochen. Auch die Augen waren gar nicht zu schützen, denn ich besaß keine entsprechende Brille. So ging es ununterbrochen vorwärts, bis wir gegen 15 Uhr unser Ziel erreichten. Auch hier hörte der Wind nicht auf. Im geschützten Haus zeigte sich erst wie böse er auf Kraft und Gesundheit gewirkt hatte; der ganze Körper

<sup>44</sup> Der Verfasser hatte die Gewohnheit, seine Pferde nach ihren Vorbesitzern zu benennen. Hier handelt es sich um jenen Rapphengst, den er von Nadir Chan, dem nachmaligen König Nadir Schah (vgl. Anm. 17), vormals Sipai Salar oder Kriegsminister, während seines Aufenthaltes in Kabul geschenkt bekommen hatte.

brannte, eine furchtbare Abgespanntheit bemächtigte sich aller Glieder. Nachdem ich Tschu Dagens *Mienpiense* (Nudelsuppe) verschlungen und die Pferde versorgt hatte, legte ich mich sofort hin. In der Nacht wurde es erfreulicherweise windstill, der ganze Überdruck aus der Mongolei schien abgeströmt.

**13. 10. 1916** Ein Glück, da der Tag schön war, denn ohne die milden Herbstsonnenstrahlen wären uns die 200 Li doch recht schwer gefallen. Halbwegs, Punkt 12 Uhr hielten wir an einem Rasthaus, wo uns Tschu Dagen mit Turfankuchen labte. Den Hunger stillte er aber nicht. Von hier ab ging der Ritt durch die Vorberge des D[...]gebirges, in das wir gegen 16 Uhr einbogen. Gleich hinter den Bergen sollte unser Mensil sein. Wir ritten und ritten, Tschu Dagen, der mittags noch sehr mutig gewesen war, verstummte ganz. Ich dafür sang aus vollem Halse, denn ich hatte eine Erkältung glücklich überwunden und konnte mir jede Stimmstärke leisten. Als es gegen 19 Uhr und der Mond aufgegangen war, verzweifelte der Gastgeber ganz. Vielleicht umso mehr, als ich vorn ritt, bei jeder Ecke >leila< (ich bin angekommen) schrie und die Gesellschaft immer wieder enttäuschte. Bis Mitternacht gab es mit den Pferden zu tun, dann wohlverdiente Ruhe bis 5 Uhr. Chingchinkcha, zwei Wirtshäuser, eine Kaserne, ein Tempel. Vor dem Rasthaus reiht sich unsere Begleitmannschaft auf. Sie machen ihren letzten Marsch, denn mit Chingchinkcha hat Singkiang sein Ende. Die Leute des Ambar bleiben auch zurück. Die Soldaten reiten noch einen Tagemarsch weiter. Er ist nicht allzu lang, etwa 100 Li. In Malentschinse erreichen wir den Boden von Kansu. Wir merken den Unterschied, nichts ist vorbereitet. Die Wirtshäuser sind voller schmutzigster Gestalten, die Wirtsleute mürrisch und ungefällig. Nur einige Reisende, die nach Chami gehen und uns von dort kommen sahen, sichern sich das Wohlwollen der Behörden, in dem sie uns ein Zimmerchen einräumen. Ja einer, der schwarz wie ein Mohr ist, bringt uns sogar ein paar Äpfel. Allmählich habe auch ich mir ein Haus erobert, den Stall einräumen lassen und alles getan, was man bei ungefälligen Leuten tun kann. Gegen 16 Uhr trifft die Karawane ein. Röhr und ich müssen heute zum ersten Mal aus Platzmangel zusammen schlafen. Die Nacht ist furchtbar. Da Tschu Dagen >tsai ma< (Dienstpferde) reitet, so bemüht sich niemand um diese armen Tiere, die abends oder vielmehr nachts, wenn alles schlafen gegangen ist, sich ihr kärgliches Futter suchen. Dann macht sie der Hunger los und sie wandern, alles beschnuppernd umher. Auf ihrer Reise gelangen sie natürlich in unsere wohlversehene Ställe. Mirmast zeigt mir dies alsbald durch ein lautes Gebrüll an. Noch hoffe ich, nicht aufstehen zu müssen, doch Mirmast brüllt zum zweiten Mal. Bald ertönt Kettengerassel und dann ist der Teufel auf dem Hof los. Kein Mensch will sich darum kümmern. Röhr schnarcht lauter als vorher, vergeblich rufe ich Josef, also muß ich selbst hinaus in die Nachtkälte. Draußen tobt der Sipai Salar, in dessen unmittelbarer Nähe man eine Stute angebunden hatte, umher. Er tobt und läßt sich auf keine Zurufe ein. Endlich wird er mit einem Eimer Wasser gefangen. Das ganze Unglück hat Tschu Dagens Pferd veranlaßt. Einer der Tschaentu-Leute bindet es fest. Es dauert gar nicht lange, so höre ich wieder etwas wandern. Diesmal bin ich kurz entschlossen draußen und jage das Pferd zum Hof hinaus. Mögen sie es sich morgen suchen. Um 4 Uhr Futtern. Kaum habe ich Futter ausgegeben und sehe mich um, ist Josef verschwunden. Drin finde ich ihn schon wieder an einem warmen Platz. Ich kann draußen arbeiten.

**15. 10. 1916** Es ist schwer, sich auch nur dreier Tage zu erinnern, wenn man müde ist und noch dazu eines Wegs, der so müde macht und so einförmig ist. In der ganzen Welt glaube ich, die Sahara und die Kewir eingeschlossen, gibt es kaum eine für das Laienauge so wenig reizvolle Landschaft wie die Wüste an sich, die Gobi. Gerade Flächen, dann wieder ein unendlich fernes Gebirge, alle 100 - 80 Li die gleichen Rasthäuser, und keine aber auch gar keine Menschen, ja nicht einmal Oasen, wie sie in der Sahara häufig und in Persien immerhin zu finden sind. Dagegen gibt es Wasser, salzig zwar, aber lang nicht so ungenießbar wie in Persien. Bei dem bestehenden Wagenverkehr ist es auch mit Futtermitteln nicht schlecht bestellt. Man erhält immer etwas, wenn auch zu hohen und höchsten Preisen. - Gerade salzige Strecken tragen manchmal Steppengräser, das übrige ist Karst. Heute ist der Strom der Reisenden stärker. In kleinen und großen Trupps kommen sie daher. Zu Fuß, in Wagen, die nur langsam Schritt vor Schritt durch den Sand mahlen können und deren Zugtiere nur mühsam mit gespreizten Beinen vorwärts staken, während die Besitzer langsam vorgehen, Wohlhabende, die auf hochbepacktem Esel oder Maultier reiten und solche, die ihr spärliches Gepäck selbst tragen. Es sind meistens Saisonarbeiter, die nach Urumtschi wandern. Bei sinkender Nacht kommen wir ins Quartier. Der Ma Dağen, der mir angekündigt war, hat gute Arbeit getan; Futter ist bald zur Stelle und gegen 20 Uhr, also sehr zeitig, liegt alles auf dem Kang (gemauerte chinesische Schlafbank).

**16. 10. 1916** Mit dem Aufpacken hapert es sehr. Wir brauchen eine Stunde dazu. Röhr ist sehr passiv und begnügt sich damit, zu sagen, dies und jenes habe er schon zweimal befohlen. Mir geht es den ganzen, heute nur kurzen Weg im Kopf herum, wie wohl das Gepäck am besten anzuordnen ist. Ich brenne darauf, ins Quartier zu kommen und alles nach meinen Plänen umpacken zu können. Um 13 Uhr treffen wir ein. Es gibt bald gehörige Arbeit. Alles wird von unterst zuoberst gekehrt. Es ist gut, ab und zu nachzusehen. Die Patronenkiste (wir verwahrten unsere Barschaft in ihr) befand sich in bester Verfassung. Die Küche Seyed Ahmeds Obhut überlassen, sah ganz unbeschreiblich aus. Mit Einbruch der Dunkelheit ist alles diesmal aufs Praktischste verstaut und verschnürt nach dem Grundsatz, möglichst wenige, gleichgewichtige und handliche, das heißt große längliche Stücke zu haben, die eine gute Last abgeben. In der Nacht kam ich nach dem Bade kaum zum Schlafen. Ist es die Aufregung nach Ansi zu kommen, wo wir morgen am

**17. 10. 1916** eintreffen sollen. Der Weg führt wirklich durch eine ideale Wüste, in der schließlich die Stadt als Fata Morgana erscheint. Eine Karawane steuert aus der Mongolei kommend darauf zu. Die Luftspiegelung hebt die Kamele in die Höhe, so da man eine Reihe Flamingos in langer Linie daherstolzieren zu sehen meint. Ansifu kommt endlich auf die Füße. Es ist eine langgestreckte Oase, an deren Ostausgang die Stadt zwischen Höhen und zum Teil in der Fernwirkung palmenartigen Bäumen erscheint. Die Mauer, die wohl 2 qkm umschließt, läßt einen recht großen Ort vermuten. Im Innern des ummauerten Raums enttäuscht eine weite, zum allergrößten Teil unbebaute, öde Fläche. Die Stadt selbst ist schon recht chinesisch. Die Häuser haben zum Teil hübsches Schnitzwerk an den Türen, die Läden die alten Innungszeichen. Zwei Stunden nach unserer Ankunft besucht uns der Chienguan, der bereits durch seine Leute den Hof des Gasthauses hatte aufräumen und Grünes, Brot und Früchte besorgen lassen. Er ist Szetchuanese, erst sechs Monate am Platz, sonst ein anscheinend witziger Mann, der uns sogleich zum Essen für morgen einlädt. Von Tschu Dağen nach

Reisemitteln befragt gibt an, den Befehl von Chiau-tschau-Lanchou zu haben, Futter zu stellen, nicht jedoch Geld. Telegramm nach Peking.

**18. 10. 1916** Auch am Ruhetage bringt die Nacht keine Ruhe. Ein fremdes Maultier, die Säue und zwei hungrige Kühe, die immer aus unseren Krippen mitfressen wollen, erschrecken die Pferde. Um 4 Uhr heißt es, den unermüdlich schlafenden Josef hinaustreiben. Zudem gehen mir die ganze Nacht all die schönen Sätze durch den Kopf, die zu überlegen und zu dreheln ich in der Gobi schönste Gelegenheit hatte. Nun drängen sie selbst im Finsternen nach schriftlicher Entladung. Am Morgen setzt ein furchtbarer Staubsturm ein. Sandwolken, die augenscheinlich von weither kommen, wehen durch die löcherigen Papiere der Fenster, und die von einem schwarzen Hung immer wieder geöffnete Tür. Der Staub deckt uns allmählich ein. Sturm und Besucher sind keine arbeitfördernden Momente; schließlich ist der Nachmittag herangekommen, ohne daß die Arbeit allzuweit fortgeschritten wäre. Nun heißt es, sich zum Diner anzuziehen. Ich will statt meiner zerrissenen, hier unreparierbaren Stiefel Wickelgamaschen anlegen. Tschu Dagen aber rät mir ab. Das trügen nur viertklassige Leute. So gehe ich erstklassig mit zerrissenen Schuhen. Das Diner ist ein Spitzenessen erster Güte. Wir waren um 12 Uhr geladen und um 14 Uhr gekommen, müssen aber noch bis gegen 16,30 Uhr warten, bis sich die Gäste langsam und feierlich in höchstem Staat beim Ambar versammelt haben. Inzwischen erkundige ich mich nach Neuigkeiten. Ich bekomme eine falsche Darstellung der Seeschlacht. Schließlich wird ein illustriertes Heft von der englischen Handelskammer in Schanghai gebracht, das lauter lächerliche Berichte enthält. Selbst die einfachen Chinesen, die gar keine Anschauung von der Welt besitzen, und für das Gedruckte noch hohe Verehrung haben, spotten darüber. Das Essen ist vorzüglich. Es gibt warme Austern, Steinpilze und andere in Sinkiang nicht genossene Köstlichkeiten. Nach Tisch machen wir unter anderem dem Kommandanten einen Gegenbesuch. Ich schreibe bis zum Verlöschen der an die Wand geklebten Kerze meinen Brief an den Tutu von Sinkiang.

**19. 10. 1916** Tag der Arbeit. Es ist schönes Wetter. Das Schreiben, Denken und Überdenken, Verwerfen und Verbessern geht flott vorwärts. Am Nachmittag schmeiße ich meine ganzen schönen Phrasen um und verfasse den Brief an den Gesandten nach einem neuen Schema. Geschenkwechsel mit Tschu Dagen. Er bringt Trauben, Brot und Geld, das er sich durchaus nicht zurückgeben lassen will. Wir einen Feldstecher, ein Gewehr und ein goldenes Feuerzeug, ich nehme chinesischer Sitte gemäß das Geld an. Wir müssen dies tun, so merkwürdig es uns scheint, wenn wir ihn nicht aufrichtig verletzen wollen. Um 11 Uhr ist endlich alles geräumt, gepackt, geschrieben und gesagt.

**20. 10. 1916** Punkt 6 Uhr erscheint unsere diesmal erfreulich kleine Eskorte. Es wird ein Tschai eingenommen und dann aufgepackt. Bei den neuen Leuten und Tieren dauert dies bis 8 Uhr. Weil es gestern gar zu schön war, droht heute der Ansi-Wind mit einer kräftigen Sandbeimischung. Schön zu beobachten, wie an manchen salzdurchtränkten oder grasbewachsenen Stellen die Atmosphäre klar ist. Nach einer Steppe kommen wir endlich wieder in unsere geliebte Gobi, die über den Fluß weit hinüberleckt. Ich denke an Tschu Dagen und versuche, die Leiden des Wüstenwanderers zu schildern:

>Auf gestelltem Pferde reiten,  
 Frost in steinern Häusern leiden,  
 bitteres Brunnenwasser trinken,  
 täglich tief im Sand versinken,  
 schlafen auf verwanztem Kang,  
 schmales Mahl acht Tage lang,  
 Wind und Wogen, daß es braust,  
 Gobi, vor dir arg mich graust<

Der gute Kerl nahm einen ganz stillen Abschied. Er ist, so merkwürdig es klingt, einer der Menschen, mit denen sich jeder und ich mich ganz besonders gut verständigen konnte. Mit ihm ließen sich die schwierigsten politischen Probleme trotz meiner geringen Sprachkenntnisse besprechen, während ich Sse Laoye nicht einmal das einfachste sagen kann. Der heutige Marsch lang und anstrengend elf Stunden ohne Unterbrechung. Mit den notwendigen Stallarbeiten 14 Stunden Schaffen. Dafür sind wir der Heimat etwa 60 km näher gekommen.

**21. 10. 1916** Gestern abend ritten wir durch eine große Mauer. Heute morgen stellte sich heraus, daß der Ort, wo wir Quartier gefunden hatten, auch noch von ihr mit umschlossen wird. Sie mißt wohl 1 - 1,5 km. Wie groß war doch die Vergangenheit dieser Länder; die hiesigen Landstriche müssen ganz besonders stark entvölkert worden sein. Auch untertags kamen wir an einer ganz großen Reihe von Häusern und Plätzen vorbei, die vor nicht allzulanger Zeit, vielleicht 50 - 60 Jahren, Menschen zur Wohnung gedient haben mußten. Ab und zu steht eine kleine Burg in der Landschaft, die in den Wüsten und den heute noch häufigeren Step-penschichten sich gar reizvoll ausmacht. Besonders das kleine Städtchen mit seinen gelbblättrigen Bäumen am roten Tempel auf der kleinen Erhebung über dem Fluß sieht recht lieblich aus. In den langen Marschstunden überkommt es mich recht wehmütig. Das auslösende Moment dieser Stimmung ist ein abgebrochener Zahn, der die eigene Hilflosigkeit, die Ferne eines früheren Lebens und Unmöglichkeit, nötige Bedürfnisse zu befriedigen zum Bewußtsein bringt. Von da springen die Gedanken auf die nächste Zukunft, die ersehnten ersten Nachrichten, Deutschlands weitere Entwicklung, die Folgen der eigenen Politik und vieles andere mehr. In Yün mön hsien finden wir einen recht netten Empfang. Alles ist sauber hergerichtet. Aufmerksam wird für unsere Bedürfnisse und Wünsche gesorgt. Der Ambar hat die Rücksicht, uns nicht sofort zu besuchen, der Tutu die Liebenswürdigkeit, einen Offizier bis Suchou zuzuordnen. Nach dem wohlverdienten Festessen furchtbar spät um 21 Uhr ins Bett. Die zwei verflossenen Tage haben die Tiere gleich wieder so mitgenommen, daß ich nicht, wie geplant und möglich, in zwei Tagen nach Suchou marschieren kann.

Am Morgen des **22. 10. 1916** Besuch beim Ambar, der sich zwar angekündigt hatte, aber aus unbekanntem Gründen nicht gekommen war. Als wir den alten Herrn in seinem Haus aufsuchen, um uns für die aufmerksame Aufnahme zu bedanken, fanden wir in einem äußerst romantisch gelegenen Amtshäuschen einen zitternden Greis, ob vor Angst oder unbegreiflicher Aufregung, ließ sich nicht feststellen. Das Wetter ist recht unangenehm; es geht ein sehr starker Sturmwind, der zwar in unseren Rücken weht, aber mit seinem Staub immerhin die Freude vorwärts zu kommen beeinträchtigt. An zwei kleinen Rasthäusern tränenden



Auges vorbei ununterbrochen durch Wüste marschiert bis uns noch nachmittags ein kleiner in einer Talsenkung gelegener Flecken aufnimmt. Ein kleiner Abendspaziergang mit Röhr bringt ziemlich trübselige Betrachtungen. Es ist nicht leicht, so gänzlich im Unklaren zu sein, wie die eigene Leistung bewertet werden wird, wie es in der Heimat, wie es zu Hause geht.

**23. 10. 1916** Jetzt sollte eigentlich das schöne Reich der Mitte beginnen. Heute aber bleibt uns noch die Wüste treu. Sieben Stunden geht es ununterbrochen durch eine Öde, die der eigentlichen Gobi in nichts nachsteht. Der Tag ist aber schön. Gegen Mittag wird ein kleiner Ort erreicht. Ich reite schlank durch, obwohl meine Begleitung gern eine kleine Rast gemacht hätte. Da sie aber nur die Höflichkeit besaß, hinter mir her zu schreien, kehre ich mich nicht daran. Bei wachsender Kälte wird das Quartier erreicht. Der kleine Platz ist von einer alten Festung gedeckt. Wir machen uns am Abend noch die Freude, sie zu erklettern. Des Nachts beging ich die Dummheit, mich neben Seyed Ahmeds Küche einzuquartieren. Der Rauch war auch noch in der Nacht ganz unerträglich; ich werde ihn nie wieder für etwas Wärme in Kauf nehmen. Von Suchou erwarten wir viel, kann es uns doch einen kleinen Anhaltspunkt dafür geben, wie wir einmal zu Haus beurteilt werden. Morgen ein großer Marsch.

**24. 10. 1916** Zunächst sechs Stunden reinste Wüste, die nur der Prachtanblick der südlich von uns mitziehenden Berge etwas tröstlicher gestaltet. Da erscheint plötzlich ein Turm, dann zwei und drei, die fast am gleichen Fleck erbaut scheinen. Ganz in der Ferne sind weitere Türme und ein Strich sichtbar, sollte dies die schon lang erwartete große Mauer sein? Wir steigen eine kleine Anhöhe hinan und sehen nun die Türme sich in eine Linie setzen. In einer Erdsenkung wird schließlich eine ganze Stadt und bis zu dem Gebirge sich hinziehend die große Mauer sichtbar. Sie rückt näher. Ich messe sie an einer Stelle, wo sie durchbrochen ist. Am Grunde hat sie nur eine Breite von 3 1/2 Metern, nach der Spitze zu verjüngt sie sich schnell, die Vorderfront erscheint an vielen Stellen ganz senkrecht. Das Tor Chinas ist etwas eindrucksvoller. Bei den von Kuwäh Kommenden konnte ich beobachten, wie sie einen Stein an die Mauer warfen. An den betreffenden Stellen ist die Mauer auf fünf harte Backsteinlagen durchbohrt, durchlöchert ist auch die eisenbeschlagene Pforte. Die Torwache hat uns schon erwartet und begrüßt uns durch eine stumme Aufstellung. Ich sehe mir den kleinen Ort an und ersteige dann den östlichen Torturm; der Über- und Unterblick ist für mein unverwöhntes Auge recht lohnend. Im Süden liegen in schöner Sonnenpracht die hohen Berge des Richthofengebirges, an dessen Vorgebirge sich die Mauer Anschluß sucht. Nach Osten hin weist eine Reihe Türme auf das zu schützende Suchou. Nach Norden und Osten zieht sich die Mauer allerdings in recht unvollkommenem Zustand fort. Zu meinen Füßen blinken die grünen Ziegel eines Tempels. Ich sehe ihn mir an. Ein Lama öffnet dienstwillig alle Pforten. Aus dem Tempel weht schon die ganz besondere Luft Chinas entgegen. Er ist in allen Teilen ungewöhnlich gut erhalten, weist in den Hallen zwei verhältnismäßig gute Bilder aus der späten Mingzeit auf. Sein Inventar ist selten vollständig. Das verrußte Tempelinnere leuchtet unheimlich aus der Tiefe. Ein Strahl fällt senkrecht in die Dunkelheit und läßt un- deutlich einen doppelt furchtbaren Drachen erkennen. Wie die eine Tür geöffnet wird, erscheint die Gottheit, wird der Drachen ganz sichtbar. Nur die vielen Ecken und Winkel bleiben in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Einem der Drachen hat ein alter Krieger seinen Bogen im Futteral umgehängt, die großgefiederten Pfeile stehen daneben auf dem

Altar. Im Wirtshaus ist eine kleine Erfrischung aufgestellt. Kaum habe ich mich niedergelassen, als schon die Zivil- und Militärbehörden erscheinen. Ich begrüße und bekomplimentiere sie mit der Übung, die ich mir auf dem langen Weg zuzulegen nur zu gute Gelegenheit hatte. Jetzt macht mir die kleine so oft wiederholte Komödie beinahe Spaß. Die Herren brechen schnell auf, ziehen sich durch die mit Ehrenposten besetzten Pforten zurück. Ich folge bald hinterdrein. Am anderen Tor der Stadt hat sich dieselbe Mannschaft, wie vorher am Eingang aufgestellt. Einzelnen der Ehrenposten, die Diwaneh [*>die Verrückte<*, aus Persien mitgebrachtes Maultier] schnell einholt, begegne ich auf der Straße nach Suchou. Sie waren abgezogen, nachdem sie Rühr die höchsten Ehrenbezeugungen erwiesen hatten. Andere hatten es Gott sei Dank noch eiliger gehabt. Die Diwaneh rennt tatsächlich wie verrückt. Gegen 19 Uhr kurz vor der Stadt hole ich die Karawane ein. Wir marschieren durch die ganze Stadt, die nach dem Stall drängenden Tiere mit lautem Geheul. In einem Wirtshaus, wo sonst nur Moslems absteigen und das von einem einfach gekleideten Kaschgarlik geführt wird, hat man unser Eintreffen zwar nicht vorbereitet, aber doch erwartet. Dort wird uns bald ein glänzendes Abendessen, bei dem uns die Moslems aus Kaschgar bedienen, aufgetragen.

**25. 10. 1916** Während wir beim Ambar essen, erhalte ich ein Telegramm aus Peking. Der Mann wirkt als Chinese geziert. Ein Alter erfreut uns mit seinen Urteilen über Erfahrungen mit Europäern. Seine Kenntnis stammt wohl aus Schanghai, wo er studiert hat. Hiernach Besuche beim Taotai, die sie sofort erwidern. Der Taotai verlangt sodann Seyed Ahmeds Auslieferung. Befehl von Lanchou und dem Waichiaopu. Ich lehne sie ab und beruhige den Taotai damit, da unser Mann wohl nicht der gemeinte sei. Ein Gang durch die Stadt, bei dem wir im Haus eines belgischen Missionars landen, der aber nicht zugegen ist, bringt nur Enttäuschung. Nicht einmal unsere kleinen Einkäufe können wir erledigen. Auch von dem ganz betriebsamen Suchou liegt ein Drittel gerade draußen, - wo nur ein prachtvolles Puff und eine Mission friedlich nebeneinander hausen - alles in Trümmern. Wir werden, obwohl ich mich dagegen verwehre, weiter als Gäste behandelt. Gegen 10 Uhr nachts, gerade als ich die erste Süße des Schlafes zu genießen beginne und die Fußspitzen warm geworden sind, macht sich eine lebhaftige Bewegung auf dem Hof bemerkbar. Bald erscheint auch Sse Laoye, der abends nie zu Bett gehen kann und meldet den Ambar. Ich lasse ihm mitteilen, daß ich bereits schlief, aber aufstehen würde, wenn es sich um etwas Wichtiges handle. Dies verneint er zuerst, besteht aber darauf mich zu sehen und erscheint schließlich in meinem Zimmer, als ich mir gerade den so viel benutzten grünen Mantel umgeworfen habe. Er beginnt es sich neben mir bequem zu machen, nimmt eine meiner Schlafdecken an und redet nervös von so vielerlei, daß ich begierig werde, ihn zur Sache kommen zu hören. Endlich sagt er: *>Sie wollen morgen fort?< >Ja<. >Können Sie nicht noch einen Tag bleiben?< >Schwerlich<. >Aber wenn der Taotai und Tutu Ihnen ein Diner gibt?< >Dann würde es mir noch schwerer sein zu gehen<. Mit der Unverfrorenheit, mit der sich chinesische Diener bei derartigen Gesprächen beteiligen, bitten Ma- und Sse Laoye beide, ich solle doch der hohen Einladung folgen. Ich weiß, daß es sich um den Fall Seyed Ahmed handelt, der noch mit Lanchou in Arbeit ist und für den Zeit gewonnen werden muß. Da er am besten in seinen Anfängen erledigt wird, so gebe ich langsam nach und erkläre mich bereit, der Einladung zu folgen. Die einmal gestörte Nachtruhe will sich nicht wieder einstellen. Der Fall geht mir lang durch den Kopf. Eben glaubte ich, mich aus Singkiang herausgerettet und schon haben*

mir die Feinde einen neuen Stein in den Weg geworfen; es heißt, ihm mit Kunst zu vermeiden, den Chinesen keine Schwäche zu zeigen, aber auch höflich-unerschütterlich auf unserem Rechtsstandpunkt zu verharren. Die Nacht bleibt auch durch mehr als Überlegungen gestört. Ist es Erkältung oder eine unverdauliche Speise, ich bin dauernd in Bewegung und finde ganz geschwächt erst am Morgen ein wenig Schlaf.

**26. 10. 1916** Des Vormittags ergehe ich mich mit Röhr ein wenig vor dem Tor in der Sonne. Wir schauen einem Volkstheater zu; es spielt sehr alte, bekannte Stücke. Lange Zeit schauen wir zu, bis wir schließlich gegen 12 Uhr, dem Zeitpunkt unserer Einladung langsam wieder heimwärts wandern. Gegen 13 Uhr reiten wir vor dem erstaunlich gut gehaltenen Amtsgebäude vor. Der Ambar, der Vertreter der Firma Diedrichsen in erster, der Tutu und Taotai in zweiter Schlachtlinie begrüßen uns in gewähltesten Formen. Eine zweistündige Unterhaltung, von langen Pausen, die aber allen Beteiligten nur angenehm sind, unterbrochen, spinnt sich an. Ein junger Chinese, der in Peking studiert hat und etwas Englisch kann, wird uns vorgesetzt. Er kann mir aber kaum helfen. Er beschränkt sich oder ist auf einige kleine Phrasen beschränkt; unter anderem schimpft er, wie sich dies für einen Weltstädter gehört, auf die Provinzialstadt Suchou. Das Diner, das wirklich erlesen ist und bei dem der Ambar wie ein Lakai springt, beginnt. Ich kann nichts essen. Das paßt gut in die Rolle des Zurückhaltenden und des Leidenden, die ich zu spielen habe. Umso höflicher bemühe ich mich zu sein. Auf den eigentlichen Gegenstand unseres gesellschaftlichen Beisammenseins kommt niemand. Ich hüte mich, es meinen Gegenspielern leicht zu machen. Um 16 Uhr ist das Diner beendet. Kein Wort zur Sache ist gefallen. es kommt später. Wirklich, kaum sind wir zu Hause angelangt, erscheint der Ambar, dem ich durch den dummen Sse Laoye seine Unhöflichkeit vom vorigen Tage hatte stecken lassen. Er ist weniger unnatürlich, ja beinahe herzlich. Ich fange gleich von Seyed Ahmed an, stelle ihm vor, wie eine Auslieferung gegen Recht und Billigkeit wäre und bitte ihn, nicht den in Singkiang schon lange bereuten Fehler zu begehen, für den er doch, wenn es nicht gut ginge, verantwortlich gemacht würde. Unerwarteterweise ist er ganz meiner Meinung. Die Antwort von L. müsse mir peinlich gewesen sein; er erklärt, da vom Fall Seyed Ahmed nicht mehr die Rede sein solle, er sei erledigt. Meine Bitte, die von chinesischer Seite in Kansu bisher durch nichts verschuldete Gastfreundschaft zu beschränken, lehnt er mit Berufung auf einen Befehl des Präsidenten ab. Rührender Abschied.

**27. 10. 1916** Langer Marsch von zwölf Stunden. Nach drei Stunden feierliches Frühstück mit großem Umstand. Bei sinkender Nacht kommen wir ins Quartier. Es ist keine Zeit zum Kochen. Wir begnügen uns mit Tee, ich mit viel Tee. Als es zum Schlafen geht, fühle ich mich unruhig. Ich schreibe es dem Tee zu. Gegen 2 Uhr komme ich etwas zum Schlafen, träume aber das Traurigste, was ich mir denken kann. Die Schwestern waren gekommen, um mir schonend ein großes Unglück mitzuteilen. Ich ahne was es ist, und erwache weinend. (An dem Tag wurde meine Mutter schwer operiert). Wenn mir nur der Himmel die Eltern, die liebe Mutter erhält, uns allen erhält, damit sie wenigstens den Erfolg der Söhne und die Enkel der Töchter erleben.

**28. 10. 1916** Den ganzen Vormittag wirkt die Nachtstimmung, über die ich nicht hinwegkommen kann. Der dumme Sse Laoye hat, wenn auch nicht schwer und nicht ungerecht, darunter zu leiden. Ich habe mir am Morgen das kleine Tsai ma satteln lassen, das sich ganz ungebärdig zeigt und mir etwas Zerstreuung versprach. Er entpuppt sich als eine grobe Enttäuschung, denn einmal im Sattel, kann ich es den ganzen Weg nur mit der Peitsche vorwärts treiben. In Chitiense, wo wir bei Tag eintreffen, sind alle Vorkehrungen zur Unterbringung in fünf Minuten getroffen. Ich kann, wie ich es eben getan, an mein Tagebuch denken.

**29. 10. 1916** Sse Laoye, unser dummdreistes blindes Huhn, möchte ganz wie wir schnell vorwärts kommen. Da er Tsai ma reitet, so wird dieser Wunsch nicht wie bei uns durch Schonungsvorstellungen gehemmt. Um uns nun zu schnellerem Marschieren zu bewegen, betrügt er uns mit den Entfernungen. Vorgestern sollte der Weg 140 Li lang sein, betrug aber 200, gestern 80 Li entsprachen 140 seiner gewohnten Rechnung und heute 90 etwa 160 Li, den Li zu 0,3 km gerechnet. Endlich haben wir wieder eine Landschaft vor uns. Flaches Land zwar, aber Bäume und alle vier Stunden etwa ein Städtchen. Wir sind dafür sehr empfänglich und empfinden es als eine Erquickung für das ermüdete Auge, sich an dem abwechslungsreichen Gelände erholen zu dürfen. Zudem gibt es sehr viel Flugwild. Ganz große Schwärme von Gänsen und Enten ziehen nicht nur an uns vorbei, sondern lassen sich sorglos in jeder Entfernung oder Nähe von uns nieder. Dr. Becker könnte hier seine Freude und Doubletten haben. In einem kleinen Kreisstädtchen sollten wir zu Mittag essen. Da aber nichts kommt, auch keine Anstalten zu einer Atzung getroffen werden, reiten wir weiter. Atemlos holt uns nach einer halben Stunde der Führer unserer bisherigen Begleitmannschaft ein. Sein Auftrag war erledigt, er bittet deshalb um eine quittierende Visitenkarte. Auch der neue Führer von diesmal, erfreulicherweise nur drei Mann, meldet sich. Bald am Ziel angelangt, komme ich gerade noch zurecht, um einen richtigen kleinen, groben Beamten zu hindern, etwa 20 Leute aus dem für uns bestimmten Unterkunftsart auf die Straße zu setzen. Ich finde persönlich ein geräumiges Häuschen und leite meine Karawane gleich dort hin. Wir sind noch nicht lange eingetroffen und überlegen gerade den Küchenezettel, als Sse Laoye auf Befragen meldet, daß der Ambar uns aus dem wenigstens 20 km entfernten Städtchen das Essen hergeschickt habe. Bald erscheint es zwar angewärmt, aber doch recht kalt. Nebenbei erwähnt Sse Laoye, daß er für Josef und die anderen vier von den 16 Gerichten beiseite gestellt habe. Ich lasse sie mir zeigen. Es sind natürlich die besten Sachen: Fische, Fasan und ein Schweinebraten, ebenso haben die Herren, den Raki mögen sie, es ist aber doch bezeichnend, gleich draußen behalten. Wir freuen uns vom Hof aus zu beobachten, wie Josef dem kleinen Convivium vorsitzt.

**30. 10. 1916** >Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide, < diese Worte bewegen gerade in den letzten Tagen mir immer wieder Kopf und Herz, zumal wenn Diwaneh ihren Sehnsuchtsschrei ausstößt. Könnte ich doch nur ein oder zwei Tage einem der Lieben daheim zeigen, wie ich hier reise! Alles, was ich jetzt stumpf und gewohnheitsgemäß tue, mein ganzer Verkehr mit den Chinesen bekäme neuen Inhalt. Die chinesischen Beamten müssen Befehl haben, mich nach bestem Können aufzunehmen. Kaum sind wir irgendwo angelangt, so trifft schon ein meist rücksichtsloser Schreiber seine Anordnungen. Die hohen Staatsbeamten schicken kleine Gaben von Eiern und Früchten, die trotz der uns ebenfalls meist nach kurzer

Zeit aufgetragenen Essen eine angenehme und gesunde Zugabe zu der chinesischen Kost, die zum Beispiel Seyed Ahmed nicht ißt, bilden. Soeben ist der uns schuldige Tribut gezollt worden: Grüße und Karten der Behörden - die meinen sind mir ausgegangen, soviel habe ich verteilen müssen - Eier und Beeren und ein großes Diner, das der treue Röhr sogar warm auf den Tisch bringt. Der Schreiber des Ambar überprüft die getroffenen Maßnahmen, berichtet und ordnet schließlich das Nötige für morgen an. Nun kommt die Nacht und mit ihr die stets gleichbleibenden Ereignisse: Hunden, die der Hunger alle Türen öffnen, Katzen alle Fenster und sonstigen Öffnungen durchklettern läßt, Mirmasts Gebrüll, am Morgen das Wecken und die am Feuer hockenden Besitzer der gestellten Pferde, die von ihren Tieren wie von einem wärmenden Wall umgeben den Morgen abwarten. Heute waren übrigens die Tiere nicht >lau-dau<, dagegen hungrig und schlapp. Einzelne Lasten mußten dreimal abgeladen werden. Ein Tier warf sich alle 1000 Schritt auf den Boden. Nichtsdestoweniger blieb sein Besitzer, wie wir vor den Toren der Stadt 3/4 Stunden warten mußten, schlafend auf dem Tier sitzen und ging auch nicht herunter, als es verschiedentlich in die Knie sank.

**31. 10. 1916** Der Ambar hatte für heute erklärt, wir seien in Hangchou unabhkömmlich. So blieb uns weiter nichts übrig, als einen Ruhetag zu machen, den wir im Interesse der Tiere und der Reinigung unserer Sachen nicht ungern einlegten. Den Vormittag über wurde somit auch eifrigst gewaschen, geputzt, ausgepackt und körpergepflegt bei erstauntem Anteil der zahlreich erschienenen Bevölkerung. Um 12,30 Uhr saßen wir endlich, so schön wie man es von Kaschgar kommend in Hangchou sein kann, auf und ritten zum Yamen des Titai von Cantchao, eines alten 73jährigen Herrn, der mir schon aus den Erzählungen Tschu Dagens als Vorgänger meines Feindes des Ma Titai bekannt war. Er besaß einen sehr schönen alten Palast mit fast noch älteren Bäumen. Der Greis war frei und rüstig in seinen Bewegungen, freute sich augenscheinlich über unser Kommen und fast noch mehr über die Gelegenheit, seine Kenntnisse des Türkischen anzubringen. Natürlich tat ihm auch mein Ausfall auf den Ma Titai wohl. Nach dem in allen Formen verlaufenen Besuch begleitet er uns bis zum Tor. Es ist übrigens keine schlechte chinesische Verwaltungseinrichtung, daß der oberste Militär einen anderen Amtssitz hat als die höchste Zivilgewalt. So residieren der Militärgouverneur Singkiangs in Kaschgar, der Kansus in Hangchou. Im Ambar trat uns ein neuer Typ entgegen, etwas weniger betulich vielleicht, weil er so jung einen so hohen Posten erhalten hatte, dagegen voll Teilnahme für europäische Gehaltsverhältnisse, unsere Sache und anderes mehr, weniger für unsere persönliche Politik, die sonst fast ausschließlich der schwierige Gegenstand unserer Gespräche gewesen war. Es wurden uns für Rechnung unserer Gesandtschaft 500 Taels in riesigen Silberschuhen ausgezahlt. Das Essen bestand gottlob nur aus >Hausmannskost< von nur 10 schnell und dankbar eingenommenen Gängen. Hiernach ritten wir zu einem großen buddhistischen Tempel, der sich durch gute Erhaltung und eine riesige an die 40 m lange und 15 m hohe liegende Götterstatue auszeichnete. Sie und die umsitzenden Götter oder Dämonen waren augenscheinlich erst vor kurzem wieder hergestellt worden. Eine hagere Kinderfigur wirkte künstlerisch wenn auch etwas wie Passage Panoptikum [Berlin, Friderichstraße]. Hiernach sahen wir uns vor Dunkelwerden noch die Stadt durchwandernd, eine Menge kleiner Läden mit billigster Ramschware und eine sehr reizvolle Apotheke mit tausend alten Töpfen und Schachteln an. Stolz zeigte uns der Besitzer ein verstöpseltes Holzfläschchen, das eine 17 Taels kostende Medizin barg. Schließlich führte

uns unsere chinesische Begleitmannschaft doch noch zu der christlichen Kapelle, die anzusehen wir abgelehnt hatten, weil wir gehört hatten, daß der Priester, ein Belgier, abwesend sei. Einmal vor der kleinen Kirche, traten wir ein und besichtigten den geschickt chinesischer Anschauung angepaßten aus ihr heraus geschaffenen Bau. Das Innere war hoch bunt und bizarr. Eine Weile bewunderten wir die schlitzäugigen Heiligen und andächtigen Chinesen, dann verließen wir durch einen Perlenvorhang aufatmend den geweihten Raum. Ich hatte mich schon zum Gehen gewendet, kehrte aber nochmals um, die außen angebrachten Bilder zu betrachten, als sich eine Tür öffnete und eine ganz germanische Erscheinung in chinesischer Kleidung heraustrat. Ich ging auf den Mann zu und begrüßte ihn, mich als Deutschen vorstellend. Ein eisiger Blick traf mich und in gebrochenem Deutsch sagte er: >Ich kenne keine Chemeenschaft mit Ihne<. Damit wandte er uns den Rücken. Ich konnte nur noch sagen, >welch christlicher Empfang<. Dann zogen wir uns langsam zurück. Der aus den Worten sprechende Haß berührte mich tief. Ich hatte mich bisher nur als Europäer und Christ gefühlt und gedacht, diesem Missionar auf gleichem Boden zu begegnen. Nie wieder werde ich so gefühlsselig sein! Brief an den Gesandten mit Einlagen an Evchen und einen an Tschu Dagen.

**1. 11. 1916** Der Fall des Belgiers ging mir gestern abend noch lange nach. Er eröffnete mir schöne Aussichten für meinen Beruf. Eine Generation würde der Haß wohl dauern und wir Auslandsbeamten würden ihm Zeit unseres Lebens begegnen. Da der Mann ein so klares germanisches Auge hatte und ich glaubte, daß er seine Haltung vielleicht bereue, schrieb ich ihm, um ihm den Weg zu ebnen:

>An den belgischen Missionar C. J. C., Hangchou

Lieber Freund, wenn Sie der aufrichtige Mann sind, für den ich Sie halte, möchte ich Sie bitten, zu einer kurzen Unterredung zu uns zu kommen. Ich glaube, daß Ihnen als guten Christen Ihre heftigen Worte leid tun. Wenn Sie ein anständiger Mann sind, dann haben Sie die Pflicht, sich ein eigenes Urteil zu bilden, wenn Ihnen die Gelegenheit dazu geboten wird. Ich erwarte Sie bis 8,30 Uhr.

Dr. v. Hentig<.

Auf diesen Brief ließ er uns bestellen, er sei bereits zu Bett gegangen, würde aber uns morgen vor unserer Abreise aufsuchen. Ich glaubte an diese Worte und war froh. Röhr teilte diese frohe Hoffnung nicht, sondern meinte, wenn der Mann Charakter hätte, so käme er nicht. Er hatte Charakter, wenn auch einen schlechten, und kam nicht, denn während ich diese Zeilen schreibe, ist es bereits 8 Uhr, 1 1/2 Stunden nach der festgesetzten, aber wegen Seyed Ahmeds Krankheit und dem Ausbleiben der Dienstpferde überschrittenen Abreisezeit. Die Reise wird immer schwieriger. Es ist, als ob das Organ sich zu freuen, abgestorben wäre. Alles, die Physis und die Psyche, werden schwächer, sonst wäre ich vielleicht nicht darauf gekommen, dem Mann zu schreiben, aber in dem Augenblick, wo ich es tat, hielt ich es für meine unausweichliche Pflicht. War es nicht meine Pflicht zu versuchen, einem verbitterten, verbohrteten Gemüt etwas zu helfen, wo es sich um einen Sohn der eigenen Familie handelte?

Je weniger Erlebnisse der Weg bringen kann, desto mehr Zeit bleibt zu allen möglichen Betrachtungen von Vergangenheit und Zukunft. Mir gehen die verschiedensten kleinen Episoden durch den Kopf: Die Telegramme des Prinzen Reuß nach Isfahan, auf die ich so wenig entgegenkommend geantwortet habe, der Empfang in Peking und Berlin, die nächsten Entwicklungen in Familie und Volk. Im Quartier angekommen, versee ich mich mit einigen Stücken Zucker und Kandis, um als Rattenfänger von Hameln die wenn auch noch so schmutzigen Kleinen anzulocken. Sie haben so viel ursprüngliche Züge, sind von so kindlicher Neugier und Dankbarkeit oder vielmehr Freude, daß ich hierin einen kleinen Trost in all dieser Trübsal finde.

**2. 11. 1916** Im Traum hatte ich einen Streit mit Röhr, der durch einen Zweikampf ausgetragen werden sollte. Ich hatte die Wahl zwischen der Mauser, der alten Lütticher Gendarmepistole und der Parabellum. Ich bemerkte meinem Gegenüber noch, daß die Schüsse der einen ein großes Loch rissen, die der anderen sicherer säßen. Endlich wachte ich über den Gedanken auf, daß während des Krieges Duelle nicht ausgetragen werden dürften. Das Traumwarten auf die ja beschlagnahmten Waffen hatte mich aber bis 5,15 Uhr schlafen lassen. Es war höchste Zeit zum Wecken, denn Josef hatte sich die schöne Gelegenheit, recht lange zu schlummern, nicht entgehen lassen. Der Weg war erfreulicherweise nicht allzu lang, so konnten wir es uns leisten, etwas später aufzubrechen. Die Sonne schien so warm, daß ich den ganzen Weg neben dem Schimmel herging, ja selbst die Jacke öffnete. Ein schöner Septembertag hätte bei uns nicht heißer sein können. Nur war der Weg ohne jedes Interesse, meistens ziemlich öde Steppe, ja oft richtige Wüste. Ich dachte Ilses und der Lieben daheim (Große Mauer und ungastlicher Chienguan).

**3. 11. 1916** In der Nacht regnete es; wie ich zum ersten Mal gegen 2,30 Uhr gegen die herumlaufenden Tsai mas vorschritt, war alles leicht überfrozen. Durch Bezahlung von 50 Kupferstücken hatte ich die Leute, die sich nur bis hierher verpflichtet hatten, bewogen, weiter mit uns zu gehen. Sie müssen sich das Geld schwer verdienen, denn das Wetter war geradezu abscheulich und der Weg noch schlimmer. Ich zog den Schimmel die ganze, über neun Stunden lange Strecke, hinter mir durch die Wüste her. Auch des Abends hatten wir wieder allein für uns zu sorgen. Abend und Nacht waren sehr ungemütlich. Diesmal aber benutzt Röhr das geheizte, glücklicherweise nur wenig rauchende Kang, auf dem ich bis zum Schlafengehen meine Karten studiere. Wir finden keine rechte Ruhe.

**4. 11. 1916** Ein etwas kleinerer Marsch, der durch eine ziemlich gut bebaute, von burgähnlichen Bauerngehöften belebte Ebene in ein Kreisstädtchen führt. Unterwegs kreuzte ein gewaltiger Wolf 20 Schritt von uns den Weg. Leider war Seyed Ahmed mit dem Gewehr nicht zur Stelle. Die chinesische Begleitmannschaft versuchte das langsam dahinschleichende Tier mit lautem Geschrei zu verscheuchen. Nach einer eifrigen Verfolgung kam ich auf zu große Entfernung zu hoch auf das Tier ab. Der Chienguan-Ambar, ein junger Flegel, wundert sich, daß in seinen Befehlen von sechs Deutschen, die ich leider nicht darstellen kann, die Rede ist, befragt mich voller Verdacht wegen der Waffen Seyed Ahmeds und anderem mehr. Die Leute sind zwar über Einzelheiten, aber ungenau unterrichtet. Er erwidert

meinen Besuch nicht, stellt indes wenigstens zwei Wagen. Wir sind Peking ganz falsch beschrieben worden, aber es hilft uns vorwärts und das bleibt die Hauptsache.

**5. 11. 1916** Wieder ein Sturmwettertag, Schnee treibt vom grauen Himmel. Es ist gehörig kalt. Wie trostlos! Alle Kriegsleiden sind ja nichts gegen die auf uns lastende Abgeschnittenheit von aller Welt. Allen klimatischen und sonstigen Schwierigkeiten haben wir nichts als den eigenen Mut und die Hoffnung, daß es besser wird, entgegenzusetzen. Wir nähern uns einem großen Gebirgszug und erreichen ihn bei unserem Tagesquartier. Wir werden versuchen, die für neun Stunden Marsch aufgewendete Kraft mit Mienpiense auf beizendem Kang zu ersetzen.

**6. 11. 1916** Es wird täglich trostloser. Heute morgen begehrt nun auch Josef, gegen dessen österreichisch-ungarischen Schwächen ich stets die größte Nachsicht geübt hatte, auf. Als ich ihn um 5,30 Uhr noch immer schlafend vorfand und ihm vorhalte, daß er gar nicht geputzt habe, erklärte er, daß sei zu viel verlangt, an Seyed Ahmed und Nur Mohammed stellte ich auch nicht derartige Anforderungen. Seyed Ahmed schliefe jetzt noch. Ich sagte ihm ruhig, daß ich natürlich von seinem Pflichtgefühl und seinem Anteil an unserer Sache als Ungarn Höheres verlange. >Einen Dreck Ungarn< war die Antwort. Im Innern Kansus ist hierauf nicht leicht etwas zu entgegnen, ich mußte ihn noch trösten. Der Marsch war ganz greulich, naßkaltes Wetter, grauer Himmel, Trübnis und Trübsal. So am hundertsten Tag eines Marsches ist all Derartiges wirklich schwer zu ertragen. Dazu immer wieder die Nachrichtenlosigkeit, ein ganz besonders schmutziges Wirtshaus ohne Fenster, ein scheußlich rauchender Kang; alles ist so ungemütlich und schlecht wie nur irgend möglich. Bis auf den Dohans einen großen freien Platz, der die vielen nächtlichen Gefahren solcher Orte bedeutend vermindert. Übrigens muß ich schon recht herabgekommen aussehen. Als ich heute durch die Stadt ritt mit meinem zu langen Jackett, das der gütige Herr Nyström abgelegt hatte und ebensolchen Stiefeln, die ihm nicht nur zu groß, sondern auch ganz unförmig waren, hörte ich die Leute verschiedentlich sagen: >Ein Missionar, ein Fu jing tang gen<. Der heutige Ambar hatte die in letzter Zeit nicht mehr erwiesene Aufmerksamkeit, mir eine Karte zu schicken. Wahrscheinlich ist es ein alter Herr. Die Jüngerer sind fast ausnahmslos die größten Flegel auf Gottes Erdboden, den wir nun zu Fuß durchmessen. Da ich gerade auf meinen lieben ungeschickten Diener Sse Laoye, Herrn Nr. 4 warte, darf ich seinen Tugenden einige Zeilen widmen. Sse Laoye verdient diese Beschreibung schon seines Äußeren wegen. Er ist der Typ des entarteten Chinesen, äußerst schwächlich, kurzsichtig, schwerhörig und schwer von Begriff. Er ist ganz das Gegenstück zu unserem ebenfalls in Turfan mitgenommenen und in Chami verpflichteten Ma Laoye, der sich bemüht, militärisch und schneidig zu sein, selbst ein Pferd und Grundsätze für seine Behandlung hat, befehlend nach Stroh, schreiben und tüchtig für uns eintreten kann. Sse Laoye ist nun zwar wie Ma Laoye Kaufmann, aber zu etwas Besserem geboren. Er hat Schreiben gelernt und sich sechs Jahre in Sinkiang bei der Kassenführung eines kleinen Geschäftes die Augen verdorben. Sein Ehrgeiz geht hoch hinaus. Das sieht man schon seiner Vorliebe für den Verkehr mit höheren Beamten an. Dafür vertapert er alles was nur zu vertapern ist. Sagt nichts, hört nichts, vergißt alles, nur das Essen nicht. Versucht Mächtigeren zu schmeicheln und ist erstaunlich grob zu kleinen Leuten, d. h. er versucht es nur zu sein, denn seine Kraftäußerungen werden nie ernst



genommen, ja wirken so lächerlich, daß selbst die kleinen Leute nur das Scherzhafte in ihnen sehen. Dabei zeichnet ihn bei seinem sonst bescheidenen Äußeren, eine wunderbare Dreistigkeit aus, ohne die seine Existenz auch nicht zu erklären wäre, wie sollte sich sonst ein so minderbegabtes Wesen durch das auch uns gerade in China so schwere Leben schlagen. Den Dritten unserer dienstbaren Geister, Huang Laoye haben wir in Suchou aufgegriffen. Er ist in jeder Beziehung unbedeutend. Ich habe ihn auch fast nur beim Essen zugreifen sehen, um nicht die Benutzung der Tsaimähren zu verlieren, augendienert er ein wenig und verschwindet dann gleich wieder von der Bildfläche.

**7. 11. 1916** Ich ahnte nicht, daß Sse Laoyes gestrige Beschreibung auch sein Schwanengesang, d. h. der ihm geschriebene Schwanengesang sein würde. Als ich ihm am Abend vorwarf, meinen Löffel verbummelt zu haben, sagte er mir für Lanchou auf. Ich erklärte ihm, es sei dann besser, wenn er sich alsbald verabschiede. Dies tat er auch, ohne daß wir uns gegenseitig eine Träne nachweinten, ja ohne daß er sich die Mühe nahm, sich auch nur abzumelden. Der Grund seiner Bereitwilligkeit zu gehen war wohl, daß er glaubte, ich genieße nicht mehr die Gunst der chinesischen Behörden, die mit aller Gewalt sich Seyed Ahmeds zu bemächtigen trachten, und uns durch kleine Mittel, wie Verweigern eines Karrens aufzuhalten versuchen. Nun sind wir zwar durch diese Reise einigermaßen müde, aber doch nicht so, um einen Mann, der uns treu gedient hat, aufzugeben oder uns durch Entziehung von kleinen Erleichterungen bestimmen zu lassen. Heute morgen hieß es dann die Lasten neu verteilen. Es mußten wieder unsere Maultiere heran und gerade hatten wir das Tor verlassen, ich an der Spitze der Karawane, als der Chienguan-Ambar seinen Besuch zu machen kam. Dieser neue Versuch uns aufzuhalten scheiterte aber daran, daß ich ruhig weiterritt und als uns der Ambar oder vielmehr sein Sonnenschirm eingeholt hatte, ich die Karawane den Weg fortsetzen ließ, während ich den hohen Herrn im Hause eines in der Nähe wohnenden Beamten aufs liebenswürdigste empfing. Das Laufen in den zu großen Missionarstiefeln, Diwaneh oder den müden Mirmast am Zügel, der wachsende Weg und das Heraustreiben der Maultiere aus den Wirtschaften, war recht beschwerlich. Ich beschloß deshalb den Marsch zu kürzen, um morgen desto unternehmender zu sein. Um 3 Uhr rückte ich in das kleine Örtchen Chuodungpu ein, wo sich alsbald der Ortskommandant meldete und als Muselman vorstellte. Unser später erscheinener Begleitoffizier entpuppt sich als liebenswürdiger Mann, ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger, den ich erst nach drei Tagen als solchen erkannte und dessen Namen ich erst beim Abschied erfuhr. Ich bin neugierig, welche Wendung schließlich die Affaire Seyed Ahmed nehmen wird. In Lanchou wo ein Tutu den >Fehler< begehen muß, fühle ich mich jedenfalls stärker als hier auf der Strecke.

**8. 11. 1916** Das Marschieren wird immer qualvoller. Zwar war ich heute morgen ganz froh, weil wir endlich einmal pünktlich fort kamen, aber die Pünktlichkeit war mit der eigenen Nachtruhe zu erkaufen, denn der allgemeine Wunsch vorwärtszukommen überwiegt nicht mehr die eigene Bequemlichkeit. Die ersten Stunden ging es auf den hartgefrorenen Wegen recht gut, dann aber kam die sonst so erwünschte Sonne und taute alles auf, so daß ich in meinen Missionarsslatschen immer von einer Seite der Straße auf die andere, von einem Rain auf den anderen schlitterte. Der Dreck kam in die oben trichterförmig offenen Schuhe, rieb die Strümpfe und dann die Füße durch; aber es half nichts, vorwärts ohne Besinnung. So ging

es acht Stunden lang, bis wir am Fuß eines Gebirges und den dort verborgen eingebetteten kleinen Ort Gunlanghsien gelangt waren. Es war für mich eine spannungsvolle Frage, ob unser Quartier vor oder hinter dem Gebirge liegen würde. Tatsächlich waren die Pferde nur mit Mühe vorwärts zu bringen, obwohl ich den Mirmast, der sonst gar nicht faul ist, nur beim Durchfurten des Flusses ritt. Aber auch hier mußte ich ihn mit der Spitze einer starken Mandelschale im Rücken kitzeln, um ihn in seiner Trägheit aufzumuntern. Auch wir sollten bald aufgemuntert werden. Auf dem Wege zum Yamen erkannte ich - zum ersten Mal seit drei Monaten - einen Europäer. Ich grüßte ihn im Vorbeireiten leicht aber höflich. Als ich aus dem Yamen heimkam, traf ich denselben Mann, augenscheinlich trotz seiner chinesischen Tracht einen Missionar, der Traktätchen vertrieb. Jetzt machte er eine Anstrengung, mich anzusprechen und fragte mich tatsächlich auf englisch, woher wir kämen. Ich antwortete: >Aus Kuwäh< und bekannte mich gleichzeitig als Deutscher. Er erzählte zunächst, daß er Missionar, dann daß er Engländer sei. Ich lud ihn darauf ein, mit uns Tee zu trinken. So wanderten wir selbender in unser Wirtshaus, wo er tüchtig in die vom Yamen geschickten Speisen einhieb und uns dafür einige Kriegsnachrichten zum besten gab. Leider, meinte er, seien sie alle für uns ungünstig. Er berichtete von den Verlusten der Österreicher in Galizien, von den Kämpfen an der Somme und anderen uns bekannten Ereignissen. Dagegen wußte er aus seiner Schanghaier Zeitung nichts von einer Seeschlacht, ja nicht einmal von Rumänien. Nach einer Vorstellung von Seyed Ahmed und Einflechten einiger kurzer Nachrichten über Afghanistan (Schlauheit des Emirs, außerordentliche Befriedigung über unseren Aufenthalt, der uns für jede Mühe entschädigt hätte) schritten wir zum Gegenbesuch, wo wir schon freier auf die Auseinandersetzung zwischen den Nationen zu sprechen kamen. Als er von Einlösung des gegebenen Wortes und anderen heuchlerischen Wendungen anfang, wäre es beinahe zum Bruch gekommen. Warum sollte ich aber diesen Missionar belehren. Die Wirkung meiner Worte, wenn eine zu erzielen gewesen war, wäre doch in Liangchou verhallt. >Wann werden wir uns wiedersehen?< >In Gottes Gegenwart, hoffentlich da droben, < meinte er salbungsvoll. Wir schieden in schönster Eintracht mit Grüßen an Mrs. Preedy, deren Tee >European blend< und Keks uns ausgezeichnet gemundet hatten. Ich hatte deutlich das Gefühl, daß dieser Engländer sich im Unrecht fühlte, so sehr wie der Belgier im Recht. Die ganze Unterhaltung, jedes einzelne Wort ging mir noch die ganze Nacht und am nächsten Morgen nach.

**9. 11. 1916** Die kleinen Tsaimähren und Lätse erschienen ziemlich pünktlich. Nach dem Aufladen ritt ich nochmals zum Yamen, weil Visitenkarten in China eine vorzügliche Kapitalanlage sind. Dann vorbei am Missionarshaus, hinein in das Gebirge. Ich glaubte, wir würden es bald durchmessen haben; aus einem Tal entwickelte sich aber ein anderes, die Berge wurden höher, und obwohl es auf Mittag ging, die Kälte im Schatten stärker. Dabei blies ein unangenehmer Wind von Norden her. Da wir mitunter fast südlich marschiert waren, hatten wir ihn glücklicherweise im Rücken. Hinter einem kleinen Dorf wurde gegen 14 Uhr die durch einen Tempel ausgezeichnete Paßhöhe erreicht. Durch abnehmenden Schnee ging es dann talwärts. Nach Sonnenuntergang wurde es bitter kalt. Gegen 17 Uhr kamen wir in ein östlich gerichtetes Seiten-Tal, durchquerten einen Fluß und langten dann in unserem Quartierdörfchen an. Bis die Tiere eintrafen, nahm uns ein mit dem Sarge seines Vaters reisender Kaufmann an seinem Feuer auf. Zum Dank dafür wurde er von den Soldaten unserer Eskorte ausgewiesen und mußte, ehe ich etwas für ihn tun konnte, mit seiner ganzen

Habe das Wirtshaus verlassen. Bald hatten wir uns für die Nacht eingerichtet. Die Lichter wurden angezündet. Ein Junge ging in das kalte vom Wind durchwehte Kämmerchen, zupfte etwas Baumwolle aus dem schadhafte Ärmel seines Gewandes und setzte den auf der Handfläche gedrehten Docht in die kleinen mit Leinöl gefüllten Scherben ein. Nach Väter Brauch wird das Öl in einer alten Lampe getragen. Der Gastwirt war diesmal ein braver, froher Bursche, der bald eine Mienpiense für uns bereitet hatte, Seyed Ahmed beim Kochen half und zwischendurch noch für Pferdefutter sorgte.

**10. 11. 1916<sup>45</sup>** Wir haben die Wahl zwischen einem 5 und einem 12 Stunden entfernten Quartier. Die größere Leistung könnte ich den Pferden und Tieren, von denen ich einige in Lanchou verkaufen möchte, nicht zumuten. So begnügen wir uns mit einem Marsch von etwa 4 1/2 Stunden, der auf trockener abwärts führender Straße im Sonnenschein, verglichen mit unseren früheren Tagemärschen, Erholung und Vergnügen war. In der Mittagssonnenwärme konnte ich seit 5 oder 6 Tagen das erste Mal wieder ein Bad nehmen, ein lang entbehrter Genuß.

**11. 11. 1916** Der heutige Marsch hätte auch ein Genuß sein können, wären es nicht schon längst über hundert im fremden Land und würde uns nicht täglich die Nachrichtenlosigkeit schmerzlicher. Unser englischer Freund erzählte uns von der Lungenpest, die im nächsten Bezirk herrschen sollte. Nach 7 1/2 Stunden durch einigermaßen abwechslungsreiches

---

<sup>45</sup> An diesem Tag schrieb Sir John Jordan seinem Außenminister Lord Grey folgenden Brief:

Copy to India and Kashgar  
No.313.

Peking November 10, 1916

My Lord:

In continuation of my despatch No. 289 of the 13th ultimo I have the honour to report, on the authority of information communicated to me by the Wai Chiao Pu, that the German party under Colonel [sic] Hentig have now crossed the Kansu border on their road from Hami to Lanchowfu, where they should arrive in about a month's time. The Minister of Foreign affairs has given me renewed assurances that the Indian soldier Said Ahmad will be forcibly detached from his German masters as soon as the party reaches more settled parts, and I have no reason to doubt that this undertaking will be carried into effect. Further evidence that the Chinese Government are genuinely desirous of doing all that lies in their power to prevent German agents from stirring up trouble in the New Dominion is afforded by the news which has just reached me from missionary sources in Lanchowfu that two Germans and a Turk have passed through that city from Chinese Turkestan en route for Hankow under Chinese escort. The description of this party, the members of which appeared while in Lanchow to seek especially the company of the local Mahomedans, and which included a person, apparently a German officer, with good knowledge of Arabic, corresponds in every respect to that of the Turko-German party which left the coast last January to proceed to Hsinking and which was turned back by the Chinese authorities at Karashar (half way across the New Dominion) as the result of representations by the British and Russian Consuls-General at Kashgar (see my despatches Nos. 103 and 130 of April 20 and May 16 last and Your Lordship's telegram No. 101 of May 26.) I am instructing His Majesty's Consuls-General at Hankow and Tientsin to watch for the return of the party and to endeavour to follow the movements of the Turk Hamza.

I have the honour to be,

With the highest respect, My Lord,

Your Lordship's most obedient, humble servant,

J. Jordan

The Right Honourable Viscount Grey of Fallodon, K. G., &c., &c.  
P. R. O., 150492 Fo 371/2654 (379)

Gelände, langen wir noch in der kleinen Stadt Pingwang an. Hier meinten wir uns wieder einmal gütlich tun zu können. Es kam anders als wir dachten. Zunächst war unsere Eskorte verschwunden. Wir mußten deshalb nach dem uns zugewiesenen Wirtshaus suchen und schließlich ins Chienguan-Yamen reiten, um gleich unseren Besuch abzustatten und Erkundigungen einzuziehen. Der Ambar empfing uns katzenfreundlich. Nach Sonnenuntergang waren wir endlich in einem kleinen schlechten Wirtshaus untergebracht. Am Abend schickte ich dann noch einmal ins Yamen um für den folgenden Tag vier Pferde zu erbitten. Hier kam es zwischen Ma Laoye und dem Stadtherrscher zu einer Auseinandersetzung. Der Beamte behauptete einmal, wir, seien Kaufleute, weil wir eine Teppichlast mit uns hätten und weigerte sich zunächst, uns überhaupt etwas zu stellen, dann sagte er vier Pferde zu. Diese, eigentlich Wagenpferde, sind nun soeben eingetroffen und setzen durch ihr unbändiges Beißen und ihre erfolgreichen Angriffe die Nächststehenden in Furcht und belustigen die weiteren Zuschauer.

**12. 11. 1916** Endlich um 9 Uhr unterwegs mit drei gemieteten Pferden. Gewannen durch die kleinen Tore der Außenstadt mit ihren Strafkäfigen das Freie. Allerdings befanden wir uns sofort wieder in einer Stadtmauer, auch gegenüber auf der anderen Seite des Tals sind Ruinen zu schauen. Diese wie so viele andere Breiten Chinas müssen ein reiches Land gewesen sein. Der Weg ist heute gut, d. h. nur für den Reiter und die Lasttiere, die sich auf einer schmalen Bahn bewegen können. Die Wagenfahrrinne war in einem trostlosen Zustand. Nur ihre breite Bauart konnte die Gefährte davor bewahren umzuschlagen. Ich war nun wirklich froh, daß man mir Wagen geweigert hatte. Wie schon gestern an einzelnen Stellen war auch heute die Straße mit Pappeln bestanden. Selbst die tiefeingeschnittenen Straßen wurden durch sie belebt. Unterwegs ging mir alles durch den Kopf, was ich in Lanchou dem Tutu sagen und was ich dort tun müßte, um möglichst schnell weiterzukommen. Um Seyed Ahmed wird es, das weiß ich schon, einen nicht ganz leichten Kampf geben. Aber unsere Aussichten sind gut, denn wenn schon die Unterbeamten einen Befehl ihrer unmittelbaren höchsten Vorgesetzten unbefolgt zu lassen wagten, so wird ein so mächtiger Mann wie der Tutu sich erst recht keine >Fehler< zuschulden kommen lassen. Ich nehme mit Bestimmtheit an, in zwei Tagen den ersten deutschen Brief vorzufinden. Es wäre im besten Falle sogar nicht unmöglich, von zu Haus Nachricht zu haben. Der Verkehr ist inzwischen unterwegs erheblich stärker geworden. Jeden Augenblick kommt ein Gefährt oder Lasttier. Dazwischen sieht man ein erstauntes Menschengesicht nach dem anderen. Mir machen wie immer die Kinder besondere Freude. Ich glaube, wenn alles fehlschlägt, so besäße ich soviel Menschen- oder Kinderliebe um einen Kindergarten aufzumachen. Unser heutiges Quartier zeichnet sich sowohl durch Sauberkeit wie auch einen Tisch aus, der bei der draußen herrschenden ungewöhnlichen Wärme geradezu zum Schreiben einlädt. Zuerst allerdings mußte die gesamte Pferdearbeit, das Ausmisten des Stalles, Putzen, Tränken und anderes mehr geschehen. Jetzt ist es still geworden. Wir haben unser Kebab gegessen und dazu ein Mienpiense, jetzt ist uns zumute wie einem reichen Rentner. Eigentlich könnte man schon zu Bett gehen wenn es nicht 18.30 Uhr wäre. Das ist nach unserer Rechnung wie 20.30 Uhr zu Hause, 20 Uhr entspricht Mitternacht. Was sollte man bei der Kälte und mangelhaften Beleuchtung auch besseres machen?

**13. 11. 1916** Der Weg war heute abwechslungsreich und nicht ohne landschaftlichen Reiz. Die Lößformation mit ihren grünen und roten Farben, kleinen Tüpfelchen auf den zerrigeformten Bergen, über allem ein unwahrscheinlicher blauer Himmel und ab und zu ein Blick auf ferne hohe Gebirge wetteiferten mit dem Auf und Ab des Pfades, um den Marschtag angenehm zu gestalten. Allerdings war er ziemlich anstrengend. Nach beinahe neun Stunden ununterbrochener Reise langten wir im Tagesquartier an. Der Ort war klein, die überfüllten Wirtshäuser hatten alle nur einen Kang, zudem schienen überall Totenfeste gefeiert zu werden. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns nach langem Suchen wieder in das zuerst gewählte Quartier zurückzuverfügen. Dort entdeckten wir auch eine zweite Stube, in der Brot und ein Hammel aufbewahrt wurden. Merkwürdigerweise entschloß sich die Frau nur unter großem Geschrei, es zu räumen. Schließlich war das schmutzige Loch aber doch ausgefegt und unsere Betten bereit uns zu empfangen. Nebenan schien ein Familientempel zu sein, denn ein Blick in den ganz verstellten dunklen Raum hatte mich nur einen Hausaltar erkennen lassen. Röhr hatte auch einen Blick hineingeworfen, er meinte dort hause ein Heiliger. Plötzlich erhob sich neben uns ein so fürchterliches Geschrei, daß wir beide eilten nachzusehen. Ein Mann, der uns so eben noch draußen freundlich begrüßt hatte, hatte in einem kleinen Öfchen Papier verbrannt und dann vorschriftsmäßig zu klagen angefangen. Jetzt wollte ich mit dem Heiligen Bekanntschaft machen, bei näherem Zusehen stellte sich aber heraus, daß es ein Toter war. Weitere Nachforschungen ergaben, daß in dem Haus bereits drei Leute und am gleichen Tag im Dorf sieben gestorben waren. Da hatten wir die Bescherung, unser englischer Freund hatte diesmal wahr gesprochen. Wir waren inmitten der pestverseuchten Gegend. In der Nacht, wie es Ma Laoye durchaus wollte, vorwärts zu marschieren, hätte auch keinen Sinn gehabt. So zogen wir sofort aus, machten im Basar eine Leiter ausfindig und stiegen aufs Dach. Ich aß mit Appetit und verwarnete die Leute, - die übrigens einen solchen Schreck bekommen hatten, daß sie auch ohne unser Gebot es nicht getan hätten -, keine Früchte zu essen. Seyed Ahmed wünscht meinen Platz am Licht, um die Küche einzuräumen. Der Reis ist noch immer nicht gar und wird es auch erst morgen früh sein.

**14. 11. 1916** Es war nicht ganz leicht, unseren luftigen und sicher bazillenfreien Schlafplatz zu gewinnen. Zunächst fand sich im Haus keine Leiter, sodann besaß die aus dem Basar herbeigeholte nur zwei Sprossen und reichte nicht bis an den Dachrand. Die Mauer aber, von der aus wir das Dach erkletterten war so schmal und wacklig, daß jeder Tritt das ganze Gemäuer in Gefahr brachte. Oben war es frei, sternklar aber auch erheblich frisch. Dazu konnte man jeden Laut aus dem geschlagenen Ort vernehmen. Bald brach hier, bald dort ein lautes Klagegeheul aus. Vielleicht war wieder ein Todesfall aufgetreten oder es wurde nur ein alter neu beklagt. Um Mitternacht war es so kalt geworden, daß sich dicke Eiskrusten auf der Decke um meinen Mund herum gebildet hatten. Drei Stunden später schon ließ ich füttern, um den Tieren, die unten doch nur ruhen, eine Beschäftigung zu geben und früher aufbrechen zu können. Um 4.45 Uhr war der Reis von gestern aufgewärmt. Bei Hellewerden bepackten wir die Tiere und verließen etwas vor 7 Uhr den schlimmen Ort, froh die klare Bergluft atmen zu können. Bei wem wird sich die Krankheit zuerst zeigen, fragt der Blick in die aschgrauen Gesichter der Kameraden. Nach Überschreiten eines kleinen Passes zog sich der Weg in vielen Windungen mählich abwärts, bis wir nach 3 1/2 Stunden ins Freie kamen, die schon

vorgestern gesehenen Berge vor uns hatten und die Richtung scharf nach Osten nahmen. Durch sehr sorgfältig angebaute, mit Obstbäumen bestandene Felder ging es dann zwei Stunden durch einen kleineren Platz immer im Angesicht der streifenförmig mit Schnee belegten hohen Berge bis wir einen Wachturm, dann die Stadttürme in Dunst und Ferne und schließlich auch den Strom erblicken konnten. Nachdem wir in einer nördlich des Stroms liegenden Vorstadt eine Probe des Schmutzes erhalten hatten, der uns drüben erwartete, überschritten wir auf einer scheußlichen Eisenbrücke amerikanischer Herkunft - >American bridge of New York< nennt sie sich stolz - den reißend dahinströmenden Fluß. Die Stadt war malerisch aber sonst noch scheußlicher als die ihr fremde Brücke. Unsere armen Tiere fielen nur so von einem Loch ins andere. Die Wagen sprangen und schleuderten zu meiner Genugtuung noch viel schlimmer. So wandten wir uns in der Außenstadt an ein schmutziges volles Wirtshaus nach dem anderen, ohne eine bleibende Statt zu finden. Der von mir als Quartiermacher vorausgeschickte Reiter ließ sich nicht mehr blicken. Dagegen wurden wir an einem Tor angehalten und nach dem Wohin und Woher gefragt. Schließlich kehrten wir im Bogen, von unserem Eskortenführer irregeleitet, zur Tatarenstadt zurück. Nachdem wir einen Schlammsumpf durchwatet hatten, stockte alles vor einem guten, aber völlig besetzten Wirtshaus. Da nahm ich nach zweistündigem Umherirren die Sache selbst in die Hand und machte einen ruhigen sauberen Packhof ausfindig, wo wir uns mit Erlaubnis des Lagerhalters glücklich einrichteten. Inzwischen kamen Meldungen vom Tutu, dem ich wie allen Stadtbehörden meine Karte geschickt hatte. Ich hatte auch anfragen lassen, wo ich ihn aufsuchen könnte. Durch meine Soldaten erhalte ich Mitteilung, ich möchte gleich kommen. Ich lasse antworten, daß ich in einer Stunde dort sein würde. Als wir aufs Beste angetan, den Sumpf durchwatet hatten und bereits am jenseitigen Tor der Tatarenstadt angelangt waren, kam der gleiche Soldat, um uns auf morgen zu bestellen. Ich lasse mich aber nicht abhalten, zum Yamen zu reiten und meine Karte abzugeben. Was mit ihr geschah, Gott weißes. Drei Mann stritten sich darum, wer sie ihm überreichen sollte, denn keiner wollte dem Gestrengen die Nachricht bringen, daß ich doch erschienen sei. Schließlich kamen die drei Verlegenheitsmajore, ein Schreiber, der Wachkommandant und mein Eskortenführer und erklärten, der Tutu habe mich auf morgen 8. 30 Uhr bestellt. Ich erklärte, um diese Zeit nicht kommen zu können, auch hätte ich ja nur fragen wollen, ob mich der Tutu heute empfangen. - Ich glaube diese Wendung kann unserer und Seyed Ahmeds Sache nur günstig sein. Heute abend schmiß ich einige sich unziemlich benehmende Polizisten hinaus, die angeblich nach unserem Woher sich erkundigen wollten und überraschend in unser Zimmer eindrangen. Überhaupt gleicht die Stadt einem Polizeilager.

**15. 11. 1916** Meine Politik war, glaube ich, nicht ganz unrichtig. Zunächst kam heute der verzweifelte Ma Da Laoye um zu fragen, ob wir nicht doch ins Yamen zögen. Ich antwortete nur, daß ich meinen Besuch dort bereits gemacht hätte. Wir unternahmen darauf einen Spaziergang durch die Stadt, sahen uns die Missionsvertriebsstelle an, sowie einen nicht schlecht bestellten Curioladen. Röhr war jedenfalls entzückt von dem was wir gesehen hatten. Als wir sehr hungrig nach Hause zurückkehrten, bemerkte ich, wie wir auf der Straße schon überall signalisiert wurden. Schließlich hielt uns ein höherer Beamter meine Visitenkarte vor und eilte darauf voraus. Wir konnten kaum so schnell hinterdrein laufen. Erst in unserem traulichen Heim angelangt, fragte er, ob wir den unmittelbar bevorstehenden Besuch des Tutu

wohl empfangen würden. Ich bat angesichts des schlechten Weges, der wirklich ein Durchkommen gar nicht zuließ, davon abzusehen und kündete meinen Besuch für morgen an. Gleich danach ließ sich der Ambar von Lanchou ansagen. Dieser alte und vornehme Herr hatte sich aber schon an der Seite des Weges so weit vorgearbeitet, daß ich seinen lebenswürdigen Besuch gar nicht mehr ablehnen konnte. Abendessen aus der Hausküche.

**16. 11. 1916** Morgens Gegenbesuch beim Ambar, der einen schönen Blumengarten hat, den ersten, den ich seit Deutschland sehe. Dann beim Tutu. Der Empfang vollzog sich überall in den vornehmsten Formen. Den älteren alten Herrn, wenn man so etwas sagen kann, freute es, daß wir seine wirklich hervorragenden Kunstschatze genossen. Er zeigte uns sein großes Haus, seine Bilder, kam auch auf Politik und trauerte seinem Freunde Yüan nach. Ich versprach ihm Blumensamen. Hiernach Besuch bei allen weiteren Spitzen, dem Taotai, einem Sammler von merkwürdig gestalteten Steinen, die er zu tausenden auf dem Boden, an der Wand, selbst auf den Sofas und Stühlen zu liegen hatte. Da Seyed Ahmed mir Dienst und Gehorsam aufgesagt hat, gibt es kein Essen, bis Josef aus den faulen hundert Eiern des Ambar mit Schweinespeck ein Rührei herstellt, das mich noch jetzt verfolgt. Der Tutu hat uns den >Ostasiatischen Lloyd< gebracht, eine höchst ungewohnte Sensation etwas Deutsches zu lesen.

**17. 11. 1916** Großes Galadiner beim Tutu, zu dem die höchsten Behörden von Lanchou eingeladen sind. Am Tag zeigt uns die große rote Umlaufkarte neben der besonderen geschlossenen Einladung an, wie viele Leute geladen waren. Das Erscheinen der einzelnen hohen Herren war ein richtiges Schauspiel. Der General, der Taotai, der Salzsteuerektor, der Vertreter des gemischten Gerichtshofs des Wai chiau pu [Außenministerium] der schnell unserem Gastgeber etwas zuflüstert, alle waren sie vertreten. Gegessen wurde in einem anderen Bau der Palastanlage. Zu unserem Erstaunen war europäisch gedeckt. Weinflaschen standen verheißungsvoll in der Ecke. Es gab eine Menge kleine europäisch sein sollende Gerichte unter anderem Egel und eine Pflaumensuppe. Dazwischen Portwein, Kognak, Bier und schließlich Sekt. Alles bis auf den Kognak vom besten. Beim Bier kam es zum Toast, wo ich für die genossene herzliche Gastfreundschaft dankend betonte, daß wir nicht imstande sein würden, in Deutschland ein chinesisches Diner zu geben, wie er uns ein deutsches gegeben hätte u. a. m. Kurz nach dem Essen, wo wir die zahlreichen Lücken noch schnell mit Keks stopften, wurden wir prompt hinauskomplimentiert, während die übrigen Gäste wahrscheinlich zum besseren chinesischen Diner blieben. Dagegen begleitete der D[...] uns nach Haus und ich benutzte die Gelegenheit, um ganz unter dem Eindruck des lebenswürdigen Empfangs ihm meinen Entschluß in Sachen Seyed Ahmed mitzuteilen.

**18. 11. 1916** waren wir beim Dolmetscher zur Empfangnahme oder besser Abgabe weiterer Geständnisse, unter dem Titel uns Curios anzusehen, geladen worden. Meine kleinen Wünsche wie Visitenkarten, Stempel, die man mir sofort erfüllen wollte, treten hinter der Frage der Beförderung unserer Lasten zurück. Wir werden vor einem Curiofälscher gewarnt. Einen Vorschlag des Tutu, ihm gehörige Porzellanschalen in Peking zu verkaufen, lehnte ich höflich aber bestimmt ab.

**19. 11. 1916** Krank in allen Gliedern. Wir wollen einen Teil unserer Maultiere verkaufen. Ich bleibe zum Empfang der Käufer zu Hause. Sie kommen aber nur aus Neugier. Der *Mule contractor* verlangt zuerst 25, dann 23 Taels. Bald sechs Tage befassen wir uns mit dieser Sache. Da die chinesische Regierung den Unterhalt trägt, können wir wirklich bald billiger verkaufen. In der Sonne mit Vergnügen >The Mill on the floss< von George Eliot<sup>46</sup> gelesen. Röhr macht inzwischen sein Glück in Curios. Türken besuchen uns und laden uns zu morgen ein.

**20. 11. 1916** Ein reizendes kleines Essen im Hinterraum eines Ladens. Die Leute sind überaus freundlich und wirklich beglückt uns zu haben, über ihre Heimat sprechen zu können. Wir bleiben zwei Stunden, schieben noch einen kleinen - vergeblichen - Kaufgang, da wir gerade in der Stadt sind, ein und machen dann dem Tutu einen Abschiedsbesuch. Ich bespreche zuerst die Angelegenheit Seyed Ahmed und weise dann auf die Unwahrscheinlichkeit hin, daß ein Mafu versuchen könne, einen Ambar zu squeezezen. (Ma laoye war vorgeworfen worden den Ambar erpressen zu wollen). Ich halte dies für Schwindel und berichte nachträglich zu meinem am Vormittag geschriebenen Brief nach Peking. Der Tutu, dem ich meine letzte Browning gebe, verehrt uns Buddhistentee in Steinform und mir seine Photographie. Die Sache Seyed Ahmed wird durch meine schriftliche Erklärung erledigt, daß ich die Verantwortung für ihn auf mich nehme. Unser jetzt einziger Diener Ma stellt sich als unschuldig heraus. Den Nachmittag nimmt das Packen der Sachen, Zählungen, Zahlungen und anderes mehr in Anspruch. Mitten in der Arbeit besucht mich ein Schantung-Mann, nur um mir seine Sympathien für Deutschland auszudrücken. Er wünscht, daß wir seine Provinz bald von den Japanern erlösen möchten, unter deren Joch sie seufzten. Die ganz ursprüngliche Kundgebung tat sehr wohl. Leider wird sich sein Wunsch uns wiederzusehen wohl kaum erfüllen.

**21. 11. 1916** Es will von hier aus gar nicht vorwärts gehen. Heute morgen besuchen uns wie zum Abschied zwei Türken mit der Behauptung, zwei ihrer Leute wollten mit uns nach Hankau ziehen und für die Reise zwei Tiere von uns kaufen. Ich ging darauf ein und Röhr sprach von 40 Taels für ein Maultier, 60 für ein Pferd. Auch durch diese Absicht ließ ich mich nicht aufhalten zu unserm chinesischen Dolmetscherfreund zu reiten, um durch dessen Vermittlung zwei chinesische Ersatztiere zu mieten. Herr Li, der uns eigentlich heute morgen das Geleit hatte geben wollen, aber nicht erschienen war, war im Yamen. Im Laufe einer Stunde erschien er, im weiteren Verlauf einer weiteren Stunde, während der er mein Schriftstück von gestern zur telegraphischen Weitergabe an den *Wai chiao pu* übersetzte, erschien der Makler, der nun wieder seinerseits behauptete, einen Käufer zu haben. Er ritt mit, gab aber kein Angebot ab. Im übrigen schien diesmal die Marktordnung von Lanchou, erst wenn alle Gebote abgegeben sind, kaufen zu dürfen, mit der man mir gestern die Unmöglichkeit unsere Tiere loszuwerden erklärt hatte, keine Geltung zu haben. Die Türken waren noch da, angeblich, weil sie keinen Bescheid hatten. Diesen bekamen sie und versprachen in einer Stunde wieder zu erscheinen. Bis jetzt ist keiner gekommen. Die Chinesen aber haben ihr Ziel wieder ein mal erreicht, uns aufgehalten und Zeit gewonnen. Wir haben sie jedenfalls verloren.

<sup>46</sup> George Eliot (eigentlich Mary Anne Evans, 1819-1880).



**22. 11. 1916** Der gestrige Tag sollte noch recht bewegt werden. Zunächst erschienen trotz heiliger Versprechen die türkischen Bundesgenossen einfach nicht. Ich empfand darüber eine stille Genugtuung, denn Röhr hatte sie gerade vorher für bessere Menschen erklärt. Nun trat ich mit meinen sechs unverkauften Tieren von dem Vertrag mit dem chinesischen *Contractor* zurück, und gab obwohl es schon gegen 15 Uhr 30 war, Befehl zum Aufladen. Selbst eilte ich in die Stadt, um einen Einschreibebrief und ein Telegramm in Sachen Seyed Ahmeds zu besorgen. Auf der Post sah ich hinter dem Schalter den Engländer, von dem ich annahm, daß er unsere Briefe unterschläge. Während ich ihn ruhig beobachtete, erkundigte sich einer der ebenfalls wartenden Chinesen nach meiner Nationalität und kam dann auf den Krieg zu sprechen. Als ich ihm unsere Feinde aufzählte, meinte er - hier wenigstens in überraschender Kenntnis der Lage - Belgien, Serbien und Montenegro könnte ich nun nicht mehr dazu zählen. Kurz und gut, als ich gerade die Leute um Verzeihung bat, daß sie vielleicht auch aus Kriegsgründen länger warten müßten, sprach mich der Engländer freundlich an. Er gab mir sogar anders als der Missionar die erfreuliche Nachricht, daß wir eine Transportflotte im Kanal versenkt hätten, sagte dann auf meine Frage, ob dies eine Reuternachricht sei, auf diese könne man sich ja nicht verlassen, denn sie stellte ja nur eine Seite der Sache dar und meinte schließlich: >Sind Sie nicht der Ansicht, daß wir beide im Unrecht sind<. Darauf konnte ich nur höflich antworten: >Wir sind zum Kriege gezwungen worden<. >We are fighting an R-battle< war auch keine Bemerkung, der ich voll zustimmen konnte. Bei Kartenwechsel lud ich ihn ein, Berlin zu besuchen, worauf er meinte, daß er nunmehr 16 Jahre chinesischer Beamter sei und deshalb höchstens noch nach England zurückkommen könne. So weltmüde macht der Krieg selbst in China. Zu Haus angekommen, wurde sofort aufgebrochen. Unser Wirt schien trotz eines hohen Trinkgeldes nicht zufrieden, wohl weil er fürchtete, daß der Yamen seine Versprechungen nicht halten würde. Das war für mich aber kein Grund, eine voraussichtlich große Rechnung, die der Yamen besser herunterhandeln konnte, zu begleichen. Der Weg anfangs gut und eben ging nach zwei Stunden ins Gebirge über. In der Abendkühle, beim Schlittern und Stolpern über die Steine und beim unfreiwilligen plötzlichen Ausgleichen von Bodenunebenheiten, fühlte ich so recht die noch in mir steckende Grippe. Mein Kopf war mir wie eine eingeschlagene trockene Scherbe, die Glieder wie zerrissen und schlecht geleimt. Schließlich verlor ich auch noch den Weg, von einer Wagenspur im Dunkeln verführt, bis ich den Kompaß zog und merkte, daß ich direkt nach Westen abirrte. Ich mußte über eine Stunde durch Dreck und Schlamm zurückwaten. Dabei dachte ich an die Heimat. Etwas Gutes hatte das Abirren, denn so fand ich den neu angenommenen militärischen Mafu mit zwei Maultieren eben im Begriff zurückzukehren. In tiefen Äckern und Flüssen schienen die Tiere verenden zu wollen. Da gelangten wir zu einer Mühle, wo ein braver Mann noch arbeitete, dann auf einen zwar großen aber schlechten Weg, bis uns ein rettendes Lasttier gegen 1 Uhr nachts entgegenkam. Quartiermacher Ma hatte es uns entgegengeschickt. Heute morgen schon holte der Tutu Versäumtes liebenswürdig nach und schickte einen ebenso prächtigen wie anscheinend geistreichen Beamten, denn er lachte viel über seine eigenen uns unverständlichen Scherze. Vorher schon meldete sich die Eskorte, die nun dem Packen unserer Tiere zusieht.

**23. 11. 1916** Nachdem sich gestern noch der Weg die ganze Zeit im Tal gehalten hatte, stieg er heute bis an unser Quartier. Weiter südlich sah man von einem hohen Aussichtspunkt

Berge. Unterwegs war der Hohlweg oft so eng, daß wir selbst an Lasttieren nur mit großen Schwierigkeiten vorbei konnten. Eine Kamelkarawane von mehreren hundert Tieren hielt uns über eine halbe Stunde auf. Auch heute fühlte ich mich noch ganz zerbrochen. Nur mit allgemeiner Erschöpfung kann ich diesen traurigen Zustand erklären. Sie beginnt sich wie der Tiere so auch unserer allmählich zu bemächtigen. Es wäre ja auch nur natürlich, denn augenblicklich arbeiten wir schwerer als die Tiere. Unsere chinesischen Freunde tun nichts, um uns das Leben ein wenig zu erleichtern. Statt Soldaten zu schicken, die doch nur müßig zuschauen, anstatt einen Staatsvertreter im schweren Wagen hinter uns herzuhetzen, wäre uns mit einem Mann, der Futter zu den üblichen Preisen besorgt, besser gedient. Oder man hätte uns zur Entlastung der müden Tiere einen Karren geben sollen. Müßige Wünsche! Bleibt nur der Stern an der Bahn unserer wartenden Erlösung.

**24. 11. 1916** Nach vier Stunden in Nandingsien angelangt. Dort blieb ich den

**25. 11. 1916** Ich lese nur Erlösung auf der vorhergehenden Seite. Vorläufig ist die Erlösung wieder einmal um einen Tag hinausgeschoben. Man drang gestern sehr in uns, zu bleiben. Natürlich, wie dies die Chinesen immer tun, ohne Angabe von Gründen - so da ich doch etwas Wichtiges vermutete und mich entschloß, persönlich einen Tag hier zuzulegen, während ich die anderen vorausschickte. Den ganzen Tag über blieb es ruhig. Ich konnte ungestört den ersten seit langer Zeit empfangenen Brief beantworten. Wie ich nachmittags spazierenging, um die kalten Glieder etwas aus der Erstarrung zu lösen, wurde ich schon von nicht weniger als 30 offiziellen und 100 inoffiziellen Wärtern verfolgt. Abends kam schließlich das erwartete Verhängnis. Plötzlich ließ sich der Ambar aus Lanchou in eigener Person melden. Nach einigen Umschweifen zog er ein Telegramm des Gesandten hervor, von dem er sich anscheinend größte Wirkung versprach. Der Gesandte drückte sich sehr vorsichtig aus. *Von dort aus gesehen erscheine es ihm angezeigt, den Wünschen der chinesischen Behörden Folge zu geben.* Ich konnte es nicht, weil ich gerade damit Seyed Ahmed an den Galgen gebracht hätte. Im gleichen Sinn drahte ich auch an den Tutu in Lanchou zur Weitergabe an sein schlecht arbeitendes Fremdenamt, dessen Stellung ich durch eine ehrenwörtliche Erklärung erschwerte, daß der Mann kein Deserteur, sondern ein Gefangener sei. Komme was wolle und es ist ja schon genug gekommen, es wäre höchst unrecht, den Mann in Form eines sogenannten Schutzes im Stich zu lassen. Ich werde mich durch ähnliche Manöver nicht wieder aufhalten lassen und frieren, um danach angestrengt die verlorene Zeit aufholen zu müssen. Brief an Maltzan und Voretzsch<sup>47</sup> in Hankau, zwei Telegramme. Germania und Tutu, Lanchou.

**26. 11. 1916** Schon am Morgen, wie ich noch auf meiner Pritsche liege, zeigt mir ein unheimliches Rauschen an, daß es zu aller Kälte noch stürmisch ist. Unser kleiner politischer Begleiter kann mich nicht aufhalten. Nur mit Mühe beherrschte ich mich seinen Dreistigkeiten gegenüber. Da sitze ich draußen auf meinem kleinen Pony und lasse die ganze schneidende Kälte eines harten Wintertags auf mich einwehen. Weder mit schneller Bewegung, noch durch meinen vorn weit klaffenden Pelz kann ich sie überwinden. Das Tier geht einen Paß, bei dem man fast unbeweglich sitzt. So bleibt nur übrig, von dem kleinen Racker herunterzusteigen und ihn vorsichtig vor auszutreiben, genau wie ein eigenes Pferd. Ob ich so wohl

<sup>47</sup> Ernst-Arthur Voretzsch (1868-1965), 1916-1917 mit der Leitung des Konsulats Hankau beauftragt

die vor mir liegenden 12 Stunden Wegs in verkürzter Zeit schaffen werde? Am liebsten möchte man wie einst als kleiner Junge auf der Westeisenbahn [Berlin] heulen. Kaum sitze ich zwei Minuten zu Pferde, so sind mir schon wieder alle Glieder zu Eis erstarrt. Dazwischen müssen wir noch dann und wann ein Flußbett durchreiten und einen Bach immer wieder, wohl an die hundert Mal kreuzen. Stets aber tappt mein kleiner Freund so hinein, daß ich von oben bis unten bespritzt, d. h. mit einer braunroten Eiskruste überzogen bin. Endlich aber scheint es doch besser zu werden. Wir haben eine baumbestandene Straße erreicht und wie von selbst fängt der Kleine, den ich roh von mancher Wirtshaustür zurückgetrieben habe an, tüchtig zuzulegen. Sehr viel länger, denkt er sich, kann es der auf mir ja auch nicht aushalten. Gerade bei Anbruch der Nacht erreichen wir ein Städtchen, das dem gestrigen so ähnlich sieht, daß ich für einen Augenblick glaube, man habe mich im Kreis herumgeführt. Meine Leute sind vor zwei Stunden in einem Wirtshaus gelandet und von einem achtungsvollen Ambar freundlich aufgenommen worden. Eine [.....] wird gebracht, ein kleines Becken, Leuchter und andere schon längst nicht mehr gewohnte Aufmerksamkeiten und Annehmlichkeiten. Ich besuche alsbald den guten Hausvater, der weniger nach Literat als nach Praktiker aussieht. Bei ihm stärken wir uns mit Tee und Sesamkeks, die uns außerordentlich willkommen sind. Abends wie stets in der letzten Zeit Lektüre von *The Mill on the Floss* von Eliot.

**27. 11. 1916** Täglich wird die Kälte größer; bei Tag und Nacht läßt sie sich ertragen. Schlimm wird sie beim Einrücken ins Quartier, besonders wenn man vorwitzig zur Vorbereitung aller Sachen vorreitet und noch schlimmer ist sie beim Aufstehen. Da gibt es eigentlich kein Mittel als zu warten, bis man sie in der Bewegung wieder lösen kann. Des Abends dagegen kann man sich aus dem Pelz ein kleines Zelt zurechtbauen, unter dem es sich nach einiger Zeit ganz gut aushalten läßt. Gott sei Dank haben die Märsche, die oft hart, ja fast zu anstrengend sind, nicht nur den Vorzug, daß man schneller vorwärts kommt, sondern auch mit der nötigen Schwere auf den Kang gelangt und ohne allzuböse Heimatträume 8 - 9 Stunden schlafen kann. An Schlaf fehlt es so nicht, dafür aber an allem anderen. Mit dem Essen ist es schlecht bestellt. Koch wie Bekochte sind mehr müde als hungrig. Zu haben ist außer Brot und meist verdorbenen Eiern nichts. Also bringt man nur soviel herunter, um gerade am Leben zu bleiben. Hinzu kommt, daß um Seyed Ahmeds religiösen Bedenken Rechnung zu tragen, alles mit dem genügend genossenen Hammelfett gebraten wird. Wir sind von dem als besonders schmackhaft vorgestellten trotz dreistündiger Mühen einer chinesischen Köchin am Blasebalg schlecht zubereiteten Hasen tief enttäuscht. Der Hammel rächte sich für den Mißbrauch seines Fetts und gerann bei der großen Kälte sofort, während der Hase geronnen sich gegen die Vergewaltigung zwischen die Zähne stemmt.

**28. 11. 1916** Wieder ein langer Wintermarsch von über 52 km. Das Gelände wie immer ein stets sich wiederholendes Auf und Ab zwischen den braunen Lößbergen. Auch die Orte sind einander zum Verwechseln ähnlich. Nach und nach wandern wir allesamt zu Fuß, sogar die chinesischen Reiter, die augenscheinlich ihre Tiere für den langen Rückweg schonen wollen. Nur unser Zivilgouverneur fährt, als ob er überall Tiere gestellt bekommen könnte, bergauf - bergab bei Steigungen, die mit etwa 20 und mehr Grad uns ungewöhnlich erscheinen. Aber selbst die schweren chinesischen Lastwagen, die uns in immer größerer, wirklich erstaunlicher Anzahl begegnen, überwinden sie. Allerdings nur so, daß sie sich gegenseitig Vorspann

leisten und währenddessen natürlich den Weg verbarrikadieren. Sieben und mehr von den armen bedauernswerten Tieren röcheln dann, das Maul durch einen festgespannten Zügel qualvoll zerrissen, die jähen Hohlwege hinan. Die Wagen führen Eisenkessel und Baumwollstückgüter. Die langen Kamellastzüge tragen meist Rohbaumwolle zur Weiterverarbeitung, Baumwollstücke und kleines Stabeisen. Die Packmaultiere müssen als die schnellsten Lastträger die leichtverderblichen Waren, auch Tee, Silber, kurze und wertvolle Güter laden. Die in die Provinz gehenden Silbertransporte waren erheblich. In der Richtung hinunter nach Sianfu oder zur Bahn habe ich bisher nur wenig Warenlasten auf Tragtieren, Wagen fast gar nicht bemerkt. Heute in Djinindjo hat man uns gastlich aufgenommen, ein Kohlenfeuer angezündet, die Futtermittel und einiges zu Essen gestellt. Es ist sehr angenehm, sich nicht um alles selbst plagen zu müssen. Die Leute sind auch zufrieden. Ich bin heute den Chinesen, die mir so oft Schwierigkeiten bereitet haben, dankbar, wie ich überhaupt für jede noch so kleine Freundlichkeit empfänglich bin. Unterwegs viel geträumt, wie schön könnte die Zukunft sein, aber was wird sie alles bringen?

**29. 11. 1916** Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von einförmig schlechten Tagen, wenn die Kräfte ab- und die Anforderungen zunehmen. Es war heute ganz besonders gegen Abend, wo sich zuerst ein Nord- und dann ein Westwind aufmachten, ganz grausam kalt. Endlich war aber das Ziel doch erreicht, die Zeltbahn vor die zerfetzten Fenster gespannt, ein kleines Kohlenfeuer angezündet, wie es erfreulicherweise wenigstens in diesen kalten Gegenden zu haben ist. Als bald kam unerwartet eine Einladung zum Ambar dieser großen, teils zerfallenen Stadt. Nachdem wir beinahe 5 Li über Eis zwischen den zerfallenen Mauern hingeschlittert waren, langten wir in einem gemütlichen Yamen an, wo es sofort etwas zu essen gab. Unser Zivilgouverneur, Herr Tsen, war schon mit Wagen dort eingetroffen. Zum Stabe des Ambar gehörte ein junger selbstsicherer und bewußter Mann, der sich entschieden zu den höchsten Ämtern in der Verwaltungslaufbahn berufen fühlte. Man sieht so etwas auch dem Chinesen sogleich an. Nachdem wir gegessen hatten, erfolgte, wie dies erfreulicherweise in China Brauch ist, formlos sofortiger Aufbruch. Der alte, ganz europäisch wirkende Ambar brachte uns noch bis zur Tür und machte von seinen Dienern gestützt, zwei so tiefe Verbeugungen, daß Röhr lachen mußte. Verkehrszählung ergab 49 große Lastwagen, 10 Wagen im Lokalpersonenverkehr, 40 Postmaultiere, 246 Kamele.

**30. 11. 1916** Ein Kotal afghanischen Angedenkens wurde heute früh überwunden. Beim Abstieg mußte ich an meine Kindervorstellung vom St. Gotthardt denken, auf der einen Seite alles in Eis und Schnee, auf der anderen die blühenden Orangenbäume. Die sehen wir nun zwar auch hier nicht, dafür aber hatte der arge Wind aufgehört und wir genossen den sonigen Abstieg. Neben einem kleinen Tempel stand hinter der ersten Höhe ein Lama. Er klopfte jedesmal, wenn ein Wanderer vorbeikam, an eine tönende Metallschale und bekam ab und zu einen Käschen. Unter all den kleinen Münzen machte sich mein Kupferpfennig ganz stattlich. Ich schlug dafür aber auch kindlichen Gemüts persönlich an die Schale, sehr zur Zufriedenheit des Lamas, der das nicht als einen Eingriff in seine kirchlichen Vorrechte betrachtete. Unterwegs sah ich außer vielen Königsfasanen einen großen flamingoähnlichen Vogel, nur hatte er kürzere Beine und einen flachen Haarföder besser Federbusch. Auch eine langschnäbelige Taube konnte ich zum ersten Mal beobachten. Gegen 3 Uhr erreichten wir

einen Weiler und fanden nach vielem Suchen einen Stall zur Unterkunft. Aber die Aussicht nach Pingliang zu kommen, ließ uns alle Mühe vergessen.

**1. 12. 1916** Nach einem verhältnismäßig kurzen Ritt von 5 1/2 Stunden in schönstem Sonnenwetter trafen wir vor der halb hinter einer Erdfalte verborgenen Stadt ein. Ich schicke Ma Laoye vor, die Besuche bei den Behörden zu machen, d. h. mit meiner Karte meine Ankunft anzuzeigen. Als dies geschehen sein konnte und unser Begleiter mich aufgeholt hatte, ritt ich selbst durch die Stadt zum Yamen. Unterwegs fiel mir ein sehr gediegenes Gebäude auf. Meine Frage, ob es die Mission sei, wurde bejaht. Mein Herz hüpfte, als ich hörte, es seien Schweden in Pingliang. >Aus welchem Lande kommt der Missionar?< >Ja, woher?< >Sind es Engländer?< fragte ich, >Ja, ja, Engländer<, kam die Antwort zu meiner größten Überraschung. Der Ambar war nicht zu Haus, Ma Laoye auch entgegen meinem Befehl dort nicht zu finden. Ich reite also zurück, in einen mir schon unterwegs gezeigten Neubau, wo wir untergebracht werden sollten. Der Ambar war wirklich nicht zu Haus gewesen, denn er kam mir aus dem Gebäude entgegen, wick uns aber unerklärlicherweise aus. Ich ziehe erneut Erkundigungen nach der Nationalität der uns benachbarten Missionare ein. Endlich bestätigt sich, daß es Schweden sind. So gehe ich, nachdem mir der 18jährige Sohn die Karte seines Vaters gebracht hat, alsbald seine Mutter aufzusuchen, die uns zu einem leckeren, unglaublich luxuriös erscheinenden Hochtee mit Butterbrot, Schaffleisch und anderen Herrlichkeiten, von denen eine schon genügt hätte uns zu beglücken, einlädt. Ganz Materialisten, genießen wir das Vorgesetzte sehr. Am Abend durch den Zivilgouverneur abgeholt, Besuch im Yamen. Wiederum wird der Fall Seyed Ahmeds behandelt, doch wagt sich niemand ernstlich an uns heran. Die Achtung vor allem Fremden ist doch zu stark eingewurzelt, besonders bei der Beamtschaft, die oft die üblen Folgen von Zusammenstößen mit ihnen hat ausbaden müssen. Warum hat der Waichiaopu meine sehr annehmerswerten und nur Seyed Ahmed zuliebe gemachten Vorschläge den Engländern nicht übermittelt? Ganz aufgeregt vom Genuß ungewohnter Zeitungslektüre gehen wir zu Bett.

**2. 12. 1916** Des Morgens habe ich der guten Frau Törnval meine Lumpen gebracht. Um 12 Uhr waren wir nacheinander zum Mittagessen, Kaffee, Briefschreiben und Abendessen eingeladen. Alles, besonders auch das Briefschreiben an Eltern, Hauer<sup>48</sup>, Törnquist und die deutsche Mrs. Fairburn habe ich gründlich genossen. Mit einer kleinen Stiftung für die Kinder zu Weihnachten und einer meiner Leute konnten wir einen Teil der Dankbarkeit gegenüber diesen einfachen, lieben und gutherzigen Leuten abtragen. Sie machen sich aber trotz allen freundlichen Eingehens auf unsere Schicksale keine Vorstellung von unserem Los und unseres Volkes Leiden. Uns haben sie groß gemacht, hoffentlich bleiben wir es und wachsen noch. Die Chinesen haben uns den ganzen Tag völlig in Ruhe gelassen. Sie konnten uns keinen größeren Gefallen tun.

**3. 12. 1916** Frisch gestärkt durch den einen Tag Erholung in Europa ziehen wir nach 1 1/2-stündigem Warten auf die Packsättel der uns gestellten Tiere los. Der Weg war gerade, ganz angenehm zu reiten, so daß man ein gutes Stück hätte vorwärts kommen können, wenn

<sup>48</sup> Erich Hauer (1878-1936), Dragoman an der Gesandtschaft in Peking, nachmals Professor für Sinologie in Berlin. Der Verfasser kannte Hauer seit seinem ersten Aufenthalt in China.

es die Rücksicht auf die Tiere erlaubt hätte. So zogen wir langsam unsere 6 1/2 Stunden, immer wieder an den gestrigen Genuß denkend. Es wäre unrecht von mir, wenn ich nur von der Speisung durch die Familie Törnval sprechen wollte. Sie war für uns die erste europäische Gemeinschaft jenseits des chinesischen Wüstenozeans. Vater Törnval war leider abwesend. Einige Tage vorher war er nach der Küste gefahren, um Weihnachten mit seinen drei Töchtern in Tschifu zu feiern. Die Festreise war gestört worden: Als nämlich in Pingliang bekannt wurde, daß der Herr Missionar zu reisen beabsichtigte, kauften die wohlhabenden Leute alles erreichbare Opium (das aus Rußland und fernen Teilen der Provinz selbst kommt) auf. Da das verbotene Opium den Goldpreis an der Küste bereits überschritten hat, so dachten sie, die kostbare Last mit der unantastbaren Kutsche des Fremden hinunterzuschmuggeln. Am Stadtzoll fragte der Beamte höflich, ob er den Wagen untersuchen dürfe. Herr Törnval sah keinen Grund, auf sein Fremdenrecht zu pochen und erlaubte dies ohne weiteres. Prompt wurde zu seinem Erstaunen ein Pack Opium im Werte von mehr als 7.000 Taels aus den Polstern gezogen. Ob der Kutscher gehängt oder sonstwie zum Tode befördert wird, steht noch nicht fest. Die neunköpfige Familie verteilte sich im übrigen wie folgt: Mutter und 18-jähriger ungeistiger Sohn in Pingliang. Dort lernt er Missionar, wird wohl auch zu nichts anderes im Leben zu brauchen sein. Drei Töchter zur Erziehung in Tschifu, der Vater wie gesagt auf dem Wege dorthin, die drei ältesten Töchter selbständig in Chikago/Amerika. Da die *Scandinavian Mission Alliance* ihre Mittel aus Amerika bezieht, so fühlen sich die meisten der Schweden als Amerikaner. Die zweite Generation, die nicht Missionar werden kann, geht gewöhnlich in Amerika auf. Alle diese Leute aber, das war uns eine große Freude, sind uns wohlgesonnen, ganz anders als die Engländer. Überhaupt haben die Leute draußen, selbst die Engländer, viel mehr Gerechtigkeitssinn und Verständnis für unsere Verhältnisse, die Ursachen und Folgen des Weltkrieges als ihre Landsleute daheim. Vielleicht wird von ihnen noch einmal ein heilsamer Einfluß auf ihre jeweiligen Heimatländer ausgeübt. Unser Wehsien kam eben, um mit mir zu reden. Er erklärte mir ganz einfach, daß es den Chinesen gar nicht einfallt, einem englischen Druck über den Waichiaopu zu folgen. Wir seien ihre Freunde und würden als solche behandelt. Die Herren in Pingliang waren übrigens über den Tag Aufenthalt recht wenig glücklich gewesen, weil sie fürchteten ein Telegramm zu bekommen und davon neue Unannehmlichkeiten zu haben. Das hätte er mir nicht zu sagen brauchen.

4. 12. 1916 Auch das in den letzten Tagen schöne Wetter und die im allgemeinen abwechslungsreiche Landschaft beginnen uns alltäglich zu werden. Die Sonne belebt nicht den Trieb nach vorn, der bei schlechtem Wetter so stark ist, daß er alle Unlustgefühle in den Hintergrund drängt. Die Landschaft mit ihren gleichmäßigen Lößterrassen und vielen Höhlenwohnungen gibt zwar manches zu sehen, beschäftigt das Auge aber doch nur ein, zwei Tage. Auf dem Weg herrscht starker Verkehr. Täglich kommen uns etwa 40 - 50 Wagen allein während wir marschieren entgegen, stets über 200 Kamele und einen über den anderen Tag 30 -40 Postmaultiere. Das ist nicht alles, vielmehr hört man jetzt, wo der Mond wieder scheint, gerade des Abends Geschrei und Peitschenknallen. Sicher ist der tägliche Verkehr mit 100 vierspännigen Wagen nicht zu hoch veranschlagt. Die Gegend ist auch entschieden reicher geworden. Nicht nur, da im allgemeinen die Leute und vor allem die Kinder besser gekleidet sind, auch die Häuser sind durchweg besser gebaut, mit festen Ziegeldächern versehen und

kennzeichnen sich durch eine zweistöckige Toreinfahrt. Auch Tempel und Gedenktafeln gibt es eine große Menge. In Tschindjo angekommen besuche ich den Ambar, dann in der Hoffnung auf einen Kaffee die Damenmission. Ich wurde mit liebenswürdiger Unbeweglichkeit aufgenommen. Große Zwecke lassen die Einsamen hier wirklich nicht wachsen. Sie begnügen sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit bequemem Wohlleben. Meine beiden Wirtinnen - ich bekam wirklich einen ausgezeichneten Kaffee - hatten nur eine Mädchenschule mit 12 Schülerinnen. Bei dem zweifellos bestehenden dringenden Bedürfnis herzlich wenig. Dagegen sah ich außer einer Militärwache nicht weniger als sechs Diener. Die Damen waren gerade vor einem Jahr von einem vierjährigen (!) Urlaub zurückgekommen, der natürlich ihr ganzes Werk unterbrochen, wenn nicht vernichtet hatte. Sie kannten den Ambar und er ihre Nationalität nicht, obwohl er sieben Monate am Platz war und beide Nachbarn sind. Derartige bezeichnende Einzelheiten ergab schon eine kurze Unterhaltung. Mein Ziel war es hier wie allenthalben, den Fall Seyed Ahmed bekannt zu machen, um dem Skandal, wenn er kommen sollte, möglichst weiten Widerhall zu geben. Das diesem Besuch folgende Essen beim Ambar war recht angeregt. Dabei mußte ich durchaus Schere, Stein, Papier auf chinesisches mit dem Gastgeber spielen. Nach Tisch kam er noch unseren Besuch zu erwidern und dabei sich Seyed Ahmed anzusehen, der morgen mit uns zur Erleichterung aller mit ihm befaßten Beamten die Provinz Kansu verläßt.

**5. 12. 1916** Die Ereignisse des Wegs traten hinter den Abendbesuchen beim Ambar, wo wieder das Gespräch auf Seyed Ahmed kam und der Mission zurück. Es war uns zuerst Angst gemacht worden, es sei wieder ein Belgier. Bald waren wir besser unterrichtet. Als wir endlich des Abends unseren angekündigten Besuch machten, trat uns ein chinesisches gekleideter im übrigen tatkräftig aussehender Herr mit herzlichem Willkomm entgegen. Er und seine Frau waren Norweger, beide uns freundlich gesinnt. Die kleine Missionsfrau mit ihren schlechten Zähnen sprudelte vor Lebhaftigkeit über. Er von Natur mehr als ruhig und durch einen 6jährigen Aufenthalt in China noch weltabgewandter, freute sich aber offensichtlich, Menschen zu sehen. Nach ersten neugierigen Fragen ging es mit vollen Segeln ins Kriegsthema, wobei ich das bei allen Neutralen wachsende Verständnis für unsere Lage beobachten konnte. Das Temperament der kleinen Frau, die wie eine rechte Neutrale auf den Krieg und Tod als etwas Vermeidbares zu sprechen kam, übertrumpfte ich noch. Aber trotz mancher Meinungsverschiedenheiten schieden wir gegen 10 Uhr, also nach unserer Rechnung gegen 2 Uhr morgens. Zu Haus wartete unser ein inzwischen kaltgewordenes Essen des Chienguan, das wir am

**6. 12. 1916** morgens mit Seyed Ahmeds Suppe genossen, bevor wir einer weiteren Einladung zum Frühstück folgten. Auch hier brachen nach Porridge und Kaffee allerlei Erörterungen los, nach denen wir aber voll beiderseitiger Dankbarkeit gegen 8 Uhr abrückten. Die Gegend mit ihren vielen Hügeln und manchen hübschen Ausblicken, ihren tief eingerissenen Schluchten war gewiß sehenswert. 21 Li vor unserem diesmal nur 80 Li entfernten Quartier kamen wir an einem Buddhabild, mit dem, nach einem Missionsbericht, der Pfarrer Nelson wie weiland Bonifatius verfahren war. In Nelson sollten wir noch am gleichen Tag einen Wolfsjäger, Arzt und Pantoffelhelden in einer Person kennenlernen. Er und seine Frau, beide schon mehr Amerikaner als Skandinavien, nahmen uns mit einer wohlthuenden selbstverständlichen Gastlichkeit auf. Auch sie war wirklich neutral, er sympathisierend. Aus

seinem Leben sei nur bemerkt, daß er sich zweimal hatte einen Zopf wachsen lassen müssen, und den letzten während der Revolution, die ja besonders in Tschianfu besonders schlimm war, verloren hatte. Seine sechs Söhne waren zum Teil in Sianfu zum Teil in Amerika, das dreijährige Töchterchen allein im Hause. Abends erschien neben dem Mann, der Strychnin für die Wölfe auslegen sollte, ein Bote, der um Hilfe für eine Opiumvergiftete bat. Solche selbstmörderischen Vergiftungen sollen sehr häufig sein. Das für die Wölfe bestimmte Strychnin wurde auf Rat eines medizinischen Kalenders der Selbstmörderin überlassen. Nach einer anregenden Unterhaltung über die provinziellen Verhältnisse, den Tutu, - der seine Soldaten mißbrauche, um Opium für sich zu beschlagnahmen und den gesamten übrigen Opiumhandel aufs schärfste zu unterdrücken und von seinem General herausbugsiert und jetzt in Peking interniert ist - und einer gern angenommenen Einladung zum Frühstück scheiden wir. Zu Haus fanden wir wieder die unzähligen Schüsseln und Näpfchen eines mühevoll bereiteten Mahls vor, das der freundliche Beamte der Stadt geschickt hatte. >Where is the butter? Our daily bread give us to day<.

**7. 12. 1917** Dieses inzwischen kaltgewordene üppige Essen sollte mich nicht zur Ruhe kommen lassen. Zunächst stellte es mir die schwere Aufgabe, die Tür so zu befestigen, daß die immer gieriger versuchenden Hunde nicht ins Zimmer konnten. Sodann sorgte ich mich auch in der Nacht, was passieren würde, wenn jemand mit der Tür unvorsichtig hantierte. Als ich um 3 Uhr Josef geweckt hatte, wachte ich aufmerksam, bis er das Futter holen kommen würde. Wirklich setzte er seiner Mahnung entsprechend die Tür sorgfältig beiseite, als er aber das Lokal mit seinem wehenden Pelzmantel verließ, trat das Gefürchtete ein. Die umfallende Tür zerschmetterte mit lautem Krach die hundert Näpfchen und Schüsselchen des am Boden aufgestellten Festessens. Da konnte ich nicht anders, als meinem Herzen ebenfalls durch einen Krach Luft zu machen, der die ganze militärische Begleitung und noch einiges mehr zusammenrief. Am Morgen frühstückten wir dann nochmals bei Nelsons. Vergnügt und sicher nicht umsonst zu bitten sprachen wir mit >our daily bread give us to day<, um kurz darauf von dem zum Melken geschickten Wolfsjäger die unchristlich scharfe Frage an seine Frau zu hören: >Where is the butter ?< Wir mußten unterwegs mehrfach in der Erinnerung an diese Eheszene wie das reichliche tägliche Brot mit Butter lachen.

**8. 12. 1916** Nach einem anstrengenden 8-Stundenmarsch kamen wir bei leichtem Schneegestöber nach [...]. In der Stadt war keine geeignete Unterkunft zu finden, es fehlte entweder der Stall oder die Schlafgelegenheit. So ritten wir zweimal stadtauf stadtab, bis ich das Pferd meinem Begleiter übergab, um allein nach der Mission zu suchen. Außerhalb der Stadt, wo ich es nicht mehr vermutete, fand ich endlich das *Fujintang* [die Missionsstation] und als ich wiederum schon die Hoffnung aufgegeben hatte, Menschen anzutreffen, kam ein schlicht aussehender Mann mit klaren blauen Augen und nahm mich mit ins Zimmer. Die Unterhaltung war nicht leicht in Gang zu halten, denn mein Gastgeber sagte zunächst nichts. Dann aber taute er doch etwas auf, holte deutsche Zeitungen (in englischer Sprache) aus seinem Kasten und belebte mich noch weiter mit einem Kaffee. Dann begleitete er mich ins Wirtshaus, um nach den Pferden zu sehen. Abends sollten wir bei Herrn Ohlström essen. Auch auf dem Wege zu unserem schauerlichen Wirtshaus, dessen Decke herunterzukommen drohte, war Ohlström nicht gerade gesprächig. Nach dem Abendessen hingegen öffnete er ein



wenig sein Herz, das stärker als es uns bisher begegnet war für unser liebes Vaterland fühlte. Er war auch mehr als alle anderen Schwede geblieben; als solcher wünschte er auch ein Zusammengehen der germanischen Mächte nach dem Kriege, ein gar manches Mal angeschlagener aber selten durchdachter Gedanke. Der Abend schloß damit, daß er eine deutsche Bibel hervorholte und mich bat, den 94. Psalm, der für uns Deutsche gedichtet sei, zu lesen. Durch ihn und wie nicht zu leugnen durch Abendessen und Frühstück gestärkt, zogen wir des Morgens ins über Nacht tief verschneite Land.

**9. 12. 1916** Ein recht langer Tagesmarsch, aber er bringt uns bis auf vier Stunden an Sianfu heraus. Die Landschaft hat nun endgültig ihren Charakter geändert. Zum ersten Mal vielleicht seit Anatolien liegt eine große bebaute Fläche vor uns, wie wir sie weder bisher in China noch in Afghanistan oder Persien erlebt haben. Sie bereitet auf die Nähe einer Stadt vor. Tatsächlich nimmt der Verkehr, hauptsächlich von Personenwagen, ständig zu. Die Häuser der kleinen Städtchen die wir durchreiten, ihre Bewohner, alles zeugt von Wohlstand. Endlich nach 10 1/2 stündigem, forschendem Marsch liegt schon im Mondenschein ein kleines Städtchen am Ufer eines silbernen Flusses vor uns. Wider Erwarten schnell trifft hinter der Kurve unser Wagen ein. - Mein Entschluß, nicht auf ihn zu warten, war also richtig. Hätte ich gewartet, wäre ich sicher noch einen Tag aufgehalten worden. Bei einer Mienpiense halte ich es aus, bis gegen 22 Uhr Seyed Ahmed mit seiner Suppe erscheint.

**10. 12. 1916** Als ich Röhr frage, ob er unsere Pelze einpacke, zeigt sein knappes >Nein< sowie sein sonstiger unverhohlener Mißmut, daß er nicht wohl ist. Er überläßt dann auch mir trotzig spuckend seine Arbeiten. Ich denke an das gerade gestern gelesene Wort der Frau von B[...], die als ein Hauptziel für die Erziehung junger Mädchen die Selbstbeherrschung hinstellt. Ich muß mir vorwerfen, daß meine Einwirkungen auf den freien Kaufmann leider auch nach zwei Jahren unserer Kriegszusammenarbeit nicht erfolgreich waren. Wir sind schon seit zwei Stunden in Sian. Statt, wie ich gestern gebeten, einen Mann vorauszuschicken um ein Unterkommen zu suchen, irren wir nunmehr wieder seit 2 1/2 Stunden umher stadtauf-stadtab stets durch dieselben Straßen. Die meisten Wirtshäuser haben keinen Stall auf den es uns natürlich in erster Linie ankommt. Kaum hatte ich mich von der vorstehenden Niederschrift erhoben, als zwei bessere Beamte erschienen. Der eine, ein Jüngling wollte und sollte etwas englisch sprechen, war aber bescheiden genug, nicht daran zu glauben, aber seine Landsleute taten es liebenswürdigerweise. Er fragte ganz unvermittelt: >Is that the Afghan man?< freudestrahlend auf unseren schwarzen Seyed Ahmed weisend. Ich antwortete mit einigen Gegenfragen, die etwas über sein Verständnis gingen, bis ich mich auf sein hartnäckiges Weiterfragen entschloß, es zu bejahen. Glücklicherweise meldete er dies weiter und bat mich, morgen früh auf sein Amt zu kommen. Ich erklärte indes, dies sogleich tun zu wollen. Ich beschloß, noch während eine Unterkunft für uns und unsere Pferde gesucht wurde, alsbald meine Besuche bei den Staats- und Stadtoberhäuptern zu machen. Auch mit dem Vertreter des Auswärtigen Amtes konnte ich gleich verhandeln. Seine anfangs bestimmte Erklärung, unseren Mann behalten zu müssen, beantwortete ich noch bestimmter, daß er dies nicht könne noch werde, worauf er in einen freundlicheren Ton verfiel und sich auf einen Bericht nach Peking beschränken zu wollen behauptete. Dann suchten wir weiter nach einem Quartier. Die armen Tiere hatten schon über 12 Stunden nichts zu fressen bekommen.

Schließlich blieb mir nichts anderes als die Einladung unseres Führers ins Yamen anzunehmen. Meine Bitte um Badewasser wurde dahin beantwortet, daß eine große Badewanne vorhanden sei; die lehnte ich natürlich nicht ab, war aber sehr erstaunt, als man uns aus dem Haus 10 Minuten durch einige Straßen und in ein öffentliches chinesisches Bad führte. Noch größer war aber unser Erstaunen, als wir jeder eine gut eingerichtete tadellos saubere Badkammer bekamen, uns Tee eingeschenkt, das Bad bereitet und danach eine Menge wohlriechender Tücher gebracht wurden. Um 10 Uhr gingen wir dann unter großem Bei- und Umstand ins Bett, d.h. krochen in unsere Sachen auf dem Kang.

**11. 12. 1916** Ich nutzte sofort den Vormittag, nach den Schweden und nach Post zu sehen. Briefe lagen nicht vor, dafür sprach ich den englischen Beamten. Ein Dauerlauf durch die Stadt brachte mich geradenwegs in das Fujintang, von wo ich mich kaffeegestärkt und einer Einladung froh, zurückkehrte. Den Nachmittag gingen Röhr und ich in die englische Baptistenmission. Hier regierte die deutsche Frau eines englischen Missionars. Er, ein wirklich braver und anständiger Mann trat ganz zurück, während sie neben den Haushaltgeschäften auch die politische Unterhaltung führte, ihrerseits aber von den Kindern beherrscht wurde. Auch deutsche Zeitungen wurden gehalten. Wir freuten uns, eine Deutsche so umsichtig und straff die Zügel führen und für ihr Vaterland eintreten zu sehen. Am Abend nahmen wir bei dem schwedischen Mitglied der Mission Herrn Hagquist ein stummes, gutes Abendessen. Die an sich nicht gerade anregenden Gespräche brachten aber eine ganz allgemeine Begeisterung aller Schweden für unsere Sache und auch hier wieder den Gedanken einer späteren Union zum Vorschein. Abends erbitte ich von Hankau drahtlich Rat nach Sianfu, wohin wir uns Seyed Ahmeds wegen am besten wenden sollten. Ich muß mit mindestens fünf Tage Aufenthalt rechnen. Das nennt man >go fast<.

**12. 12. 1916** Als ich am Morgen wiederum die Mission draußen vor der Stadt besuchen will, erlebe ich zum zweiten Mal eine skandalöse Zurückweisung am Stadttor von Hantschung. Ich gehe zum Telegraphen um Nachrichten zu hören, packe meine Sachen und ziehe mich dann mit Leichenbittermiene, keine Frage beantwortend, zu unserer deutschen Freundin zurück, um dort den Rest des Tages zu verleben, bis ich gegen 4 Uhr mit immer mehr Visitenkarten belegt werde. Auf die Bitte eines unserer schwedischen Freunde lasse ich mich bewegen, ins Yamen zu reiten. Die Chinesen sind doch zu merkwürdige Leute. Zunächst bürdeten sie die Schuld den Soldaten auf; denen nahm ich sie ab, denn sie hatten mir ja zu ihrer Entschuldigung einen Befehl des Tutu gezeigt. Dann kam man unvermittelt auf die eigentliche Ursache, die Angelegenheit Seyed Ahmed, um mich schließlich zu bitten doch nicht nach Hankau, sondern gleich nach Peking zu reisen. Ich erklärte, dies meinen eigenen Wünschen entsprechend tun zu wollen, wenn ich dorthin einen Paß für mich und meine Leute bekäme. Dies wurde, die Zustimmung des Tutu vorausgesetzt, sofort zugesagt. Antwort sollte mir bis morgen mittag um 12 Uhr zugehen. Ich erklärte ferner, am folgenden Tag durch das gleiche Tor reiten zu wollen, während ich es dem Schuldigen überlassen müßte, die Beleidigung in Peking, wohin die Sache abgegeben sei, wieder gut zu machen. Brief an den Gesandten mit ausführlicher Schilderung des Vorfalles und der Verhandlung mit den Behörden.

**13. 12. 1916** Besuch auf der Mission. Ich höre, daß am gleichen und nächsten Tage sowohl Herr Hagquist, wie ein englischer Doktor angehalten worden sind, wohl weil die Soldaten in ihrem Übereifer den noch bestehenden Befehl auf jeden Europäer bezogen. Die Mission macht einen ziemlich toten Eindruck. Der Raumaufwand für die Kinder der Missionare ist ebenso groß wie der für die eigentliche Missionsarbeit. Die Frauen sind sehr beschränkt und leben ganz außerhalb der Welt. Nach dem Kaffee werden wir an die Existenz Gottes gemahnt. Um 13 Uhr erbitte ich die Antwort, ob der Paß gegeben werde. Man antwortet mit der Frage, ob wir morgen gehen würden. Ich bleibe bei meiner Frage. >Gewiß, der Paß wird gegeben<. >Ja, dann reise ich morgen<. Zurückkommend erklärt mein Befrager, daß der Tutu nur einen Paß bis zur Provinzialgrenze geben könne und daß von dort ein weiterer gegeben würde. Der Braten hatte schon vorher zu weit gerochen, ich lasse nur die Wahl. Erhalte ich bis zum Abend den Paß, dann reite ich morgen früh mit Seyed Ahmed nach Peking, (wie es die Chinesen vorher wünschten und auch in meiner Absicht lag) andernfalls warte ich auf Nachricht von Hankau und fahre dann gegebenenfalls dorthin. Die Antwort bitte ich mir wieder zu unseren Freunden hinauszuschicken. Sie ist bisher nicht eingetroffen, wird wohl auch nicht eintreffen. Wie unfreundlich, die Vermittler, die den Chinesen wirklich wohlgesinnt alle Schwierigkeiten zu ersparen versuchen, so aufsitzen zu lassen.

**14. 12. 1916** Heute ein schwerer Schlag ins Kontor. Der Gesandte teilt mir eine Beschwerde der Chinesen mit, daß ich ihre Anordnungen nicht befolge, wiederholt sein altes Telegramm und ersucht mich, >den Mann zurückzulassen, den Chinesen ihre Schutzpflicht nicht zu erschweren<. Neugierig beobachten die Umstehenden die Wirkung des Telegramms, dessen Inhalt chinesisch mitgegeben war. Ich bleibe aber unbewegt und erkläre nur, das Telegramm bewiese, daß keine meiner Mitteilungen den Gesandten erreicht habe. Ich zeigte dann, um nicht am Tor aufgehalten zu werden, meinen Ausritt an und suchte die schwedische Mission auf, wo ich gerade rechtzeitig zu einem langen Nachmittagsgebet eintraf. Abends gab ich dann dem Minister, am nächsten Morgen nach Hankau eine nochmalige kurze Darstellung der gesamten Sachlage. Der Brief an den Minister wurde durch den wirklich außerordentlich liebenswürdigen Herrn Fairburn, dem Gatten unserer mütterlichen deutschen Freundin, durch weitere Vermittlung eines schwedischen Missionars besorgt.

**15. 12. 1916** Heute habe ich einige kleine Einkäufe gemacht. In Lanchou gibt es eine ganze Reihe guter und auch nicht teurer Curiogeschäfte. Ich stieß auf einen Mann, der sich sehr freute, einen Deutschen zu sehen, denn er hatte bisher fast ausschließlich mit Deutschen in Tsingtau zu tun gehabt. Er sei der Japaner wegen von dort weggegangen und erklärte, erst mit uns wieder dorthin zurückkehren zu wollen. - Es stellt sich heraus, daß die von den chinesischen Behörden uns gegebenen Silberstücke und Schuhe teils nicht, teils nur mit 2/3 ihres Wertes angenommen werden. Meine Bitte, mir den Minderwert zu bestätigen, wird vom Vertreter des Außenamts abgeschlagen. So sehe ich mich gezwungen, sofort Herrn Hagquist aufzusuchen, der mir auch anstandslos 300 Dollar gibt. Er erzählt eine ganze Reihe netter Geschichten über die internen Vorgänge in der Provinz: Der verflorsene Tutu wurde durch den weißen Wolf eingeführt. Dann kam der jetzige Herrscher mit einer Armee, die zwar Sianfu besetzte, sich aber sonst nicht um die Anwesenheit des Bei Lan kümmerte, im Gegenteil, man ließ den Herrn Weißen Wolf, der von den Hankautruppen geschlagen, zurückflutete,

ruhig in die Berge ziehen, während eine kleine Bewegung der 20.000 Mann des neuen Tutu ihn leicht in die schwerste Verlegenheit gebracht hätte. So erzählte man sich allgemein, daß der kluge Präsident den Räuberhauptmann nur gebraucht habe, seinen Mann in die Provinz einzuführen. Die Regierungszeit des Yüan-Mannes stellte eine Kette der größten Amtsmißbräuche dar. Er verfolgte aufs Schärfste alle Opiumraucherhändler und Schmuggler, ließ aber seinerseits durch ein eigenes Haus Ankäufe tätigen und die giftige Droge in großen Karrenzügen sicher abbefördern. Einer dieser Züge wurde, kurz bevor er ans Ziel gelangt war, von räuberischen Soldaten, die sich ja von den übrigen nicht viel unterscheiden, vor Ping-liang angehalten. Er konnte noch in die Stadt fahren und sich dort verteidigen. Der Kampf ging wochenlang hin und her, bis der Kommandant des Begleittrupps den Inhalt der Opiumkisten an seine Soldaten verteilen und sie mit Steinen füllen ließ. Dann wurden die Karren zu einem entlegenen Tor hinausgeschickt, wo sie alsbald von den Räubern entdeckt wurden. Alles stürzte sich auf die wertvolle Beute. Nun aber fiel die Begleitmannschaft über die sich zerstreuenden Räuber her und töteten eine ganze Anzahl von ihnen. Der inzwischen zur Abdankung gezwungene Tutu verpfändete nun einen Teil dieses Opiums für eine Zwangsanleihe bei der Bank of China. Er wurde von seinem ihn entronnenden Untergebenen außerordentlich mild behandelt und schließlich nach Peking abgeschoben. Hagquist gab eine bewegte Darstellung der Beraubung der Banken und des Abzuges, bei dem es wieder zum Gefecht zwischen den Leuten des alten Tutu und den habgierigen neuen Leuten kam. Frieden vermittelt und Asyl gewährt wurde stets durch die Mission, die als bleibender Pol in der Erscheinung Flucht immer größere Bedeutung gewann.

**16. 12. 1916** Weiteres Telegramm des Gesandten, worin er >Ew. Hochwohlgeboren < er sucht, >die beiden vorigen Telegramme als Weisungen auffassen zu wollen, und zu bestätigen<. *Ich tue dies nicht, weil ich die Sachlage durch eine Weigerung nicht verschärfen will.* Die Chinesen sind zu neugierig, was in dem Telegramm gestanden haben mag. Bis 1 Uhr erörtern wir den Fall im feindlichen Haus des idealen Feindes, des Herrn Fairburn. Am Abend singen wir deutsche Lieder.

**17. 12. 1916** Wir sind bei den Schweden zu Gast. Es ist ein richtiges Liebesmahl für uns. Seyed Ahmed ist auch dabei, stets unter meinem Schutz und in meiner Nähe. Aus der Stadt komme ich immer in der Weise heraus, daß ich mich anmelde. So ist der merkwürdige Zustand eingetreten, daß die Engländer angehalten werden, ich aber ungehindert passieren kann. Den Abend verbrachten wir wieder im gastlichen Hause Fairburn.

**18. 12. 1916** Endlich trifft der langerwartete Brief aus Hankau ein, der die Lage nicht klärt. Da aber die Chinesen in Gegenwart der Missionare bestätigen, mich mit Seyed Ahmed nicht aus der Stadt lassen, sondern mit Waffengewalt verhindern zu wollen, blieb nur die von mir schon lang vorgeschlagene Lösung, daß ich allein nach Peking gehe, dort die Angelegenheit zu ordnen versuche, während alles andere hier wartet. Ich teile dies dem Minister ergebenst mit und mache auch Hankau Mitteilung von unserem Vorschlag. Die Chinesen sind glücklich über die Lösung; der bisher unhöfliche Tutu schickt seine Karte.

**19. 12. 1916** Endlich bin ich wieder auf dem Marsch und den eigenen Gedanken überlassen. Leider sind sie keineswegs freundlicher Natur. Die Geschichte mit dem Gesandten beschäftigt mich sehr, nicht, da ich meine Schritte bereue, ich könnte gar nicht anders handeln. Es ist nur ein tief niederdrückendes Gefühl, wenn man lange verlassen aber mutig mit den Wellen des Ozeans gerungen und immer wieder dem fernsegelnden Boot ohne beachtet zu werden, gewunken hat, um bei der Annäherung an die eigenen Leute vom Steuermann eins auf den Kopf zu bekommen, so daß man mehr vom Gram als vom Schmerz betäubt ist. Ich führe im Geist lange Unterredungen mit Herrn Kunz (Hintze). Alles in gemäßigtem Ton, ohne ihn beschämen zu wollen. Wie wird die Entwicklung laufen? Ich fühle mich ihm gegenüber sehr stark und kann mir nicht denken, daß ihm bei all seinen Entschlüssen und besonders jetzt ganz wohl ist. Nach acht Tagen Rast ist ein Aufbruch schon eine gedankenwerte Angelegenheit. Zunächst waren die Herren Reiter, vor anderen Herr Ma Lao ye nicht zur Stelle. Ich konnte also den am Vortag angefangenen Roman von Kurz >Zum weißen Schwan< auslesen, allen Zurückbleibenden gute Ermahnungen geben und schließlich die Tschese (Kutsche) in einer Seitenhalle besteigen. Inzwischen wurden die Maultiere von außen im Vorhof von einer großen Volksmenge angestarrt. Dann ratterte die Tschese, die zwar geschlossen war, aber keine Fenstervorhänge hatte, durch die Straßen von allen Neugierigen beguckt. Schließlich wurden wir, um das Geheimnis meiner Abreise ganz zu wahren, längere Zeit am Tor aufgehalten. Es erregte unser Zug umso größeres Aufsehen, als ich unterwegs einer Reihe Europäern begegnete, die sich sicher nach dem reisenden Fremdling erkundigt haben werden. Den einen begrüßte ich, daß er nicht wußte, wie er sich zu mir stellen sollte, ein anderer in chinesischer Kleidung hielt sich augenscheinlich für unkenntlich, jedenfalls blieb er chinesisch unbeweglich. Sie reisten alle mit starker Eskorte. In meinen Wegträumen stellte ich mir vor, wie es auf den Gesandten wirken müßte, wenn ich mit einem >Befehl ausgeführt< vor ihn hinträte und fortführe, daß der Mann durch ein englisches Kriegsgericht verurteilt und sofort erschossen worden sei. Nach 130 Li in einem alten großen Yamen Quartier genommen.

**20. 12. 1916** Nachdem ich die schlimmsten Sorgen von Sianfu in schnellem Ritt hinter mir gelassen habe, sehe ich mich etwas freieren Blicks auf der Straße um. Was gab es da nicht alles zu sehen! Leider regt unsere Art zu reisen nicht gerade zu Beobachtungen an. Der Leib ist müde, der Geist auch, am müdesten aber die Seele und mit ihr gerade schaut man doch das meiste. Das erste, was mich aufmerken ließ, war eine Taitai, die mitten auf dem Feld saß und weiße Baumwollstrümpfe für Passanten schneiderte. Die fertigen hatte sie an einem Baum und einzelnen Ruten als Schild aufgehängt. Ich vermute, den Platz mitten auf dem Feld hatte sie mit Rücksicht auf die Verkehrslage und den lieben Gatten gewählt, der ihr zu Haus wahrscheinlich ihren Verdienst gleich abgenommen hätte. Obwohl der chinesische Ehemann die Frau kauft, vielfach mißhandelt und sie natürlich auch in der Öffentlichkeit keine Rolle spielt, herrscht sie umso unbeschränkter zu Haus. Ab und zu sieht man aber auch, wie Taitais sich ein Vergnügen daraus machen, sich auf der Straße recht prunkvoll dahertragen zu lassen. Eine Reihe solcher Sänften kam uns entgegen. Ihre Insassinnen hatten aber alle nicht im Entferntesten die stolze Haltung zweier alter dicker Damen der niederen Stände, die sich mit all ihrer Habe auf einer Karre von drei Männern im Schweiß ihres Angesichts schieben ließen. Jede, die zu Fuß laufen mußte, hatte sich dies wenigstens dadurch erschwert, daß sie

sich unter die Mitte des bandagierten aber immerhin als Fuß erkennbaren Gestells einen Holzstöckel gebunden hatte, der ihr zum richtigen Stelzgang und weiteren, damit verbundenen Qualen verhalf. In der hiesigen Gegend werden die Füße etwas loser bandagiert als in Kansu, wo der Fuß wirklich in einer unglaublich kleinen Spitze von zwei Fingerdicke endet. Diese schwere Verstümmelung hat dann auch zur Folge, daß die Frau sich meist kaum bewegen kann und zu diesem Zweck Knie-, Schenkel- und Beinschienen trägt. Auch in den höchsten Gesellschaftskreisen habe ich derartige Verstümmelungen gesehen. Darüber befragt, sagte eine Chinesin, die die Füße einer Missionarin verächtlich betrachtet, aber auf deren Aufforderung, ihre Fußschuhe auszuziehen, kleiner geworden war: >Ja, wenn wir keine kleinen Füße hätten, dann würden unsere Männer nicht mit uns fertig werden, wir sind ihnen so schon zu wild<. Ich bin schon zu lang bei den Frauen verweilt; das könnte einen Anteil voraussetzen, den sie wirklich nicht erwecken, selbst wenn sie jung, nicht so scheußlich geschminkt sind und nicht so ungeschickt herumhüpfen. Meine Liebe gilt den Kindern, auch den chinesischen. Die kleinen Wichte in der Provinz Kansu taten mir von Herzen leid. Bei einer Kälte bis zu 10 Grad liefen die erbarmenswerten Wesen bis zum Nabel herauf nackt in den Straßen herum, blau und braun vor Frost. Das heißt doch die Besorgnis Kinderknie und -podex nicht zu bekleiden, zu weit treiben. Von Pingliang ab sahen wir Kinder auch mit Hosen. Allerdings wiesen sie einen höchst praktischen klaffenden Schlitz an entscheidender Stelle auf. Die Mütter ersparen sich durch diese Einrichtung sicher viel Mühe. Ja, die Kinder! Am niedlichsten sind natürlich die Kleinsten, die auch am meisten verwöhnt werden. Ganz drollig macht sich das über die Schultern herabfallende Tierköpfcchen, die Eisenschlösser um den Hals oder die große Silberplatte. Dann kommen die mütterlich sorgenden kleinen Mädchen, die ihre Brüder an die Brust legen oder mit ihrem eigenen Gewand zu decken versuchen. Als letzte erschienen die 10jährigen Jungen, die schon einen forschen männlichen Ton an sich haben und die sicherste Auskunft von allen Altersstufen und Geschlechtsklassen geben. Als wir auf der Straße weitergingen, und um eine Ecke bogen, wurde ein lautes Geschrei hörbar. Ein Bettler, ja noch schlimmer, eine Bettlerin überfällt uns Reisende aus dem Hinterhalt, stößt uns mit ihrer Futterschwenke in die Seite und läßt nicht los, bis sie etwas bekommt. Auch ich bin hartnäckig, ich gebe ihr nichts, drücke dagegen einem erbärmlich aussehenden Alten, der sich mit seinem Arbeitsgerät die Straße entlangschleppt, ein Vermögen von 10 Käsch in die schwarze Hand. Kaum habe ich das getan, hinkt röchelnd ein anderer Alter die Straße entlang, der sich zur Zier und Unterstützung seiner Bettelabsichten (um Mitleid und Grauen zu erwecken) einen halben Meter weit den Rotz aus der Nase hängen läßt. Er nimmt, der Schwere seiner Krankheit entsprechend, von der Gabe keine Notiz. Einen Stand weiter und ein vierter Vertreter dieses schönen Gewerbes stürzt hinkend im Galopp aus einem Tempel hervor. Er ist freundlich, dankt laut und gibt sich sogar die Mühe, den ganzen Weg zurückzuhinken. Die Frau mit dem meist geborgten Kleinkind an der Brust und viele andere ähnliche Typen gehören hierher. Ich übergehe sie lieber. Eine vornehmere Art der Bettelei wird von den Priestern betrieben. Auf Paßhöhen, an Wegkreuzungen, wohl auch vor zerfallenen Tempeln oder einem zu diesem Zweck aufgestellten Götterbildchen steht der Mann Gottes an seiner merkwürdigen Kopftracht und dem Schnitt seines Gewandes erkenntlich. Nähert sich der Wanderer, so schlägt er an eine Metallschale. Meist bringt ihm das einen Käsch ein. Ja und was soll ich von den Reisenden selbst, zu denen ich gehöre, sagen. Sie ziehen dahin in Tschesen, hocken auf Maultieren, die übermäßig beladen

mit langem Stock vorwärts getrieben werden, sie wandern zu Fuß, ihre Habe über der Schulter oder auf einer Tragstange, sie gehen auch ganz ohne Gepäck. Ein solcher Jüngling, nur mit einem baumwollgefütterten Rock auf dem Rücken, wanderte heute mit uns; ihm schien der Weg schwer zu werden, denn obwohl er nicht wohlhabend aussah, bot er vier Kupferstücke, damit ihn ein den gleichen Weg Ziehender aufsitzen lasse. Lange kämpfen in ihm so Sparsamkeit und Bequemlichkeit. Die Bequemlichkeit trug es davon. Er wollte zahlen. Da bot ich dem fußmüden Mann mein Maultier, das er auch stolz 10 Li weit ritt, während ich unbehelligt vorwärts marschieren konnte. Der andere aber galoppierte unmutig davon, wohl weil sein lieber Nächster so billig zu einer Freude gekommen war. Was man sonst noch sieht? - Händler auf den Straßen, mitten auf den öden scheußlichen Strecken in großenteils zerstörten Städten. Jeder Chinese ißt unterwegs. Da gibt es widerstehende Süßigkeiten, Tabak, Brot in zehn verschiedenen Arten, ja ganze Küchen finden sich mitten in den Feldern, um den irgendwo und irgendwie auftretenden Bedürfnissen zu genügen. Im Wirtshaus angelangt, sind auch sofort die Händler da. Mit ihnen bin ich soeben nach unserem heutigen Quartier Fuschwä gekommen.

**21. 12. 1916** Die Landschaft ist auch heute wie gestern Nachmittag wirklich reizvoll. Überall Gräber mit Lebensbäumen und Ehrentablets. Heute erscheint noch zu allem eine prachtvolle Bergkette, der Pa [Tai] Hua Schan; der Heilige Berg, soll ja auch an unserem Weg liegen. Immer phantastischere Formen nehmen die uns im Süden begleitenden Berge an. Es ist wohl verständlich, daß sie bei Empfindsamen mystische Gefühle weckten und dazu reizten, die Naturformen durch Bauten von Menschenhand nachzuzeichnen und gewissermaßen für sich in Anspruch zu nehmen. Ein schöner Tempel im kleinen Hua yin hsien zeigt, daß wir uns heiligem Grund nähern. Vor der Stadt steht der Heilige so prachtvoll kühn gegen die Morgensonne in der Ferne, daß ich einen mißglückenden Versuch mache, seine Formen schnell zu bannen. Zwei Li weiter liegt die eigentliche Tempelstadt Hua i Miao<sup>49</sup>, von der ein gewaltiges goldenes Dach herüberwinkt. Gleichzeitig wird ein Schnellfeuer hörbar. Was mag das nur sein? Wir nähern uns dem Städtchen, während es an allen Ecken und Enden kracht. In der Hauptstraße erfahren wir des Rätsels Lösung. Drei oder vier Soldaten hatten sich den Spaß gemacht, mit ihren Gewehren Modell 88 die Zieraten vom Tempeldach herunterzuschießen. Am liebsten möchte ich die frechen Kerle über den Haufen reiten. Die Bevölkerung und ihre Kameraden sehen dies ruhig und vergnügt mit an. Der Tempel selbst, zu dessen Vorhof vom Hauptgebäude aus klar wird, ein wohlabgewogenes Stück Landschaftsarchitektur. Er ist so zum Heiligen Berg angelegt, daß er ihm gerade ins Gesicht schaut, und von der obersten Tempelterrasse die heilige Höhe seinem Bezirk anzugehören scheint. Er erinnert mit seinen uralten Lebensbäumen, den Vasen und Grabsteinen, der Flucht seiner Pforten und Hallen an Pekings beste Anlagen. Eine wirkliche Erquickung nach so viel Öde. Einzelheiten der Portalskulpturen sind außerordentlich sehenswert. Prachtvoll in Bewegung getroffene und stilisierte Priestergestalten wechseln mit geistreichen und feinen Ornamenten. Leider sollte ein Wind, nein Staubsturm das bißchen feiertägliche Stimmung wegblasen. Vor dem Tempel angelangt, erhob sich ein solcher Orkan, daß Vorwärtskommen eine Kraftleistung,

<sup>49</sup> Offenbar ist der Ort, um den es hier geht, weder von der Wissenschaft noch vom Tourismus beachtet worden. Es findet sich lediglich eine flüchtige Erwähnung in Nagel, *Encyclopédie de Voyage, Chine*, Genève, Munich, S. 1009/10.

Atmen, Leben und Sehen eine Qual war. Sie dauerte 3 1/2 Stunden bis endlich die wunden verklebten Augen in der Ferne am Berge angelehnt, am Tor des großen Tales, daß wo eine nördliche niedere Kette nach Südosten stößt, das Städtchen Tongguan liegen sahen. Morgen abend sind es nur noch zwei Tage bis Weihsien und zur Eisenbahn. So recht kann ich mich aber nicht freuen. Was wird mir Peking alles bringen?

22. 12. 1916 Und heute ist mir erst beigefallen, was ich einer Beschreibung des am Weg Gesehenen alles nachzutragen hätte. Ein Sarg zwischen zwei Maultieren mit einem Huhn im Korbe darauf und einem Churdjin - ob für den Toten, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, die Dungsammler, die entschieden mindestens 3/4 der gesamten arbeitenden Bevölkerung ausmachen und mich immer wieder auf den Gedanken stoßen, daß in China das ganz große Geschäft mit Kunstdünger zu machen sein müßte. Die Taitais, die ihre verkrüppelten Beine in Schleifen gehängt haben, die lungernden, schießenden auch einmal exerzierenden Soldaten, der flegelhafte aber, auch der dienstwillige Wechjüan, die anständigen, hilfsbereiten, die betrügerischen Gastwirte, kurz alles das, woran man sich schon so lange gewöhnt hat. Heute lebe ich schon ganz in der Zukunft. Froh und im Bewußtsein, das Richtige getan zu haben, trete ich dem Minister in Peking und den Leuten in Berlin gegenüber und werde, ehe ich mich versehe, wieder auf dem Schlachtfeld sein! Dann überkam mich seit langer Zeit zum ersten Mal eine frohe Stimmung und ich sang, obwohl ich seit dem Abend vorher über 24 Stunden nichts gegessen hatte, laut vor mich her. Wie glücklich kann ich mich persönlich preisen, daß neben großen Erfolgen doch stets leid- und gramvolle Erfahrungen standen, die mich läuterten und auswogen. Über wie viele Kotals, durch wieviele Täler mußte ich schreiten. Man kann ja auch nur das eine durch das andere erreichen, gebe Gott, daß dieser Krieg vielen von uns Deutschen solche Erfahrungen gebracht und ihnen die Zeit gegönnt wird, sie zu verarbeiten. - Nur noch zwei Tage zur Bahn. Mein Wechjüan bittet mich, den mich begleitenden Soldaten eine Bestätigung zu geben. Im Schreiben dankt seine Excellenz für die liebenswürdige durch Sendung von Soldaten erwiesene Aufmerksamkeit. Gerade treten sie auf, um eine Karte zu erbitten.

23. 12. 1916 Ein langer und schöner Weg. Im Gegensatz zu gestern habe ich nicht nur gefrühstückt, sondern auch den ganzen Weg über von allem genossen, was sich bot: Pflaumenkuchen, süße Pflaumen, Schwarzbrot, selbstgemachte Stullen, so da ich keinen Augenblick das Gefühl des Hungers, wohl aber der Schläfrigkeit verspüre. Heute sind wir auch wirklich nach Honan gekommen, das so aussieht, wie ich es mir vorgestellt habe, - ich weiß nicht nach wessen Beschreibung: Höhlenwohnungen, eigenartig aufgebaute Lößlandschaft, viel Staub und über allem der merkwürdige Flimmer, der China vor allen anderen Ländern auszeichnet. Immer häufiger habe ich hier eine witzige landwirtschaftliche Nutzbarmachung des Verkehrs beobachtet. Aus der Erfahrung, daß Tiere stets das Bedürfnis fühlen zu stallen, wo sie Urin riechen, haben die hiesigen Landwirte an vielen, besonders aber solchen Stellen, wo die Tiere sich nach Anstrengungen z. B. steilen Höhen auszuruhen pflegen, Stroh oder Sand gestreut. Hier stallt bald ein Tier der vielen Wagenzüge nach dem anderen. Es bildet sich ein richtiger Sumpf, in den dann weiter Staub oder Erde geschüttet wird. Von Zeit zu Zeit wird der Dung dann abgefahren. In Schangcho, unserem Quartier angelangt, war ich auf der Suche nach einem Wirtshaus, als ich schon wieder von einem Soldaten angerempelt



wurde. Es gehört wirklich allerhand Selbstbeherrschung dazu, den Kerls auf ihre Handgreiflichkeiten nicht ebenso zu begegnen. Das wäre besonders schlimm für mich, denn ich würde damit den mir von den Engländern angehängten Ruf eines wilden Mannes belegen. Abends hält mir Ma Laoye einen langen Vortrag über seine Wünsche und Sorgen. Sich immer vorbückend, was er, glaube ich, für elegant hält, spricht er davon, weiter bei mir zu bleiben, sein Pferd verkaufen zu wollen und vieles mehr, was ich nicht verstehe, vielleicht, daß es doch nur Wünsche sind, besser nicht verstehe. Nur noch einen Tag bis zur Bahn. Ich hörte sie schon immer pfeifen. Da wir morgen noch 70 km bis zur Bahn, 85 km bis an unser Abendquartier haben, so haben tückische Sinnestäuschungen den Tatsachen vorgegriffen.

**24. 12. 1916** In der Nacht - ich war kaum richtig eingeschlafen - wurde ich durch die Ankündigung des Ambars und einiger anderer Herren geweckt. Schon wollte ich ablehnen, sie zu empfangen, als mir weiter mitgeteilt wurde, daß sie deutsche Telegramme und Briefe hätten. Da war ich wach und auf und schon öffnete ich mit aufregung- und frost-zitternden Händen ein Schreiben des Gesandten, dem ein anderes mit der lieben, lieben Handschrift meiner Mutter entfiel. Zunächst konnte ich gar nicht lesen, dann waren aber auch schon die Chinesen im Raum und bearbeiteten mich mit ihren besonderen Vorschlägen. Wieder ein Wortbruch; angeblich soll ein - übrigens mich gar nichts angehendes - Abkommen zwischen Gesandten und Waichaopu geschlossen sein, mich neuerdings nicht nach Peking, sondern nach Hankau zu schaffen. Ich erkläre, daß ein solches Abkommen gar nicht über meinen Kopf hinweg geschlossen werden könne, dann aber auch der Gesandte mir sicher Mitteilung davon gemacht hätte. Ich sehe aber, daß jedes Ausbrechen unmöglich gemacht ist und was ich nicht mit dem Weg nach Hankau verlöre, an anderen Orten durch Telegrammwechsel verlorengehen würde, daher nehme ich den Umweg über Hankau in Kauf. Die ganze Nacht kann ich nicht schlafen. Um 3 Uhr Füttern der Maultiere. Als ich um 6 Uhr nach Waschen meines Hemdes abrücken will, kommt der Ambar mich mit Liebenswürdigkeit aufzuhalten, um seinen Kollegen den nötigen Vorsprung vor mir zu verschaffen. Dies gelingt ihm erst um 8 Uhr bei fürchterlich wehendem Staubsturm, der unmittelbar auf den Körper wirkt, als sei er nackt. Fort aber, heute ist mir alles gleich. Nur ein Tag ist noch durchzuhalten. Ich reite und reite auf dem fest zutrabenden Maultier, während mein lediges Packtier immer heulend hinter mir her galoppiert. Zweimal verirrte ich mich, was mir kaum je passiert war. In Chan Pao bitten mich die Reiter, eine kleine Rast zu machen. Hier werden wir von den Würdenträgern, die ich überholt hatte, wieder erreicht. Weiter gehts, vorbei an den tausend, sich immer mehr in ununterbrochener Kolonne stauenden kleinen Wagen mit großen eisernen Rädern, an denen häufig nur mit großen Schwierigkeiten vorbeizukommen ist. Man sollte meinen, daß diese Unzahl Gefährte, die lebhaft an die Fuhrparkkolonne einer Armee erinnern, gar nicht vorwärts oder aneinander vorbei kommen könnten. Und doch geht es ohne allzuviel Geschrei. Ja in mancher Beziehung sind uns die Chinesen wirklich überlegen. Die Leute nehmen auch auf einander Rücksicht, und so lassen sich die Schwierigkeiten überwinden. Eine Stunde vor Sonnenuntergang endlich war der große amerikanisch aufblühende, durch hunderte von Wagen versperrte Ort Kwajünetang erreicht. Neue Häuser, viel Leben, eine Unzahl Straßenhändler weisen auf den Kopf der Eisenbahn. Von der Höhe, auf die ich den Wagen eines versperrten Hohlwegs ausweiche, ist die Station sichtbar. Ich bleibe diesem, 20 Monate entbehrten Anblick gegenüber merkwürdig gefühllos. Nun gilt es durch die

heilige Nacht vorwärts zu reiten, um nicht zu spät in Mienche, wo ich eine Mission weiß, anzukommen. Unterwegs die erste Lokomotive. Kindererinnerungen. Wie prosaisch und keineswegs auf Engelsschwingen nähert sich die heilige Nacht dieser Welt hier. Noch eine lange Karawane von Kamelen, vor denen sich das Maultier im Dunkeln besonders fürchtet, dann ist endlich das Ziel der Landreise erreicht. Ich dringe in eine Lichtbildervorstellung der Mission ein und werde weiter an Herrn Ringberg, der Gäste aufnimmt, verwiesen. Der Empfang ist denkbar liebenswürdig. Wie wohl tut er dem versteinerten Herzen. Doch kaum sitze ich da, erscheint, besorgt mich entwischen zu sehen, meine chinesische Amah (Amme). Ich genieße tief alle Annehmlichkeiten. Badewasser wird von Herrn Ringberg selbst herangeschleppt. Briefe an Röhr und nach Hankau, dann zu Beinhoffs zum Essen.

**25. 12. 1916** Die Zeit bis zum Mittagessen reicht gerade zu einer ausführlichen Waschung. Ich schreibe Herrn Röhr, Hagquist und Nyström. Darauf die Sachen umgepackt, dann geht es zu einem voll genossenen Familien-, Sonntags- und Weihnachtessen im Hause des Missionars Herrn Beinhoff. Auch hier ein ganz selbstverständliches Eintreten der ganzen Familie für unsere Sache. Er begleitet mich auch auf den Bahnhof, wo der Landrat schon auf mich wartet und eine Wache zunächst schwache Anstalt macht, mich zu begrüßen. Beim Abgang des Zuges aber hat sie sich gefaßt präsentiert und bläst eine Fanfare. Mein Reisebegleiter und Dolmetscher versucht mich nun auszuholen. Ich erzähle ihm nur so viel, daß er die Rückschlüsse auf die Erbärmlichkeit der chinesischen Politik selbst ziehen kann. Zwischen die wattierten Röcke meiner Begleiter eingeklemmt, friere ich ganz erbärmlich. Ich war deshalb recht froh, gegen 18 Uhr in Honan anzukommen und in ein in unserem Sinn leidliches, in chinesischem hochmodernes Hotel geführt zu werden. Schon vor drei Tagen hatten uns die Anreißer der Kwajiutang und Honan-Hotels immer wieder auf dem Wege belästigt. Auch auf der Bahn umgab uns stets ein liebenswürdiger, gut aussehender junger Mann, den ich plötzlich im Hotel als einen der Angestellten wiedererkannte. Das Bahnhofshotel war um einen großen Innenhof angeordnet, dem ein kleiner Gebäudekeller sozusagen vorgelagert war. An den drei Seiten, die nicht vom Hauptportal eingenommen waren, befanden sich die Gastzimmer. Ihm gegenüber der Staatsraum, zu dessen beiden Seiten die besten Zimmer, die natürlich uns überlassen wurden, im Vorgebäude zum großen Teil auf den Hof hinausschauend, die Küche. Sofort eilten zwei dienstbare Geister herbei, Wasser zum Gesicht waschen zu bringen, Tee mit Jasminblüten durchmischt wurde in einem Papier zurechtgelegt, die Teekanne gebracht, der dicke Wirt, mit einer Bierstimme, wie er sonst nur in den besten Gegenden Deutschlands zu finden ist, trifft laut seine weiteren Anordnungen und nimmt die Wünsche für das Diner entgegen. Genau wie ein guter Ober zählt er die hervorragenden, unmöglichen Gerichte auf, die in China bedeutend zahlreicher sind als bei uns. Inzwischen haben die Diener die Zimmer oberflächlich gereinigt und die Betten ausgebreitet. Manches ist doch anders als in einem europäischen Hotel. Der Unterschied wird wesentlich, als am Abend die lockeren Mädchen des Hotels im Zimmer zusammenströmen: acht bis neun schläfrige, wenig appetitliche Geschöpfe, die von einem kleinen, ganz winzigen Wesen, das das Wort führt, angepriesen werden. Mein Führer ist sofort bereit, die Kupplerrolle zu übernehmen. Als echter Chinese erkundigt er sich dabei, in seiner Lernbegier nach Fachausdrücken, die ich mit dem besten Willen ihm nicht verraten kann.

Honan, 27. Dezember 1916.

Liebe Eltern,

Nach der langen einsamen Reise war es heute ein etwas bedrückendes Gefühl, unter Menschen, gleich so vielen Menschen zu sein. Allein die Hotelrunner mit ihren Laternen bei Ankunft des Zuges, die Beleuchtung und Wärme des chinesischen Gasthauses, heißes Wasser, Essen nach Bestellung und ein eigenes Quartier überwältigten einen. Schon ein Bett hatte mich bei den Schweden mit seiner weichen Wärme in dem immerhin recht kalten kleinen Raum so bedrückt, daß ich eine Matratze herauszog und mich wie gewohnt auf den nackten Boden legte.

Die Kommission, von der ich gestern sprach, dirigierte mich mit einem Begleiter nach Hankau, wo ich mit großem Umstand empfangen und von unserem Generalkonsul sofort ins deutsche Settlement mitgenommen wurde. Die Chinesen hätten mich wohl gern in ihrer Obhut behalten, ihre Höflichkeit gestattete es aber nicht, unserem überraschenden Aufbruch entgegenzutreten. Tags darauf bat der Generalgouverneur, mich in seinen Schutz nehmen zu dürfen. Ich fühle mich aber unter der hoch an ihrem gewaltigen Mast wehenden Reichsflagge wie gerettet. Es ist zu schön, einmal wie nach dem Bade und wirklich einem Bad sich fühlen, deutsch reden zu können und sofortiges Verständnis voraussetzen zu dürfen.

Die Erlebnisse der letzten sieben Monate erscheinen mir wie allen, die mich befragen, kaum glaublich. es wird mir sogar nicht ganz leicht, von meinem unvorstellbaren Wander- und Wüstenleben und seiner Ungebundenheit an Ort und Zeit Abschied zu nehmen. Wie oft hatte ich mir unterwegs mit dem Lutherlied >Und wenn die Welt voll Teufel wär'< oder der Horaz-Ode Mut gemacht: >si fractus illabatur orbis impavidum ferient ruinae...<<sup>50</sup>. Aber noch lebe ich, bin sogar gesund und werde mich zu euch durchschlagen.

Euer Otto.

Hankau, 1. Januar 1917.

Liebe Eltern,

der Gesandte hat es mir sehr verübelt, seinem Dienstbefehl nicht nachgekommen zu sein. Er hat mich sofort sozusagen unter Hausarrest gestellt und verboten, mit jemand anderem als ihm chiffriert zu verkehren. Auf die Frage, ob ich seine Weisung nicht erhalten hätte, bestätigte ich seine Telegramme, erklärte aber, sie für eine Irreführung englischerseits gehalten zu haben, weil sie auf keines meiner Argumente eingingen. Die Verantwortung für meine Haltung nahm ich als selbständiger Leiter meiner Mission auf mich. Daraufhin wurde ich der Gesandtschaft Peking zugeteilt.

<sup>50</sup>

Iustum et tenacem propositi virum  
non civium ardor prava iubentium,  
non voltus instantis tyranni  
mente quatit solida neque Auster,  
dux inquieti turbidus Hadriae,  
nec fulminantis magna manus Iovis:  
si fractus illabatur orbis,  
impavidum ferient ruinae.

... Beginn der 26. Ode des Horaz

Mir kann das im Hinblick auf die nach Abbruch der Beziehungen zu China oder genauer von China zu uns unter dem Druck der fremden Mächte und der Aufhebung unserer Vertragsstellung nur recht sein.

Ich erlebte den traurigen, nicht einmal von den Chinesen begrüßten Vorgang, daß wir die hoch wehende Flagge einholen mußten und chinesische Polizisten an die Stelle unserer braven so deutschen, aber ebenfalls chinesischen Ordnungshüter traten. Nun werde ich ja wohl die Heimreise mit der Gesandtschaft, zu der ich ja nun gehöre, antreten. Wenn alles gut geht, besteht die Möglichkeit, daß ich diesen und künftige Briefe überhole.

Laßt Euch nicht durch diese neuen Ungewißheiten beunruhigen.

Euer Otto.

Schanghai, März 1917

Liebe Eltern,

ich bin auf Order Pekings mit einem deutschen Schiff von Hankau nach Nanking und von dort mit der englischen Bahn nach Schanghai gelangt.

Der englische und der amerikanische Generalkonsul verweigerten mir hier das Visum. Hintze hatte mich angewiesen, es ebenso wie die Ausreisegenehmigung von den chinesischen Behörden einzuholen. Der amerikanische Generalkonsul ließ es sich aber nicht nehmen, den Vielverdächtigsten zu empfangen und zu rügen, daß ich den auf der Reise getragenen Kinnbart mir hatte abnehmen lassen. Unser Generalkonsul Knipping hat mich auf dem holländischen Liner >Rembrandt< angemeldet. Ich werde heute mit dem Gesandten an Bord gehen.

Auf die Begegnung ist sehr gespannt

Euer Otto.

*Einen Epilog zu diesem Reisebericht hat Sir Miles Lampson, der nachmalige Lord Killearn verfaßt:*

>... Hentig got into China and we next heard of him up at Kashgar. We then did our best to get hold of him but he successfully evaded our endeavours and made his way slowly throughout the whole breadth of China via Lancho, etc. down to the coast. By this time China had declared war on Germany and in due course we received from the German Legation a request for the usual safe conducts for the Legation staff through our blockading fleets, etc. back to Germany. Hentig's name was included in this list, but when we referred the matter back to London the Admiralty refused point-blank to give any safe conduct to von Hentig and we were instructed to ensure that he did not escape out of China. Accordingly we told all our authorities in Shanghai and elsewhere to keep a specially good look out to prevent this. In due course the German Minister and his staff were seen on board their ship by our intelligence people in Shanghai who made certain that von Hentig was not among them. After they had sailed we continued to get reports from at least four different quarters (Shanghai, Hankow, Canton and elsewhere) to the effect that von Hentig had been seen in these four different points of the compass and was very busy with anti-allied activities. In fact he had laid at

least four trails in different parts of the country to keep us busy. I know all this intimately because it was my particular job at the time to try and look after him. Anyway this went on for quite a long period until one fine day when Ahlefeldt, the Danish Minister, who had been on leave in Denmark, came into my office and opened his conversation with the following question: 'Whom do you think I met in the streets of Copenhagen before I left?' - and when I asked the answer said 'Your friend von Hentig!' In other words von Hentig had successfully dodged not only our sleuths in Shanghai but the whole of the American system for watching enemy agents and our blockading fleets both in the Pacific and in the Atlantic. A most remarkable performance. He had walked or at least made his way against what one would have thought to be insuperable obstacles the whole way from Berlin to Shanghai and thence across the Pacific, across America and across the Atlantic back to Berlin. I suppose a unique achievement, and until today I had never known how he managed it. So when he came in I greeted him by saying that he was one of the few men in the world I most wished to see, telling him that it had been my job to try and catch him when he made his wonderful trip. How in heaven's name had he succeeded in evading us? Von Hentig, who I think was really very much surprised and impressed at my knowledge of his voyage and on the whole rather pleased to be reminded of it, said that he had escaped from Shanghai as a stowaway. He had boarded an American ship ('Equator') and had taken refuge in a cabin occupied by two Austrians. These two men had been frightened out of their wits thinking he was an agent provocateur, and in their company he had travelled as far as Honolulu... <<sup>51</sup>.

---

<sup>51</sup> The Killearn Diaries, edited and introduced by Trefor E. Evans, London 1973, S. 103f.

**Dokumentarischer Anhang**

Ein Bericht des Verfassers an Reichskanzler von Bethmann Hollweg

Berlin, am 21. 6. 1917

Eurer Exzellenz

erlaube ich mir im folgenden die gewünschte kurze Übersicht über meine Schicksale in China zu geben.

Da mir bei meiner Annäherung an die chinesische Grenze von dem Ambar der Stadt Ser-i-kol amtlich eröffnet wurde, daß meine Absicht, nach China zu kommen, über die englische Gesandtschaft in Peking bereits bekannt geworden war, beeilte ich mich, dem Beamten eingehende Mitteilungen über meine Person, die meiner Begleiter und meine Absicht, auf dem kürzesten Wege zu unserer Gesandtschaft nach Peking zu gehen, zu machen. Die dreifachen Reihen der Russen durchbrechend und von ihnen verfolgt, langte ich am 6. Juli 1916 vor Yarkent an. Wie ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt habe, war mein erstes Ziel das politisch wichtige Kaschgar. Nach Yarkent ging ich nur, um mir in der Provinz ungestörter die Stellung zu schaffen, die ich für meine Arbeit nötig hatte. Tatsächlich entwickelte sich nicht nur das beste Verhältnis zu der türkisch-mohammedanischen Bevölkerung, der zahlreichen afghanischen Kolonie und den dort ansässigen recht einflußreichen Ottomanen, sondern auch zu den chinesischen Behörden selbst. Da meine ganze Stellung sich mehr oder weniger auf der Unerklärlichkeit meiner Handlungsgründe und Haltung aufbaute, durfte ich gerade vor solchen Entschlüssen nicht zurückschrecken, die man mir der sichtlichen Schwäche meiner Partie nach - ich hatte nur 2 Europäer mit mir - nicht zutrauen konnte. Um so den Glauben an die hinter mir stehende Macht, über die die merkwürdigsten Geschichten im Umlauf waren, aufrechtzuerhalten, folgte ich nicht der freundlichen Aufforderung des chinesischen Beamten, in seinem Palaste vor den mir angedrohten Attentaten Zuflucht zu nehmen, sondern ging sogar allein, nur von meinem österreichischen Diener, einem afghanischen Führer und einem arabischen Dolmetscher begleitet, nach Kaschgar. Die besonderen Gründe, die mich hierzu weiter veranlaßten, waren - um es ganz kurz aufzuzählen -

- 1) der Umstand, daß ich trotz vielfacher Telegramme an die Kaiserliche Gesandtschaft während 5 Wochen und obwohl Verbindung bestand, keine Nachricht erhalten hatte,
- 2) der Wunsch, durch persönliche Fühlungnahme mit den dortigen chinesischen Behörden den von den feindlichen Konsuln ausgestreuten Verleumdungen die Spitze abzubrechen,
- 3) der Entschluß, mich von dem politisch wichtigsten Punkte Zentralasiens, der m.E. eine große Zukunft hat (Sonderbericht in meinen in Hankau hinterlegten Akten) oder haben könnte, nicht ausschließen zu lassen,
- 4) der in unziemlicher Form vorgebrachte >Befehl< der chinesischen Behörden in Urumtschi, nicht nach Kaschgar zu gehen,
- 5) die vorgedachte Drohung der Russen und Engländer, mich dort aufheben zu lassen,
- 6) die bis dahin trotz genügender Machtmittel von seiten der Chinesen deutschen und österreichischen Flüchtlingen gezeigte Neutralitätsschwäche, die durch den vorbereiteten Schutz meiner Person wettzumachen ich die Chinesen zwingen wollte und schließlich

7) der gerade losbrechende Mohammedaneraufstand in Ferghana, der mir bei der allgemeinen Bestürzung der Feinde ein erwünschter Anlaß war, einen Halt in Kaschgar zu finden. Aus mir heute noch nicht ganz erklärlichen Gründen liefen die Dinge leider anders, als ich beabsichtigt hatte. Zwar wagten die Chinesen, die mir eine Schwadron nachgeschickt hatten, nicht, mich von meinem Ritte abzuhalten. Sie gaben mir im Gegenteil, wie sie auch bei meiner vorherigen Anzeige meiner Reiseabsichten kaum anders konnten, eine bis zu den Toren Kaschgars immer wachsende Eskorte mit. In Kaschgar selbst allerdings schienen die Feinde zu gut vorgearbeitet zu haben. Mir wurde zunächst in einer unbeschreiblichen Tumultscene von der chinesischen Torwache der Eintritt in die Stadt verwehrt und ich schließlich unter Aufgebot der gesamten Kavallerie Kaschgars in das Yamen des Zivilmandarinen eingebracht. Während ich hier gefangen saß, spielten sich die erbittertsten Kämpfe zwischen und durch die mohammedanische Bevölkerung und die chinesische Kaufmannschaft gestützten Zivilmandarinenpartei und dem von den feindlichen Konsuln gewonnenen Militärgouverneur ab. Dieser war von dem russischen und englischen Generalkonsul zunächst aufgefordert worden, mich auszuliefern und als er sich dessen weigerte, bestimmt worden, mich seinerseits kraft der ihm zustehenden besonderen (Chinesen und Mohammedanern stets mißbrauchten) Diktaturvollmachten mich als Umstürzler erschießen zu lassen. Nur mit der äußersten Anstrengung gelang es den Zivilmandarinen, die schon angesetzte Exekution zu hintertreiben. Zu gern hätten sie meine immerhin nicht unerhebliche Volkstümlichkeit, insbesondere bei den Mohammedanern dazu benutzt, um den hochverräterischen Militärgouverneur und dem feindlichen Konsul die Widerpart zu halten. Aber alle auch ihrerseits nach Peking gerichteten Erkundungen bezüglich meiner Person schienen ohne befriedigendes Ergebnis zu sein. Als dann ein in allen Einzelheiten vorbereiteter Meuchelmord durch das zufällige Dazwischentreten eines schwedischen Missionars scheiterte, wollten mich auch meine Freunde nicht länger in Kaschgar halten und brachten mich unter ihrem Schutz auf den Weg nach Peking. Im besten Einvernehmen mit den chinesischen Behörden, von ihnen auf Befehl des Tutu hoch geehrt und in jeder Weise unterstützt, erreichten meine Leute und ich Mitte Oktober die Provinz Kansu. Auch hier zeigte man uns das größte Entgegenkommen. Nur von Sütschou ab wurde ich von den Behörden wohl auf Veranlassung der Engländer um Auslieferung des mit mir reisenden früheren Kriegsgefangenen Seyed Achmed gebeten. Die guten Gründe, mit denen ich mich dies zu tun weigerte, wurden von allen chinesischen Beamten, sicher nicht weniger als 35 an der Zahl, die immer wieder an mich mit jenem Ansuchen herantraten, als solche anerkannt. Auch der Tutschün von Kansu, der den gleichen Befehl hatte, und mit mir eingehend auf meine eigene Initiative über den Fall verhandelte, ließ mich unbehindert weiter ziehen. Die ganze Angelegenheit hatte ich inzwischen in einer Reihe von Telegrammen und etwa 10, alle ihre Entwicklungsphasen schildernden Briefen Seiner Exzellenz dem Herrn Gesandten unterbreitet. Da diese zum Teil auf ganz sicheren Wegen gegangen waren, so konnte ich mir nicht ganz ein Telegramm erklären, worin Exzellenz von Hintze etwa folgendes sagte:

>laut Waichiaopu wird von feindlicher Macht Angehöriger eines zentralasiatischen Staates als Deserteur reklamiert und läuft Gefahr, gefangengenommen zu werden. Von hier aus gesehen, erscheint es im Interesse dieses Mannes angezeigt, ihn dem Schutz der chinesischen Behörden zu überlassen<. Aus dem Gedächtnis zitiert lautete meine Antwort: >Mein indischer Diener aus Zossen ist nie zu militärischen sondern nur kleinen persönlichen Diensten

verstattet worden. Ein Übergabe des gänzlich Hilflosen scheint mir seiner Zukunft höchst präjudizierlich. Könnte ihn auch chinesischen Behörden nur gegen Gewähr Straffreiheit englischerseits lassen<.

Den chinesischen Behörden setzte ich auseinander, daß der Rat Seiner Exzellenz von Voraussetzungen ausginge, die nur mit der Unterschlagung meiner ganzen Korrespondenzen vermutlich durch die Engländer zu erklären seien. In ihrem eigensten chinesischen Interesse könne ich ihn nicht befolgen, denn da sie - wie sie wohl wüßten - außer Stande seien, den Mann nur gegenwärtig geschweige denn in Zukunft zu schützen oder auch für ihn bei einem Frieden weiter zu sorgen, wäre es das Beste, mir die endgültige Erledigung des Falles zu überlassen. Das gaben die Chinesen stets freudig und erleichtert zu.

In Sianfu begegnete ich zum ersten Mal ernsteren Schwierigkeiten, doch schienen auch sie durchaus nicht unüberwindlich. Von vornherein erklärte ich dem mit mir verhandelnden Beamten, daß ich in der Stadt bleiben würde, bis die Angelegenheit geregelt sei. Wenn ich mich nicht irre, erhielt ich am zweiten Tage meiner dortigen, der Gesandtschaft sofort angezeigten Anwesenheit ein Telegramm von Exzellenz von Hintze, worin er unter Wiederholung seiner früheren Drahtung mich anwies, den chinesischen Behörden keine weiteren Schwierigkeiten zu machen, sondern den Inder auszuliefern. Da ich annahm, daß Seiner Exzellenz die Sachlage immer noch nicht bekannt geworden war, so wiederholte ich mein damaliges Antworttelegramm mit dem Zusatz, daß ich den über zwei Jahre sozusagen im Reichsdienste stehenden Mann unmöglich ausliefern könne und nur, wenn Seine Exzellenz drahtlich die ausdrückliche Verantwortung für den Schritt übernehme, schon angedrohter Gewalt weichen müsse. Gleichzeitig setzte ich den Herrn Gesandten, immer von der Annahme ausgehend, daß meine Briefe ihn nicht erreicht hätten, nochmals alle Gründe für meine Haltung auseinander. Dieser Brief wurde dem Herrn Minister persönlich durch einen schwedischen Missionar überbracht. Da die Übermittlung aber mehr als 9 Tage in Anspruch nahm, so durfte ich das nun folgende Telegramm, wonach ich die beiden vorangegangenen Weisungen als Dienstbefehl zu betrachten hatte und um telegraphische Ausführungsbestätigung ersucht wurde, noch immer auf die Unterbindung aller meiner Verkehrsmöglichkeiten mit der Gesandtschaft zurückführen. Die Chinesen wußten, als ich ihnen auch auf dieses Telegramm Seyed Achmed nicht übergab, weder aus noch ein. So gern ich mich aber allen Aufhalten und augenblicklichen Schwierigkeiten durch Zurücklassung des Inders entzogen hätte, blieb es mir doch gänzlich unmöglich, den Mann im Stich zu lassen. Seyed Achmed war nicht nur in Indien, seiner engeren Heimat, sondern auch bei allen Revolutionären, die ihr Standquartier in Afghanistan aufgeschlagen hatten, den Afghanen selbst sowie ohne Übertreibung fast allen mohammedanischen Türken der von uns durchwanderten Provinzen Chinas bekannt. Seine Auslieferung, die dem schmachvollsten Tode eines Deserteurs gleichgewesen wäre, hätte überall, und nicht ohne Grund, eine tiefgehende Empörung darüber erregt, daß die Deutschen einen solchen Mann zunächst benutzten und, wenn er ihnen unbequem geworden, seinem Schicksal überließen. Sicherlich wäre der Fall politisch von den Engländern in weitestem Maße ausgebeutet worden. Abgesehen hiervon hatte ich aber ein persönliches Treueverhältnis zu dem ordentlichen Kerl, der mir zwei Jahre lang unter den allerschwierigsten Verhältnissen brav gedient hatte. Ich hatte ihm denn auch versprochen, alles, was in meiner Macht stand, zu tun, um ihm die Rückkehr in die Heimat zu Frau und Kind zu vermitteln. Als Ausweg aus diesem Dilemma ließ ich den chinesischen Beamten den freudig



aufgenommenen Vorschlag suggerieren, mich allein (denn sie hatten ja Befehl, meine Karawane um jeden Preis zurückzuhalten) nach Peking gehen und dort meine Angelegenheit ins Reine bringen zu lassen. Gleich am nächsten Tage reiste ich in Eilmärschen ab. Am siebenten Abend, nur eine Tagereise von der Bahn entfernt, wurde mir des Nachts durch einen Vertreter des Vizekönigs von Honan eröffnet, ich solle nicht nach Peking, sondern nach Hankau gehen. Meinen Einwand, dies wegen der erwähnten Abrede mit dem Waichiaopu nicht tun zu können, hielt man eine neuere telegraphisch mitgeteilte Abrede, die zwischen dem Herrn Gesandten und dem chinesischen Auswärtigen Amt getroffen war, entgegen. Auch hier hätte ich mich den Chinesen gegenüber durchsetzen können, wollte aber das bis zuletzt aufrecht erhaltene vorzügliche Verhältnis wahren, und entschloß mich, nach Hankau zu gehen, um von dort mit dem nächsten Zug nach Peking zurückzureisen. In Hankau selbst fand ich am Tage meiner Ankunft ein Telegramm des Herrn Gesandten vor, wonach ich bis auf weiteres zu meiner Erholung dort zu bleiben, weitere Befehle abzuwarten, mich möglichst unauffällig zu verhalten und im Falle von Fragen - anderen Äußerungen über frühere oder zukünftige Unternehmungen wurden mir untersagt - mich durch den Kaiserlichen Konsul durch Ziffern an die Kaiserliche Gesandtschaft zu wenden hätte. Bis hierher glaubte ich immer noch, daß Seine Exzellenz über den wahren Sachverhalt nicht unterrichtet sein könne. Herrn Röhr hatte ich deswegen auch auf ein liebenswürdiges Schreiben Seiner Exzellenz des Gesandten, das mir der ebenerwähnte Vertreter des Vizekönigs überreichte, sofort eine Warnung zugehen lassen, da ich nunmehr die letzten drei Telegramme für einen Täuschungsversuch meiner Feinde hielt. Zu meinem großen Erstaunen indes wurde mir der Auslieferungsbefehl in Hankau wiederholt und ich wegen Nichtbefolgung der erwähnten Weisungen in scharfer Form zur Rechenschaft gezogen.

Inzwischen hatte ich mich weiter um die Erlaubnis bemüht, wie das meine Herr von Hintze gegenüber stets ausgesprochene Absicht war, die er bereitwilligst zu fördern versprochen hatte, so schnell als möglich nach Hause zu reisen. Mir wurde jedoch verboten, abzufahren, weil Seiner Exzellenz die Wahrscheinlichkeit, abgefangen zu werden, zu groß schien. Um jene Zeit wurde mir auch die Ablehnung meiner Zuteilung an die Kaiserliche Gesandtschaft durch die Chinesische Regierung bekannt gegeben. Die Chinesen behaupteten, wie ich später erfuhr, daß ich einmal auf meiner Reise einen mir nicht zukommenden Titel geführt und mich als >Second Minister< bezeichnet hätte; sodann hätte ich die Neutralität Chinas durch Mitbringen eines Kriegsgefangenen verletzt und schließlich mich den Anordnungen der Lokalbehörden widersetzt. Ich wies diese gänzlich aus der Luft gegriffenen Behauptungen, deren Unrichtigkeit dem Kaiserlichen Gesandten aus meiner laufenden Berichterstattung längst bekannt und für die auch nie der Versuch eines Beweises gemacht war, zurück. Ich schloß daran eine Reihe von Beschwerden gegen die Chinesische Regierung, deren Haltung mich sowohl in meiner persönlichen wie in meiner Beamtenlehre tief gekränkt hatte. Hierauf erhielt ich keine Antwort.

Als der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und China bevorstand, wiederholte ich meine Bitte, abreisen zu dürfen, jedoch erfolglos. Ich hörte nichts wieder von Peking bis auf den wiederholten Befehl, meine sämtlichen verfänglichen Papiere zu vernichten. Der Bruch mit China erfolgte. Da ich befürchten mußte, vergessen zu werden, erlaubte ich mir freies Geleit für Herrn Röhr und für mich selbst zu beantragen. Ich bekam hierauf keine Antwort. Erst als ich mich mit der Bitte, mich über den Stand der Dinge zu

unterrichten, an Herr von Maltzan gewendet hatte, folgte seinem Telegramm die Mitteilung, daß mein Fall >in unausgesetzter Behandlung< sei. Da die Abreise des Gesandtschaftstransportes in immer bedrohlichere Nähe rückte, ohne daß die Verhandlungen in Peking anscheinend zu einem Ergebnis geführt hätten, erbat und erhielt ich die Erlaubnis, mich in Hankau, wo die Paßangelegenheiten der Konsuln vom Fremdenkommissar unmittelbar behandelt wurden, mich um einen Paß bemühen zu dürfen. Ein solcher wurde mir von den Chinesen ohne weiteres zugesagt. Mitten aus der Verhandlung heraus indessen wurde ich dringend nach Schanghai befohlen. Dort fand ich die Weisung vor, mir die benötigten Papiere in Schanghai selbst zu erwirken. Die chinesischen Behörden hatten auch, wie es schien, die Absicht, sie zu besorgen, stießen indes auf den Widerstand in erster Linie des englischen Generalkonsuls. Nur der amerikanische Generalkonsul teilte dem Vertreter unserer Interessen, dem holländischen Konsul, brieflich mit, daß er von Peking angewiesen sei, auf Grund einer ihm von dort delegierten Vollmacht mir eine sicheres Geleit auszustellen. Mit 4 zu diesem Zweck eingeforderten Photographien erschien ich am nächsten Morgen persönlich auf dem amerikanischen Generalkonsulat. In hämisch verlegenem Ton eröffnete mir der amerikanische Titular persönlich, daß er zu seinem Bedauern am gleichen Morgen die Instruktion erhalten habe, einen Geleitpaß nur auszustellen, falls Franzosen und Engländer einen solchen bereits gegeben hätten. Trotz alledem beschloß ich, den Versuch zu machen, mit dem Gesandtschaftstransport nach Amerika zu gelangen. In dieser meiner Idee bestärkte mich der holländische Konsul. Ihm wie mir erschien sie völlig durchführbar, denn bis damals, und, glaube ich, auch bis zum heutigen Tage, jedenfalls haben die Japaner keinen Untertanen der Zentralmächte von einem neutralen Schiff heruntergeholt. Überdies bestand in jener Zeit noch die alte Paßfreiheit in Amerika. Ich fuhr deshalb mit meinem Gepäck nach Wusong-Rhede hinaus, ließ mich bei seiner Exzellenz dem Herrn Gesandten einführen und teilte ihm meinen Entschluß mit, den holländischen Dampfer >Rembrandt< nach Amerika benutzen zu wollen. Seine Exzellenz gestattete mir indes unter Berufung auf seine Verantwortlichkeit gegenüber dem Auswärtigen Amt und meinen Eltern die Mitreise nicht. Der Gesandte meinte, daß ich unter den obwaltenden Umständen sicher von Bord geholt und >an die Wand gestellt< werden würde. Die von mir aufrecht erhaltenen Einwände gegen eine solche Auffassung wollte er nicht gelten lassen. Schließlich befahl mir Herr von Hintze dienstlich, auf dem >Rembrandt< nicht mitzufahren und eine andere Gelegenheit abzuwarten. Nach Lage der Umstände blieb mir so nichts anderes übrig, als auf diese, wie mir schien, einfachste Lösung der Schwierigkeiten, aus China herauszukommen, zu verzichten. Zweifellos zur Gesandtschaft gehörig, von Herrn von Hintze legitimiert, hätten es die Japaner - denn um die handelt es sich nur, fremde feindliche Kreuzer gab es nicht mehr im Stillen Ozean - es meines Erachtens ganz sicher nicht gewagt, sich an mir zu vergreifen.

Trotz aller Mühe, die sich Herr Generalkonsul Knipping in der Folgezeit gab, mir die erforderlichen Papiere zu verschaffen, war er nicht im Stande, den höhnischen Widerstand der Alliierten zu überwinden. Stets wurde ihm entgegengehalten, daß ich ja doch Diplomat sei und er sich nur um die Konsulatstransporte zu kümmern habe.

Während ich durch eifrigstes Verhandeln meine Feinde in dem Glauben zu erhalten versuchte, daß ich noch weiter das höchste Gewicht auf die Geleitpapiere legte, verließ ich unbemerkt das Generalkonsulat, um mit nächster bester Schiffsgelegenheit China zu verlassen. Da mir bekannt war, daß die auf den 2. April anberaumte Kongreßsitzung über die Krieg mit

Deutschland entscheiden sollte und ich vermutete, daß der neue Zustand auch neue Erschwernisse für meine Reise mit sich bringen würde, ging ich am 1. April an Bord des von Schanghai nach San Francisco bestimmten amerikanischen Dampfers >Ecuador<, Nachdem ich mich 7 Stunden möglichst unauffällig um Passage oder Arbeit bemüht hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als mich an Bord zu verbergen. In einer für einen Diplomaten besonders peinlichen Lage hielt ich die 21 Tage dauernde Überfahrt durch, schwamm in Honolulu an Land und meldete mich dort schließlich bei den amerikanischen Behörden. Ich wurde zwar später in San Francisco, da man meine Identität zunächst feststellen mußte, noch einmal verhaftet und 14 Tage auf Angel Island gefangen gehalten. Die amerikanischen Behörden indes behandelten meinen Fall, den ich bis zu einer gewissen Ausführlichkeit ihnen aufzuklären gezwungen war, mit teilnehmendem Verständnis. Vorgehalten wurde mir nur sowohl in Honolulu durch den unsere Interessen vertretenden spanischen Konsul, mit dem Herr von Hintze von Washington aus eingehend geredet hatte, wie auch von Washington aus, daß ihm mein späteres Nachkommen mit keinem Worte angedeutet worden sei. Auf das tatkräftige Eintreten des schweizer Gesandten, Dr. Ritter in Washington, sowie sofort erfolgende Bestätigung meines diplomatischen Status durch den Kaiserlichen Gesandten in Bern ist es wohl zurückzuführen, daß ich bei meinem Eintreffen in New York einen Geleitspaß sowohl der Amerikanischen wie der Englischen und französischen Regierung vorfand. Ich konnte mich von hier aus dem Transport deutscher Konsuln aus China, dessen Führer Konsul Dr. Voretzsch sich ebenfalls meiner Sache, ohne eine Mühe zu scheuen, annahm, anschließen.

Ehrerbietigst

Hentig<sup>52</sup>.

*Das im folgenden wiedergegebene Dokument ist der Entwurf zu einer für Unterstaatssekretär Zimmermann bestimmten Aufzeichnung, die zwar undatiert ist, aber während des Aufenthaltes des Verfassers in Hankau im Januar oder Februar des Jahres 1917 entstanden ist. Der Entwurf befand sich im Nachlaß des Verfassers. Aus der Aufzeichnung geht einmal hervor, an welcher Stelle die Forschung auf der Suche nach Quellen anzusetzen hätte, zum anderen macht sie ansatzweise deutlich, mit welchen Schwierigkeiten der Verfasser zu kämpfen hatte, Schwierigkeiten, die aufs ganze gesehen zwar nur einen Nebenaspekt bildeten, die aber dennoch nicht unwesentlich den Erfolg, oder, wenn man will, den Mißerfolg der Mission des Verfassers beeinflusst haben. Der Verfasser charakterisiert nicht nur eine Reihe der ihm zugeteilten und von ihm mitgenommenen Personen in bezeichnender Weise, vielmehr reflektieren sie auch auf die Person des Verfassers und auf seine Art, mit Menschen umzugehen.*

**Gedächtnisaufzeichnungen über den Inhalt meiner Herrn Wagner in Herat anvertrauten Papiere.**

Bei meinen in Kabul gemachten Aufzeichnungen mußte ich mich auf das mögliche Mindestmaß beschränken. Da schon Herr Niedermayer ein ausführliches, in erster Linie politisches Tagebuch<sup>53</sup> führte, so durfte ich mich mit einer Abschrift meiner eigenen Briefe

<sup>52</sup> Auswärtiges Amt, Weltkrieg Nr. 11e (Afghanistan), A 24019

<sup>53</sup> Dieses Tagebuch Niedermayers hat sich offenbar nicht erhalten. Jedenfalls hat Renate Vogel es nicht in

Sammlung der in Zukunft wichtigsten afghanischen Original- Dokumente begnügen. Unter diesen befinden sich:

1. Entwurf eines Vertrages zwischen S. M. dem Emir und der Reichsregierung. (Dieser Entwurf stammt vom Emir persönlich). Das Original dieses Vertrages, der von S. M. dem Emir bereits unterschrieben war, ist in seinen Händen geblieben. Ich besitze nur eine von seinem Hofsekretär beglaubigte Abschrift. Meine Akten enthalten ebenfalls die Vorgeschichte dieses Abkommens.
2. Etwa 5 bis 6 handschriftliche Originalschreiben S. M. des Emir, sie sind zwar nicht von überragender politischer Bedeutung, aber doch recht bezeichnend für die Art und Weise, wie von ihm mit uns verhandelt worden ist. Eines dieser Schreiben war eine persönliche Antwort des Emir an Hauptmann Schreiner, worin er seinen Antrag, die unberechtigterweise internierten Österreicher mit uns ziehen zu lassen, abschlägig bescheidet.
3. Eine zusammenhängende Darstellung der politischen Verhältnisse, wie sie sich vom Tage unseres Eintreffens bis zu dem der entscheidenden Abschiedsaudienz entwickelt haben.
4. Eine Reihe von Charakteristiken der bedeutendsten Persönlichkeiten Afghanistans, in erster Linie der königlichen Familie, mit denen wir in Berührung gekommen sind.
5. Die Personalakten der ausländischen Teilnehmer bei meiner Mission, des Kumar Mahendra Pratap, des Professor Barakatullah und des Leutnants Kasim Bey, samt den von ihnen mit mir gepflogenen Korrespondenzen.
6. Genaue, zum Teil allerdings nur stenographisch niedergeschriebene Notizen über den Inhalt der verschiedenen mit dem Emir und seinem Bruder, dem afghanischen Kanzler, gepflogenen Unterredungen.
7. Abschriften aller in Ziffern nach Deutschland geschickten Telegramme.
8. Umfangreiche Aufzeichnungen über die kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse Afghanistans.
9. Eine Beschreibung der Reise von Herat nach Kabul.
10. Eine nicht als Bericht gedachte, zusammenhängende Darstellung der Reise von Berlin bis zur persischen Grenze.
11. Eine Sammlung der sämtlichen von uns aus englischen Zeitungen excerpierten und zur Lektüre für unsere Leute und Freunde umgearbeiteten Nachrichten.
12. Eine Sammlung der in Afghanistan erschienenen Nummern des Seradsch-ul-Ekbar bis zum Tage seines ersten Erscheinens. Die zu unserer Zeit herausgegebenen Nummern sind in zwei ungebundenen Exemplaren vorhanden.
13. Ein Exemplar der afghanischen Geschichte bis zu den Tagen Abdur Rahman's mit eigenhändiger Widmung S. M. des Emir.
14. Eine Reihe von Fotografien, die zum Teil Geschenke des Emir sind, zum Teil von Herrn Niedermayer stammen.
15. Das Manuskript einer Übersetzung von Sir Henry Cotton's New India or India in Transition, sowie eine Reihe Notizen zur englisch- indischen Tagespolitik. Zu den Punkten 1 - 4 darf ich mir gesonderte ausführliche Berichterstattung, auf die ich hier nur verweisen

• ~~Dieses Tagebuch Niedermayers hat sich offenbar nicht erhalten. Jedenfalls hat Renato Vogel es nicht in ihrer Dissertation *Die Persien und Afghanistanexpedition Oskar Ritter v. Niedermayers 1915/16. Band 8, Studien zur Militärgeschichte, Militärwissenschaft und Konfliktforschung, Osnabrück 1976* - ausgewertet. - Zu dieser Dissertation vgl. die Stellungnahme des Verfassers >Der Hadschi Mirsa Hussein im Weltkrieg vor den Toren Indiens< in den Archiven des Auswärtigen Amtes sowie des Instituts für Zeitgeschichte in München.~~

möchte, vorbehalten. Ebenso werde ich versuchen, zu Punkt 6 das Wichtigste aus dem Gedächtnis wiederzugeben. Zu Punkt 7 darf ich bemerken, daß ich die wichtigsten Telegramme in Abschrift mitgebracht, der Inhalt der übrigen sich aus den zusammenhängenden Sachdarstellungen ergibt. Die unter den übrigen Punkten, bis auf 5, zusammengefaßten Materialien beanspruchen nur ein mittelbares politisches Interesse, dagegen dürften die Erfahrungen von Wichtigkeit sein, die ich mit den drei vorerwähnten Personen, dem Kumar Mahendra Pratap, Professor Barakatullah, Leutnant Kasim Bey sowie auch den mir für meine Aufgabe zugewiesenen Pathanen, den Jussufzai, Abdur Rahman Khan, Subhan Khan aus Amerika, dem Gefangenen Seyed Achmed sowie den zum Teil von Berlin, zum Teil von Kermanschah aus mitgenommenen Afridis gemacht habe. Eurer Exzellenz ist aus meiner bis Isfahan laufenden Berichterstattung bekannt, wie sich bis dahin mein Verhältnis zum Kumar entwickelt hatte. Nach überstandener schwerer Krankheit fühlte sich damals der Kumar voll Unternehmungslust und überschwenglicher Freude, so schnell und verhältnismäßig mühelos bis nach Isfahan gelangt zu sein. Er schrieb damals sowohl an Seine Majestät den Kaiser, wie an den Herrn Reichskanzler und sprach auch davon, für Dr. Becker und mich eine Auszeichnung beantragen zu wollen. Ich bat ihn dringend, dies nicht zu tun und setzte ihm auch auseinander, warum dies uns, abgesehen davon, daß wir überhaupt noch nichts geleistet hatten, aufs schwerste schaden müßte. Seine hiermit bezeichnete damalige Begeisterung für die Reiseleitung sollte sich in der Glut der nunmehr uns bevorstehenden Wüstenstrecke nur allzubald abkühlen. Jede den Verhältnissen nach unvermeidbare Schwierigkeit, der Versorgung mit Wasser, frischem Gemüse, Obst und sonstigen Bequemlichkeiten wurden mir als persönliche Bosheiten ausgelegt. In dieser Auffassung bestärkte den Kumar der vorher ihm in mancher Beziehung feindliche Professor Barakatullah. Da aber beide Herren auf der schwierigen Wüstenstrecke und besonders beim Marsch durch die vom Feinde besetzt gehaltene Zone gänzlich auf uns angewiesen waren, so blieb das Verhältnis, äußerlich wenigstens, das allerbeste. Einmal in Afghanistan angelangt, änderte sich dies bald und zwar versuchte der Kumar, sich zunächst meiner Dienste zu versichern, indem er mich bei der Kaltstellung des ihm unterwegs unbequem gewordenen Herrn Niedermayer zu benutzen trachtete. Da ich mich aber auf eine derartige Intrige nicht einließ, da ich seinen Vorschlag, mich >Your Honour< zu nennen, falls ich ihn >Your Highness< anredete, diskret überhörte, daß ich ferner, wie er glaubte, aus Mißgunst ihm nicht schriftlich bestätigen zu können glaubte, daß das vom Auswärtigen Amt gebrauchte >Hochgeboren< dem englischen >Highness< entspräche, so wurde unser, von seiner Seite zeitweise überschwengliches Verhältnis merklich schlechter. Als ich ihm später in Kabul bei einer Unterredung über die Verwendung der mir noch gebliebenen 2000 L auf sein Ersuchen um sofortige Auszahlung von 800 L erklärte, ihm die ganze Summe geben zu wollen, sobald sich die Länge unseres Aufenthalts, die Art unserer Aufgaben und die versprochene Möglichkeit, Mittel von Indien hereinzubekommen, feststellen ließe, erklärte er, auch die sofort von mir ihm zu Beginn seiner Propaganda zur Verfügung gestellten 500 L nicht annehmen zu können. Eine Reihe von Tagen später stellte er mir die Forderung, ihm die mir von der kaiserlichen Regierung mitgegebenen Geschenke zur Verteilung zu überlassen. Ich wies ihn darauf hin, daß diese Geschenke - ich hatte eine Reihe von Gold- und Silbersachen nach Afghanistan hinüberretten können - Eigentum meiner Regierung und für deren Sonderzwecke mir mitgegeben seien. Soweit solche in Betracht kämen, würde ich sie ihm gern zur Verfügung stellen, da sie ja doch gemeinschaftlichen Interessen

schien, beabsichtigter schwerer Beleidigungen vorangegangen war, lege ich als Anlage bei. Er ist die beste Charakteristik dieses indischen Fürsten. Da er im Laufe der folgenden Zeit, obwohl ich mich ganz ruhig verhielt und alles tat, um den Konfliktstoff aus der Welt zu schaffen, immer gegen mich intrigierte und damit natürlich unsere großen sachlichen Interessen schädigte, versuchte ich verschiedentlich eine Versöhnung anzubahnen, fand aber stets eine schroffe Abweisung. Ja, im Beginn dieser Periode veranstaltete der Kumar eine größere Besprechung, an der außerdem inzwischen zu seinem Minister ernannten Molwi Barakatullah, Kasim Bey, sowie die Herren Niedermayer und Wagner teilnahmen. Hier erfolgte meine Absetzung als Vertreter der Kaiserlich deutschen Regierung und die feierliche Anerkennung des Herrn Niedermayer als deren alleinigen Repräsentanten. Gleichzeitig wurde Herr Niedermayer beauftragt, der deutschen und türkischen Regierung ein Telegramm zu übermitteln, das neben einer rosigen Schilderung der Sachlage eine Beschwerde über meine Person enthielt. Mit anderen Worten, falls die Dinge nicht die mit Sicherheit vorauszusehende Entwicklung nahmen, war ich schuld daran. Herr Niedermayer nahm das Telegramm zur Weiterbeförderung an, beauftragte aber später Herrn Paschen in Herat, es dort zu behalten. Während ich mich bemühte, dem Kumar durch Befreiung der in Kabul als Verbrecher gefangen gehaltenen indischen Revolutionäre behilflich zu sein, unternahm er eine Reihe selbständiger politischer Schritte, von denen ich später durch Herrn Niedermayer, seinen damaligen Vertrauten, und kurz vor unserer Trennung auch von ihm selbst erfuhr. So hatte er an den Zaren über den Generalgouverneur von Turkestan einen Brief geschrieben, der, um ihn von vornherein als außergewöhnliche und vornehme Persönlichkeit zu legitimieren, auf eine große Goldplatte graviert war. Die Ernennung Molwi Barakatullah's zum Minister habe ich bereits erwähnt. Sie wurde mir und der afghanischen Regierung offiziell mitgeteilt. Später erhielt ganz ernsthaft der Leutnant Kasim Bey das Portefeuille als Kriegsminister und versah nebenbei die Rolle eines Generaladjutanten und diplomatischen Vertreters des ottomanischen Reichs bei seiner Person, eine Rolle, die nicht übernommen zu haben mir vorher so außerordentlich übel genommen worden war. Die Afghanen machten sich über ein derartiges Gebaren natürlich lustig, gleichzeitig aber auch mir den Vorwurf, einen solchen Mann mitgebracht zu haben. Die schweren Störungen des geistigen und sittlichen Gleichgewichts, die sich beim Kumar wohl infolge von hochgradiger Hysterie herausgestellt hatten, waren von einem Laien allerdings kaum vorauszusehen gewesen. Diese Hysterie zeigte sich nicht nur in äußerst labilen Stimmungen, Schwermutsanfällen und, ich möchte sagen, rasenden Freudeausbrüchen, sondern auch in einer geradezu merkwürdigen, häufig äußerst raffinierten Pseudologie und genialisch kühnen Phantastereien. Für die Gründung des kommenden indischen Reiches waren alle notwendigen Vorbereitungen getroffen: eine Verfassung von seiner eigenen Hand niedergeschrieben, eine Reichs-Handels-Kriegs- und Dienst-Flagge, eine persönliche Standarte für ihn selbst, seine Frau und den Kronprinzen, nicht nur entworfen, sondern auch ausgeführt und in seinem Zimmer aufgehängt. Nur die eigentliche Arbeit kam unter diesen Umständen völlig zu kurz. Die von dem Herrn Reichskanzler ihm mitgegebenen Briefe wurden nur dazu benutzt, um sich mit ihnen fotografieren zu lassen. Auf meine leisen Mahnungen oder vielmehr Anfragen zog ich mir eine derart beleidigende Antwort zu, daß die Absicht nichts tun zu wollen, nur zu deutlich hervortrat. Als dem nach Afghanistan gekommenen Bevollmächtigten der indischen Parteiführer dieses Treiben, über das mir der würdige alte Herr Molwi Obeidullah häufig genug seine Scham gestanden hatte, zu stark wurde, und

er sich energisch gegen den Kumar wenden wollte, zeigte dieser sich willig, mit mir Frieden zu schließen. Ich bot ihm zunächst die Hand, hatte doch dieser unselige Zwiespalt mir jede Einwirkungsmöglichkeit auf den Mann genommen und unserer Sache schweren Schaden getan. Inzwischen war die Zeit unseres Aufbruchs aus Kabul herangerückt. Der Kumar erklärte mir damals in einem Brief, sich fürs erste mit einem Betrage von, wenn ich mich nicht irre, 1300 L, es können aber auch 1500 L gewesen sein, zufrieden zu geben. Von den mitgebrachten 2000 L hatte ich nun aber etwa 100 persönlich, die gleiche Summe für meine Leute, 70 für Trinkgelder, 300 für Propagandazwecke unter den Afridis verbraucht, 400 hatte ich Herrn Niedermayer gegeben, einen größeren Betrag den Österreichern für spätere Etappenzwecke zur Verfügung gestellt, so daß ich, wenn ich nicht auf die Durchführung der mir in Kaschgar selbst gestellten Aufgaben verzichten wollte, nur 300 L für den Kumar erübrigen konnte. Bei dieser Gelegenheit versuchte er einen merkwürdigen Rechtfertigungstrick, der ihm vorher in anderer Form mißlungen war. Als er nämlich am Tage vorher mir einen Brief an den Herrn Reichskanzler, worin er das Scheitern seiner Pläne auf den gänzlichen Mangel an Mitteln zurückführte, zum Unterschreiben der Abschrift vorlegte, hatte ich ihm schriftlich bestätigt und vor dem zufällig gerade anwesenden Molwi Obeidullah wiederholt, daß ihm im Gegenteil am 6. Oktober 1915 die ganzen Mittel der Expedition in Höhe von 2000 L, zur sofortigen Verwendung, aber 500 L angeboten worden seien. Über die letzterwähnten 300 L weigerte sich der Kumar einfache Quittung zu leisten, er schrieb mir vielmehr eine Quittung vor, worin gesagt war, daß dies die einzige und erste Unterstützung sei, die er überhaupt vom deutschen Reich erhalten habe. Auf diese gänzlich irreführende Quittungsleistung durfte ich mich natürlich nicht einlassen. Als der Kumar mich durch Verweigerung der Annahme des Geldes kurz vor unserem Abreiten in Verlegenheit zu setzen versuchte, übersandte ich den Betrag dem Molwi Obeidullah mit der Bestimmung, daraus nach eigenem Ermessen jeden zu unterstützen, der der indischen Sache Dienste leiste und hierbei in erster Linie den Kumar und Professor Barakatullah zu berücksichtigen. Professor Barakatullah hatte ich in Berlin flüchtig kennengelernt. Während ich die Vorbereitungen für die gesamte Expedition in Berlin und Konstantinopel erledigte, sollte er im Auftrage der Reichsregierung mit der Hedschas-Bahn nach Mekka fahren. Nach mehrwöchigem Wirken dort sollte er verabredetermaßen in Aleppo zu uns stoßen. Drei Wochen später, als ich nach Konstantinopel kam, erfuhr ich bald, daß Professor Barakatullah noch dort weilte und auch nicht die Absicht habe, nach Mekka zu gehen. In Konstantinopel war ich außerordentlich stark in Anspruch genommen und hatte nur einige Male Gelegenheit, den Herrn einzuladen und zu sprechen. Wenn ich mich recht entsinne, erzählte er mir, daß er auf Beschluß des indischen Komitees in Berlin, dem seine Tätigkeit in Konstantinopel wichtig erschien, seine ursprüngliche Absicht aufgegeben habe. Durch einen alten türkischen Bekannten wurde mir eines Tages eine merkwürdige Unterredung vermittelt. Ein muhammedanischer Inder, der an sich keinen schlechten Eindruck machte, und wie er mir erzählte, während des Balkankrieges schon einmal als Mitglied der Roten Halbmond-Deputation nach Konstantinopel gekommen war, teilte mir mit, daß das Benehmen Molwi Barakatullah's bei der muhammedanisch-indischen Gemeinde großen Anstoß erregt habe. Was an dieser Mitteilung Wahres war, konnte ich nicht feststellen, ja nahm zunächst zugunsten Barakatullah's an, daß sie nur der Mißgunst eines subvention-slüsternen Landsmannes entsprungen sei. Pflichtgemäß gab ich aber von dem Erfahrenen sowohl dem Auswärtigen Amt, wie dem Kumar Kenntnis. Soweit die nun folgende Reise mit

all den Bequemlichkeiten, die ich den Herren noch in der Türkei, wenn auch häufig nur mit größter Mühe verschaffen konnte, zu machen war, ging alles gut. Als aber Schiff, Eisenbahn und Wagen verlassen werden mußten, als größere Märsche kamen, da versagte in erster Linie der Wille des allerdings schon älteren Herrn vollkommen. Dr. Becker meinte, daß die gezwungene Abstinenz bei dem Gewohnheitsalkoholiker den deutlich feststellbaren Kollaps hervorgerufen habe. Professor Barakatullah, der eine gute Konstitution besaß, erholte sich aber dank der ärztlichen Pflege und all der nur denkbaren ihm gebotenen Erleichterungen recht bald. Wie der Kumar, mit dem er sich auf dem Boden gemeinschaftlicher Klagen über mich zusammenfand, rechnete er mir persönlich jede sachliche Reiseschwierigkeit zu. Durch seine unglaublich temperamentvollen und ebensowenig gerechten Invektiven, von denen ich ja eine im Vorerzählten berührt habe, erschwerte er mir die an sich schon nicht leichte Reiseführung. Seine revolutionäre Natur freute sich daran, die indischen Soldaten gegen mich zu verhetzen. Dabei hatte er allerdings recht geringen Erfolg, denn obwohl ich mich mit den Leuten im Anfang nicht verständigen konnte, zogen sie doch eine militärische Führung und die mit williger Gerechtigkeit von ihnen anerkannte Fürsorge dem akademischen Hetzen ihres gelehrten Landsmannes vor. Wie bei dem Kumar, so blieb auch mit Professor Barakatullah, der es sich in seiner gänzlichen Hilflosigkeit gern gefallen ließ, daß ich ihm die Koffer packte, das Pferd sattelte und bei seinem unersättlichen Appetit immer wieder Extra-Portionen zuwendete, unser Verhältnis bis nach unserem Eintreffen in Afghanistan recht gut. Sah ich doch in Beiden außerordentlich wertvolle Mitarbeiter, ohne die ich die mir gestellten Aufgaben unmöglich lösen zu können glaubte. Der Kumar besaß die von ihm so oft hervorgehobenen außerordentlich wertvollen Beziehungen zu den Fürsten Indiens, Molwi Barakatullah eine hervorragende Kenntnis der orientalischen Literatur und Sprachen, eine gute Dialektik und scharfe Feder, die, wie ich mich unterwegs persönlich häufig hatte überzeugen dürfen, von Persern und seinen Landsleuten sehr bewundert wurde. Leider hat er all diese Fähigkeiten nie in den Dienst unserer deutschen Sache gestellt. Wenn Briefe zu schreiben waren, so faßte er sie in einem so subjektiven, süßlichen, ganz unseren Zwecken entgegengesetzten Stil ab, daß ich mich bald auf Kasim Bey's und später auf Röhrs viel geringere Sprachkenntnisse angewiesen sah. Auf der Reise durch Persien hatte Professor Barakatullah noch eifrig Deutsch studiert. Sobald er einen größeren Vorteil von deutscher Seite nicht mehr erwartete, gab er diese Bemühungen auf. Ja, von dem Augenblick ab, wo Professor Barakatullah sah, daß wir in Afghanistan nicht den erwarteten, ganz Indien revolutionierenden Erfolg haben würden, war er nur darauf bedacht, sich durch Gefälligkeiten, die er mit seinen vorzüglichen Kenntnissen des Englischen erwerben durfte, möglichst eine dauernde Stellung in Afghanistan zu schaffen. Meine häufigen, auch schriftlichen wiederholten Angebote, Geld aus meiner Expeditionskasse anzunehmen, wies er zurück und ließ sich nur vom Kumar, der seinerseits die nötigen Mittel von Herrn Niedermayer erborgte, unterstützen. Bei ihm wie dem Kumar trat als Hauptzug seines Wesens eine grenzenlose Selbstsucht, die über jedes sachliche Interesse hinweg sah, und jeden aufs schärfste angriff, der durch Vertretung dieser sachlichen Interessen jene persönlich bedrohte.

Leutnant Kasim Bey hatte ich am Abend vor meiner Abreise von Konstantinopel kennengelernt. Zwei andere Militärs - ich wähle dieses Wort ausdrücklich, weil der eine von ihnen nicht einmal Offizier war - waren für die gedachten Aufgaben gänzlich ungeeignet gewesen. Kasim Bey wurde mir wegen seiner guten persischen und arabischen Sprachkenntnisse ganz



besonders empfohlen. Mir gefiel an ihm in meiner damaligen Notlage in erster Linie, daß er sich ohne Bedenken zu äußern, sofort entschloß, mitzukommen und die Reisevorbereitungen in 2 Stunden getroffen haben wollte. Auf der Reise durch die Türkei gab er sich große Mühe, uns zu helfen, wenn auch seine Energie häufig hinter seinem guten Willen zurückblieb. In Persien noch war er stets ein guter Kamerad. Dies Verhältnis änderte sich erst in Afghanistan. Die Ehren, die ihm dort erwiesen wurden und die Schmeicheleien, mit denen sich die klugen Inder seine Parteigängerschaft zu sichern versuchten, stiegen ihm sehr in den Kopf. Der 26jährige junge Mann fing auf einmal an, die gewichtige, etwas gebeugte Haltung eines Fünfzigjährigen und die gnädigen Allüren eines Generals anzunehmen. Er hielt sich selbst bald für einen geborenen Politiker, dem eine weise Vorsehung eine Botschafterstellung zugeteilt habe. Ich beging damals den Fehler, daß ich Kasim Bey in seiner Entwicklung mit still belustigtem Interesse zusah, ja, ihm noch, der keine einzige Auszeichnung besaß, in Herat einen Kronenorden IV. Klasse überreichte. So verfiel er gänzlich der zum Teil aus ihrer geistigen Überlegenheit, zum Teil direkt aus ihrem hypnotischen Einfluß stammenden Macht der beiden Inder. Immerhin war er so anständig, sich nicht an dem gemeinschaftlichen Beschwerdeschritt dieser beiden Herren, dessen verleumderischer Charakter ihm genau bekannt war, zu beteiligen. Er war aber auch nicht willensstark genug, um den dauernd verhetzenden Suggestionen >seines Herrn, des Kaisers von Indien<, wie der Kumar allgemein genannt wurde, zu widerstehen. Obwohl wir ja in einem Hause lebten, täglich miteinander aßen und sprachen, schrieb er mir auf dessen Veranlassung eine Reihe von Briefen, in denen er mich, das eine Mal sogar Englisch durch Molwi Barakatullah's Hand zu einer Rechtfertigung meiner Politik aufforderte. In derartigen Fällen besprach ich die Sachlage stets ruhig mit Kasim Bey, der mir hilflos und verlegen niemals etwas zu antworten wußte. Ich verweise hier nochmals auf den bei meinen Akten, zuletzt in Herat befindlichen Briefwechsel, der dokumentarisch das treueste Bild der Verhältnisse gibt. Dort befinden sich auch unmittelbar nach allen Verhandlungen gemachte Aufzeichnungen. Die Charakteristik Kasim Bey's wäre aber unvollkommen, wollte ich nicht sein Verhalten beim Abschied noch schildern. Als ich ihm meinen Entschluß mitteilte, von Kabul fortzugehen, erklärte er mir, seine Stellung als mir von Enver zugewiesener Adjutant aufgeben und sich am Kabinett des Kumar beteiligen zu wollen. Das Fortgehen hielt er überhaupt für einen politischen Fehler. Als indes später der Kumar sich entschloß, wenigstens nach Herat zu ziehen, um damit auch seine Mißbilligung der afghanischen Politik zu zeigen, erklärte Kasim, mit ihm gehen zu wollen. Während die Frage seiner Mitreise erörtert wurde, sagte er sich gänzlich von mir los, erklärte in diametralem Gegensatz zu seinen früheren Versicherungen in keiner Weise den Auftrag zu haben, mit mir zu gehen, alle ihm gewährten Unterstützungen zurückzahlen zu wollen und gänzlich unabhängig zu sein. Eine Rückzahlung nahm ich nicht an, bot ihm im Gegenteil nochmals jede von ihm gewünschte und mir entbehrliche Summe an. Kasim Bey lehnte dieses Angebot ab. Bei unserer Abreise zwar begleitete er uns noch ein Stück und nahm mit allen anderen Türken von uns Abschied. Wenige Tage danach indessen erbat er sich vom Emir mit der Begründung, daß der Mann ungerecht verurteilt worden sei, einen rechtskräftig verurteilten persischen Diener. Der betreffende Mann hatte nachweislich Herrn Niedermayer vielfach, unter anderem auch eine größere Summe gestohlen gehabt. Kasim Bey behauptete nunmehr, daß die Deutschen zu viel getrunken und ihre in diesem Zustand entstandenen Spielverluste, die aus der Expeditionskasse ausgeglichen worden wären, hätten >maskieren< wollen. Über

die gleich unsinnige und abscheuliche Verleumdung brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Ich darf vielleicht nicht unterlassen, zu erwähnen, daß auch Kasim Bey's Verhalten nicht nur von seinen eigenen Landsleuten, sondern auch gerade dem türkenfreundlichen Prinzen Ain-e-dowleh aufs Schärfste verurteilt wurde. Über die mir zugeteilten Jussufzai's aus Amerika, Seyed Achmed und die Afridis kann ich mich kurz fassen. Solange ich nicht persisch sprechen konnte, war das Verhältnis zu den sehr ordentlichen Leuten nur korrekt. In Kabul aber erwiesen sie sich, insbesondere die beiden Vorgenannten und der Feldwebelleutnant Mirmast als unschätzbare Hilfe. Sie haben mir, sobald wir in Kabul etwas Bewegungsfreiheit gewonnen hatten, nicht nur den gesamten Verkehr mit den Vertretern der Grenzstämme, mit dem Volk sozusagen in Kabul, sondern auch einigen recht bedeutsamen Persönlichkeiten vermittelt, die ich, zunächst wenigstens, nicht durch persönlichen Verkehr kompromittieren wollte. Bezeichnend für die Leute sind vielleicht folgende kleine Einzelheiten. Der 56jährige Abdur Rahman nahm täglich mit dem größten Eifer zuerst bei Herrn Röhr, dann bei mir, eine deutsche Stunde. Allmorgendlich versammelten sich die drei oben namentlich Genannten, um von mir für den Tag Instruktionen, die sie mit einer natürlichen Begabung und erstaunlichen Gerissenheit ausführten, entgegenzunehmen. Der Einfluß, der durch ihre Vermittlung persönlich und die verhältnismäßig außerordentlich geringen Geldmittel ausgeübt werden konnte, war erstaunlich. Ich hatte gegen Ende meines Aufenthalts in Kabul einen großen Teil des englischen Secret Service durch den freilich viel Conterspionage, aber auch die nur zu meinen Gunsten, ausgeübt wurde, zur kostenlosen Verfügung. Auch die militärische Tüchtigkeit der übrigen Leute habe ich in mehr als einem Falle zu erproben Gelegenheit gehabt. Die Afridis waren die einzigen von den ganzen mitgenommenen, aber ja zum weitaus größten Teil desertierten Leuten, die trotz Krankheiten und Verletzungen noch einigen Gefechtswert besaßen. Als wir die letzte Kevir-Zone passierten, waren wir durch Krankheits- und Unfälle in unserer Gefechtskraft schwer geschwächt. Da stürzte in einer Nacht einer von den drei allein intakt gebliebenen Leuten, weil er auf dem Tier geschlafen hatte, herunter und brach sich die sämtlichen Mittelhand-Knochen der rechten Hand. Ich schiente den Bruch mit einem Brett, so gut ich konnte und mußte allerdings den Mann täglich aufs Tier heben lassen. Nach zwei Tagen erschien er freudestrahlend, um mir zu zeigen, daß er es durch Übung fertiggebracht hätte, trotz des Verbandes mit dem Daumen seinen Karabiner abdrücken zu lernen. Einer von den Leuten, Sifatschah, ist von den Russen erschossen, ein anderer, Haidarahan, von ihnen gefangen genommen worden. Die übrigen habe ich alle bis auf den Jussufzai, Seyed Achmed, auf ihren Wunsch in Kabul entlassen. Einzelne von ihnen dürften in ihre Heimat zurückgekehrt, andere den Anerbietungen des Emirs folgend, in die afghanische Armee eingetreten sein. Den Jussufzai, Abdur Rahman und Subhan Chan habe ich für ihre hervorragenden Leistungen das allgemeine Ehrenzeichen, den Unteroffizieren Mirmast und Itbargul die Rote Adler-Orden- und Kronen-Orden-Medaille überreicht.

### Die afghanische Armee im Jahre 1915

Bei der Verteilung der großen uns in Kabul erwartenden Arbeit hatte Herr Niedermayer die ausschließliche Bearbeitung aller militärischen Fragen übernommen, während ich mir die politischen und wirtschaftlichen vorbehalten wissen wollte. Das gesamte Informationsmaterial, das mir in Audienzen meist unmittelbar aus dem Munde des Emirs zugänglich gemacht wurde, sowie die sämtlichen Erhebungen, die ich auf Bitten des Herrn Niedermayer über die Wirtschaftskraft Afghanistans angestellt habe, befinden sich bei den für den Großen Generalstab bestimmten Akten des Herrn Niedermayer, eine Reihe kurzer Notizen über Stärke, Ausrüstung und Bewaffnung der afghanischen Armee auch bei meinen eigenen Akten.

Da ich indes nicht mit Sicherheit damit rechnen kann, daß diese je meinen vorgesetzten Dienstbehörden zugänglich werden, so erlaube ich mir im folgenden aus dem Gedächtnis einige unter Umständen zweckdienliche Angaben zu machen.

Der Ruf, die Organisation und noch selbst der heutige Grundstock an Menschenmaterial der afghanischen Armee stammt noch aus den Zeiten des Emir Abdur Rahman. Wie bekannt, war es diesem hervorragenden Soldaten mit einer verhältnismäßig kleinen Anhängerschar in nicht allzu langer Zeit - etwa 12 Jahren - gelungen, das ganze heutige Afghanistan zu erobern, das auch unter dem tüchtigen Emir Dust Mohammed nur ungefähr die Hälfte seiner späteren Ausdehnung und nicht ein Zehntel seiner damaligen Kraft besaß. Die überragende Tüchtigkeit Abdur Rahmans erscheint erst dann im richtigen Lichte, wenn man bedenkt, daß die Mehrzahl der Usbeken, die ganze Provinz Herat unterworfen, das Hessorehjat im siebenjährigen blutigen Kampf, sowie Kafiristan erobert und gegen immer wieder einsetzende Abfallsbestrebungen gehalten werden mußte. Zu diesem Zwecke besaß Emir Abdur Rahman ein, ich möchte sagen, mobiles Expeditions-corps, dessen Kriegsbereitschaft dauernd durch größere militärische Unternehmungen erhalten wurde. Obwohl der Emir bald ein gewisses Aushebungssystem durchzusetzen versuchte, bestand doch seine Armee fast ausschließlich aus Berufssoldaten. Die ebenfalls organisierten ländlichen Milizen wurden den Generalgouverneuren und kleineren selbständigen Verwaltungsbeamten zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und zum lokalen Grenzschutz zur Verfügung gestellt. höchst selten einmal verließ einer der Konskribierten oder Freiwilligen schon nach der vorgeschriebenen fünfjährigen Mindestdienstzeit die Armee. Die Einteilung und Ausbildung, die ein merkwürdiger Abenteurer, ein zum Islam übergetretener Ungar, dessen Name aus der englischen Afghanistan-Litteratur bekannt ist, war für die damaligen Kriegsziele des Emir außerordentlich praktisch. Die gesamte Armee <sup>kleine</sup>, ja auch im heutigen Kriege, wenigstens an der russischen Front häufiger aufgetauchte gemischte Detachements eingeteilt. Ein *Ghund* bestand aus einem Bataillon Infanterie, einer Schwadron (*Risalett*) Kavallerie, vier Maschinengewehren und einer Batterie Feld- oder Gebirgsgeschütze, denen gelegentlich ein schweres Geschütz zugeteilt wurde. Vorräte für das mobile Heer waren stets in Kabul ausreichend vorhanden. Der Ausrüstung und Munitionsversorgung wendete der Emir seine größte Aufmerksamkeit zu. Die Offiziere waren zwar gänzlich ungebildete alte Haudegen, aber bei ihren Leuten beliebt und von einer praktischen, jede theoretische Vorbildung ersetzenden Kriegserfahrung. Die Führung war außer in der Hand des alles persönlich überwachenden Emir bei einigen alten Generälen, die sich in den vielfachen Feldzügen ihres Herrn ausgezeichnet hatten. Bei etwa 150 Feld- und Gebirgsgeschützen modernerer Art, drei Haubitzbatterien,

Zwei  
im

Haubitzbatterien, 200 Maxims, mag die Armee Abdur Rahmans volle 60 000 Mann stark gewesen sein. Das ist die bewährte Armee, die heute noch in der Vorstellung ganz Indiens lebt und revolutionäre Hindus wie gute Mohammedaner noch heute voll gespannter Hoffnung auf Afghanistan schauen läßt. Auch Europa mit Ausnahme des englisch-indischen Generalstabs kennt nur die vorbeschriebene, in ihrer Tüchtigkeit häufig genug bewährte alte Armee.

Abdur Rahman hinterließ diese, in ihrem personalen Bestande schon etwas alt gewordene Armee seinem Sohne Habibullah, mit dieser Armee aber dank der eisernen Strenge des Vaters auch ein seit einer Reihe von Jahren schon völlig friedliches Land. Während der alte Emir sich jedem fremden Einflusse vollständig verschlossen und auch englische Hilfe nur soweit benutzt hatte, als sie seinem dynastischen Interesse - denn von nationalen kann man in Afghanistan überhaupt nicht reden - zugute kam, zog am Hofe des Sohnes still aber mächtig der Anglizismus ein. Noch bevor Sir Louis Dane den Bündnisvertrag mit England erneuerte, hatte man dem noch unsicheren Emir nahegelegt, die von seinem Vater verbannten großen afghanischen Familien, in einer sicher sich lohnenden und seine persönliche Geltung stärkenden Großmut zurückzuberufen. Diese Herren, die während ihrer Verbannung Pensionäre der englischen Regierung gewesen waren, rückten nunmehr zunächst in die obersten Hofstellen in der unmittelbaren Umgebung des Emir ein. Einen mittelbaren Einfluß auf die Armee indes konnten sie nur insofern ausüben, als nichts mehr für die alte Truppe Abdur Rahmans, die allmählich immer verwahrloster und überständiger wurde, geschah und sie die Interessen des schon an sich nicht martialischen Emirs auf Äußerlichkeiten der nunmehr ganz im indischen Stil geführten Hofhaltung abzogen. Zwar wurden immer weitere Geschütze in den von Abdur Rahman eingerichteten Werkstätten hergestellt, zwar fabrizierte man immer noch alte Schneider-Gewehre aus minderwertigem indischen Stahl und 800 Patronen täglich zu ruinösen Gesteungskosten, aber auch dies alles nur, um des Emir manchmal erwachendes Gewissen zu beruhigen und dem Außenstehenden, in erster Linie dem afghanischen Volk selbst den Glauben an seine alte Kriegstüchtigkeit zu erhalten. Für den Offiziersnachwuchs, der aus einigen ganz jungen, aber umso höhere Chargen bekleidenden Hofleuten bestand, sowie für die wenigen jüngeren Rekruten (gab es doch ältere Soldaten genug) geschah absolut nichts.

Den heutigen Stand der afghanischen Armee darf ich kurz wie folgt kennzeichnen: Die afghanische Armee besteht heute auf dem Papier insgesamt aus 57 000 Mann (eigene Angabe des Emir). Von diesen entfallen etwa 30 000 auf Kabul allein, der Rest auf die übrigen Teile des etwa dreifach Deutschland an Größe übertreffenden Landes. Wie dies dem dynastischen Egoismus des Emir auch entspricht, sind die gesamte Artillerie und fast alle Maschinengewehre in dem Kabuler Arsenal konzentriert. Auf die wahre Stärke der Armee lassen die von mir selbst beobachteten Umstände einen Schluß zu, daß bei einer großen Parade in Kabul nach Einziehung aller selbst zu Haus auf dem Land beschäftigten Reserven nur etwa 18 000 Mann auf die Beine zu bringen waren, daß in Herat, wo uns vom Gouverneur die Zahl der Regulären auf 17 000 angegeben wurde, im besten Falle etwa 3000 Mann waren, und daß in der ganzen Provinz Wachan, die ein wichtiger Schlüsselpunkt für alle nördlichen Übergänge nach der Hauptstadt ist, nicht mehr und nicht weniger als 650 alte, zum Teil kranke, aber sämtlich unmodern bewaffnete Männer den Namen Soldat führten. Um die Ausrüstung der Armee ist es kaum besser bestellt als um ihr Menschenmaterial. Beide sind gleich alt und

stammen zum größten Teil aus der Zeit vor 1866<sup>54</sup>. Immerhin besitzt der Emir eine ganze Reihe moderner Schußwaffen, die ihm ja vertragsgemäß alljährlich von seinem Verbündeten England geliefert werden sollten. Diese Lieferungen bleiben indes nicht nur häufig aus, sondern es sind sogar eine große Reihe von Ergänzungs Käufen, die der Emir über die Mekranküste in sein eigenes Land hineinschmuggeln lassen wollte, von den Engländern mit Beschlag belegt, ja sogar ordnungsmäßig über Karachi verfrachtete Ankäufe bis zum heutigen Tag nicht ausgeliefert worden. Nach persönlich gemachten Angaben Seiner Majestät liegen heute etwa 25 000 long Enfield und 7000 short Enfields mit je etwa 200 Patronen in Kabul. Die Kavallerie besitzt den kurzen Henry-Martini-Stutzen (15 000 Stück zum größeren Teil afghanischer Herstellung), die Infanterie 27 000 Schneider-Gewehre alten Modells mit ganz geringer Munition. Diese allerdings wird in Kabul mit Schwarzpulver hergestellt. Die Fabrik, die heute nur 900 Patronen täglich produziert, könnte deren Zahl auf 3 000 täglich steigern. Maschinengewehre gibt es 120, die meisten, über 80, sind ein ganz altes englisches Modell, wo die Patronen durch einen Trichter zugeführt werden. Bei dem neueren Modell ohne Laufkühlung sind Ladehemmungen außerordentlich häufig. Ausgebildete Maschinengewehrmannschaften gab es vor unserer Zeit überhaupt nicht. Das Artilleriematerial besteht aus mehr als 300 Gebirgs- und Feldgeschützen und etwa 20 schweren Kanonen. Bis auf eine Kruppsche Feldbatterie, sechs moderne Gebirgsbatterien und drei aus Deutschland stammende schwere Geschütze, die auch wenigstens das notwendigste Richtmaterial haben, waren alle anderen Geschütze in ihrer damaligen Verfassung kriegsunbrauchbar. Für die Feldartillerie ist erst zu unserer Zeit nach den Angaben der Herren Niedermayer und Voigt ein rohes Behelfsrichtmaterial hergestellt worden. An optischen Instrumenten besitzt Afghanistan nur ein Scheerenfernrohr, das Privateigentum des Kronprinzen ist. Die Artilleriemunition ist ebenfalls gänzlich unzureichend. Von den 150 Kruppschen Originalgranaten für das Geschütz werden jährlich eine ganze Reihe für Paradeschießzwecke geopfert. 10 bis 12 dieser wertvollen Geschosse haben wir für unsere Experimente verbraucht. Die in Kabul selbst hergestellten besitzen nur völlig unzuverlässige Zündungsvorrichtungen, auch werden in der Hauptsache Vollgranaten gegossen.

<sup>54</sup> In dem ersten Entwurf zu seinem Abschlußbericht kommt der Verfasser auf seinen Eindruck beim Anblick der afghanischen Truppen in Herat zu sprechen: >...Wir waren naturgemäß sehr gespannt, afghanische Truppen zu sehen. Unsere Begleitmannschaften vom ersten Tage hatten wir zunächst nicht dafür gehalten. Es stellte sich aber dann doch heraus, daß sie zu einer Art auf Lebenszeit einberufenen Miliz gehörten, die etwa 2/5 der provinziellen Truppen ausmacht. Die drei übrigen Fünftel werden von der sogenannten regulären Truppe, die nach alter Tradition der achte Mann der Bevölkerung stellt, gebildet. Miliz wie Reguläre tragen in der Provinz keine eigentliche Uniform. Wer indes irgend dazu in der Lage ist, besorgt sich dennoch eine solche. Am beliebtesten sind die roten englischen abgelegten Waffenröcke, die aus Indien im Althandel herüberkommen und preußische Kavallerie- sowie Jägeruniformen, die z. T. über Rußland ihren Weg nach Afghanistan finden. So sah ich bei einer Korporalschaft, die unter unserem Fenster Wache hatte, einen 5. Dragoner, einen Lübbener Jäger mit Einjährigen-Schnüren, den Waffenrock eines Stabsveterinärs, einen Unteroffizier des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments und zwei englische Rotröcke. Der Rock wird entweder geschlossen oder wenn es die für den Einjährigenrock zu breite Brust nicht erlaubt, offen über dem Hemde getragen, das seinerseits wieder über die Unterhosen gezogen wird. Die bloßen Füße stecken in groben, heute in Kabul hergestellten Rindlederschuh. Eine Hose trägt nur der Kavallerist und auch der nur in Ausnahmefällen. Die Infanterie war mit großen noch aus der Zeit des indischen Aufstands [1857] stammenden Hahnflinten, die Kavallerie mit dem alten Henry Martini Stutzen ausgerüstet...< Nachlaß des Verfassers, Bibliotheca Afghanistanica, Liestal, Schweiz.

Technische Truppen und Train kennt die reguläre Armee nicht, sie müssen erst jeweilig aufgeboden werden. Es existieren zwar sogenannte Zapfermeiner (Sapper and Miner); diese indes setzen sich nur aus Handwerkern und Hesorehs zusammen, denen man anders wie den regulären Soldaten zumuten darf, mit dem Spaten in der Hand zu arbeiten. Als wir eines Tages für unsere Demonstrationsstellung um Kabul herum die Leute einer Anordnung S.M. des Emir entsprechend aufbieten wollten, war dies mit den größten Schwierigkeiten verbunden, weil sie einem englandfreundlichen Hofbeamten unterstellt waren.

In den Rahmen des Vorhergesagten fällt auch die Ausbildung der afghanischen Armee. Ein Generalstab existiert nicht. Führer ist dem Namen nach der Kronprinz, ausführendes Organ, sozusagen, der Kriegsminister, ein 28jähriger junger Mann, Sohn eines der vorerwähnten England-Pensionäre [Nadir Chan, nachmals König Nadir Schah], dessen Familie die Mehrzahl der großen Hof- Verwaltungs- und militärische Ämter innehat. Er arbeitet mit einer Reihe ganz alter und einer Anzahl ganz junger Leute, die soeben die Kriegsschule des türkischen Offiziers verlassen haben und dank ihrer naturgemäß nur ganz oberflächlichen Kenntnisse sofort zu Obersten ernannt werden. Zwischen der alten und der jungen Schule besteht naturgemäß ein tiefklaffender Gegensatz. Nicht mit Unrecht empfinden es Hauptleute, die ihre 30 bis 40 Dienstjahre haben, als eine Zurücksetzung, hinter 20 bis 22jährigen jungen Leuten, die gänzlich außerstande sind, auch nur eine Patrouille zu führen, hintenanstehen zu müssen. In der Provinz befinden sich nur ganz alte und überständige Offiziere. Wo es schon so sehr an der Allgemeinbildung fehlt, daß von 2000 afghanischen Offizieren nur etwa 120 schreiben und lesen können, kann von einer technischen Spezialbildung, z. B. der Artillerieoffiziere, gar nicht die Rede sein. Ich stand einmal im Hintergrund, als die Herren Niedermayer und Voigt über indirektes Schießen, das man absolut für nicht möglich halten wollte, mit praktischen Demonstrationen Vortrag hielten. Einer der Offiziere aus der Generalstäbler-Klasse raunte seinem Nachbarn zu: >Wozu brauchen wir eigentlich all diese fremde Teufelwissenschaft. Wenn die Engländer mit ihren Kanonen kommen, so spricht ein großer Mollah nur ein wunderkräftiges Wort und die Rohre sind ihnen verstopft<. Allerdings darf ich nicht vergessen zu sagen, daß einige unserer Schüler mit bemerkenswerter Schnelligkeit die ihnen doch ganz fernliegende Kriegswissenschaft auffaßten.

Dem Vorgesagten entsprechend, empfängt der gewöhnliche afghanische Soldat überhaupt keine eigentliche Ausbildung. Diese beschränkt sich auf ein Marschieren in den Straßen, während eine bis anderthalb Stunden der jeweils besten Tageszeit. Eine Schießausbildung erhält die Infanterie nicht, schon weil ein Scharfschießen mit den wertvollen Patronen - das Stück kostet zwei Rupies - zu kostspielig wäre. Ich habe Grenzwachtmilizen kennen gelernt, die Mann für Mann nur fünf bis sieben Patronen besaßen. Die übrige Zeit des Tages hocken die bei ihrem außerordentlich geringen Sold schwer unterernährten Leute im Haus oder in der Sonne, um ihre Lebenskraft möglichst zu sparen. Die Kavallerie besteht aus denjenigen Soldaten, die sich ein Pferd beschaffen können. Sie erhalten statt der zwölf Rupies Kabuli (die Rupie zu 75 Pfennig), deren 30, müssen dafür aber das Pferd vollkommen unterhalten. Einen militärischen Reitunterricht gibt es nicht. Die an sich recht leistungsfähigen Tiere leiden schwer unter Mangel an Futter und Pflege. Von den Pferden unserer 40 Mann starken, aus Herat stammenden Begleitmannschaft, gingen unterwegs und bald nach dem Eintreffen in Kabul sieben Pferde an Entkräftung ein, während meine aus Persien mitgebrachten Tiere sich bei den gleichen Anstrengungen recht gut erholten. Die später von mir in Afghanistan

erworbenen Tiere bewährten sich bei sachgemäßer Behandlung noch besser als meine alten Perser. Ist so das Pferdmaterial mangelhaft und fehlt es der Kavallerie schon an einer Sonderausbildung, so gelten diese Bemerkungen noch in viel höherem Maße von der Artillerie. Es bestanden beispielsweise die größten Schwierigkeiten, die Bespannung, auch nur von zwei oder drei Batterien zusammenzubekommen, weil die Pferde aus den Artilleriedepots andere Verwendung gefunden hatten. Auch eine Schießausbildung der im übrigen unbewaffneten Artilleristen ist bis heute unbekannt gewesen oder wieder vergessen worden. Von der Ansicht ausgehend, daß wenn die Infanterie mit ihren Gewehren auf kleine Schieber schösse, die Artillerie ihre Wirkung an großen weithin sichtbaren weißgekalkten Lehmmauern probieren müsse, hatte man in regelmäßigen bekannten Abständen eine Reihe von Zielen aufgebaut. Im Anschluß an die Herbstparade schoß die Artillerie unter den Augen des Emir auf diese Ziele und war besonders stolz, wenn sie, mit der deutschen Munition wohlgerichtet, eine Schrapnellwirkung oder einen Volltreffer erzielen durfte.

Die englischen Berichte über die heutige Art der Kriegführung, unsere eigenen Erzählungen, Demonstrationen und Vorschläge und vielleicht auch etwas Selbsterkenntnis, die jedoch nur dann gezeigt wurde, wenn man mit ihr zu politischen Zwecken operieren konnte, haben dem Emir die ganze Unzulänglichkeit seiner Armee zeitweise und auch nur für eine bestimmte Zeitdauer vor Augen gestellt.

Das Bild der militärischen Kraft Afghanistans wäre aber unvollkommen, wollte man nicht der Möglichkeiten gedenken, die Volk und Land für eine Entwicklung dieser ihrer Kraft böten. Der eigentliche Afghane [d.h. die Paschtunen] sowohl wie auch einzelne andere Stämme Afghanistans, die Usbeken, Hesorehs und zum Teil noch nomadischen Stämme mit Belutschen-Blut, sind von Natur kriegerisch, ausdauernd, anspruchslos und mutig. Eine Waffe zu tragen gilt ihnen als hohe Ehre; für ein Gewehr geben sie ihr letztes Hab und Gut hin. Wenn das Vermögen zu einer außerordentlich wertvollen Waffe - für ein deutsches Infanteriegewehr wurden mir ohne weiteres 3000 Rupies geboten, für einen Kavallerie-Karabiner, Modell 88, 1200 - nicht reicht, so trägt er doch wenigstens ein Patronengehänge um die Brust oder ein blankes russisches Bayonett in der Hand. Unter den Offizieren wie Mannschaften bin ich außerordentlich vielen dienst- und lernwilligen begegnet. So kam beispielsweise der afghanische Kriegsminister zu Herrn Niedermayer, um sich von ihm über die Pflichten eines Kriegsministers belehren zu lassen. Auch mich fragte der bei jeder Gelegenheit, welches seine eigentlichen Funktionen seien. Dem österreichischen Hauptmann Schreiner, der mit zwei anderen österreichischen Offizieren uns bei unseren zeitweilig außerordentlich vielseitigen Aufgaben half, gelang es in ganz kurzer Zeit, etwa zwei Monaten, zwei vollständige Maschinengewehrabteilungen ganz modern auszubilden. Die Leute erwiesen sich als sehr anständig und unter einer Führung, zu der sie Vertrauen hatten, dienstefrig und zuverlässig. Die gleiche Beobachtung machte ich bei den auf unseren Ritten und Reise mitgegebenen Reitern. In militärischen Dingen wurden wir Deutsche, ich möchte beinahe sagen, mit Ehrfurcht als die höchst denkbare Autorität betrachtet. - Ich kann meinen kurzen Bericht, der mehr eine Anschauung von den Verhältnissen als Forschungsergebnisse bieten soll, nicht schließen, ohne kurz zu rekapitulieren, was in den wenigen Wochen, wo es uns die politischen Verhältnisse vergönnten, frei zu arbeiten, geleistet worden ist. Ich kann dies um so eher, als das Verdienst hierfür zum überwiegenden Teil Hauptmann Niedermayer und seinen Herren gebührt.

Wie aus der Darstellung der politischen Verhältnisse erhellt, war vor allem eine große Aufklärungsarbeit zu leisten, ehe der Emir, der seine Armee im Stillen doch für eine der besten der Welt hielt, sich von der Notwendigkeit von Verbesserungen überzeugen ließ. Bei einer Aufklärung des hohen Herrn, sowohl wie der militärischen Kreise über das, was nottat, war der größte Wert darauf zu legen, daß die blanke Wahrheit nicht entmutigend wirkte. Als dann wurde ein Reformprogramm in großen Linien ausgearbeitet. Vorgesehen waren u. a. folgende Punkte: Richtige Verteilung der vorhandenen Kräfte, d. h. Entlastung von Kabul, Besetzung der strategisch wichtigsten Übergangs- und Grenzpunkte, sowie Aufstellung einer Feldarmee, die bis dahin ja überhaupt nicht vorhanden gewesen war, Sammeln der nötigen Kriegsvorräte, Pferdefutter, Brotgetreide, Munition und anderen Materialien an geographisch sicheren Stellen, sofortige Beschaffung des nötigen Materials an Zug-, Reit- und Saumtieren, feldmäßiger Ausbau gewisser Grenzübergangspunkte unter Zugrundelegung der modernen Kriegserfahrungen, schleunigste Beschaffung von Rohmaterialien zur Herstellung von Munition und Sprengmitteln, alsbaldige Einberufung der befähigsten Kriegsschüler zu einer Art Generalstabsschule, Aufstellung von Lehrabteilungen für alle Waffengattungen, sofortige Herstellung von Verbindungen durch Heliographen oder Meldereiter auf den wichtigen Verkehrs- und Zugangsstraßen, kartographische Aufnahmen einzelner Landesteile, Vervielfältigung der vorhandenen Karten und vieles andere mehr. In allen diesen Punkten wurde in der Zeit vom Dezember 1915 bis März 1916 ein außerordentlich viel versprechender Anfang gemacht. Es wurde sofort eine praktische Felddienstordnung, die auf die besonderen afghanischen Verhältnisse zugeschnitten war, und außerdem die neuesten Kriegserfahrungen aller Waffengattungen, die ja unter uns vertreten waren, berücksichtigte, hergestellt und übersetzt und vervielfältigt. Wie ein Evangelium nahmen die afghanischen Offiziere die ihnen damit übermittelten militärischen Weisheiten auf. Die Generalstabsschule wies nach Überwindung des ersten Mißtrauens und des niederschmetternden Erstaunens, mit dem man zunächst dem gänzlich Neuen gegenüber getreten war, recht nette Erfolge auf. Die Fabrik arbeitete mit Hochdruck, wurde zum ersten Mal von einem Fremden überhaupt inspiziert, der sie leitende General nahm mit größter Bereitwilligkeit jeden Verbesserungsvorschlag des österreichischen Offiziers, der in seinem Zivilberuf Ingenieur war, entgegen. Das Wort Dynamit, das sonst überhaupt nicht in den Mund genommen wurde, und das es, als es zum ersten Mal über unsere Lippen ging, das äußerste Entsetzen hervorrief, wurde nicht nur ungestraft gebraucht, sondern Dynamit selbst hergestellt. Granaten und Schrapnells mit richtiger Zeitzündung, rauchloses Pulver, sowie Handgranaten wurden zum ersten Mal nach unseren Angaben gefertigt. Den Ausbau einer großen Demonstrations-Feldstellung, die erstmaligen Schießversuche der Gebirgs- und Feldartillerie sowie die Ausbildung technischer Truppen habe ich im Vorübergehen bereits an anderer Stelle erwähnt. Zu alledem wurde neben einem Generalfeldzugsplan eine Neuorganisation der ganzen Armee nicht nur vorgeschlagen, sondern sofort vom Emir genehmigt und verfügt.

Obwohl man uns, wie aus meinen Erklärungen an anderer Stelle ersichtlich, nur so lange frei arbeiten ließ, bis der damit beabsichtigte politische Zweck erreicht war, konnte diese kurze Zeit unserer Tätigkeit doch nicht ganz ohne sachliche Folgen bleiben. Wenn sie vielleicht auch in erster Linie uns wie den Afghanen den Beweis erbrachte, daß eine Reform in unverhältnismäßig kurzer Zeit aus Afghanistans eigenen Mitteln heraus möglich gewesen wäre. Dem europäischen Beurteiler möchte dies vielleicht nicht ganz verständlich erscheinen; er



erscheinen; er bedenke aber neben vielen anderen Einzelumständen, die mich aus der Anschauung der Verhältnisse heraus zu meinem Urteil führen mußten, daß Afghanistan vom absolutesten Herrscher Asiens regiert wird und Schwierigkeiten personeller Art sowie solche, die aus der Kompliziertheit der Regierungsmaschinerie oder der Wirtschaftsverhältnisse sich ergeben, garnicht kennt. Auch das Volk ist gewohnt, heute wenigstens noch, jede Anordnung, die von Seiner Majestät kommt, als unmittelbar von Gott gegeben, willig hinzunehmen. So wäre es beispielsweise möglich, eine allgemeine Wehrpflicht, ein Aufgebot der vielen Privatpersonen gehörenden, aber ohne wirtschaftliche Verwendung weidenden Tiere, eine große Sammlung von Nahrungsmitteln und Futtermitteln, sowie den Bau von Befestigungsanlagen in einer ganz kurzen Zeit vorzunehmen, ohne durch all diese eingreifender Maßnahmen die nationale Wirtschaft auch nur im geringsten zu stören. Richtig durchgeführt könnten sogar derartige Anordnungen die wohlthätigsten sozialen Wirkungen haben.

Mit meinem Urteil über die afghanische Armee habe ich naturgemäß auf meinen Reisen im Lande sehr zurückgehalten. Wichtigen und vernünftigen Personen gegenüber habe ich nur so viel gesagt, um sie von der Einbildung, der auch sie meist bezüglich der afghanischen Armeetüchtigkeit verfallen waren, im Interesse selbständiger Reformarbeit zu heilen. Im Auslande, wo ich noch häufiger interpelliert wurde, habe ich stets mit höchster Achtung von der Militärtüchtigkeit des Afghanen und den Entwicklungsmöglichkeiten ihrer Armee gesprochen. Galt es doch für mich besonders unter den Indern dem Glauben nicht entgegenzutreten, daß eine Erlösung vom Fremdenjoch kommen könnte und daß sie mit Hilfe von Afghanistan auch heute noch nicht unmöglich sei. Die Russen sind anscheinend wenig gut über die Verhältnisse in der afghanischen Armee unterrichtet, während ich bestimmt weiß, daß die Engländer, die gewiß an dem heutigen Stand der Dinge die Schuld tragen, genau über sie unterrichtet sind. Auch sie aber rechnen mit dem moralischen Prestige, das Afghanistan als einziger, infolge seiner geographischen Lage unabhängiger Staat in Indien genießt und hüten sich, eine Reform der Verhältnisse durch deren Kritik anzuregen.

Undatierter Bericht vom Sommer 1917. Nachlaß des Verfassers, Bibliotheca Afghanica, Liesetal, Schweiz.

Werner Otto von Hentig, geboren 22. Mai 1886 zu Berlin, gestorben 8. August 1984 in Goksem auf Kap Lindesnes, Norwegen.

